ogr. C. 3448=2

(Wilder)

<36621909060015

Bayer. Staatsbibliothek
<36621909060015

Biographien hingerichteter Personen

die sich

durch ihre hohe Würde,

Gelehrsamkeit, Verbrechen, Unschuld oder Martern

auszeichneten,

aus

den besten Schriften

gesammlet.

Zweyter Theil.

Nürnberg,

bey Ernst Christoph Grattenauer,

1791.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die gütige Aufnahme, welche der erste Band dieser Biographien hingerichteter Personen im Publikum fand, ja der sogar in ein Paar Rezensionen geäußerte Wunsch einer baldigen Fortsetzung dieser Sammlung, machte dem Herausgeber Muth, seinem Versprechen gemäß, einen zweyten Theil nachfolgen zu laßen, der in Absicht seiner Einrichtung dem ersten fast durchgängig gleich ist.

Zwar war es des Herausgebers Absicht, das Wort: hingerichtete Personen in weiterm Verstande zu nehmen und, wie er in der Vorrede zum I. Bande sich ausdrückte, das Leben und den Tod solcher Personen zu beschreiben, "die theils unter den Händen des Henkers ihr Leben endigen mußten, theils sonst im Tumulte oder im Gefängniße hingerichtet wurden." Da jedoch ein Paar übrigens ganz billiger Rezensenten es an dem ersten Theile tadelten, daß darinnen auch von solchen Männern Nachrichten sich fänden, die im Tumulte ihres Lebens beraubet wurden, zum Ex. von dem Marschall d'Ancre, dem Prof. Lowiz, und den beeden Witten; so schränkt er itzt dieß Wort hingerichtet, ein, und liefert in gegenwärtigem zweyten Theile bloß Biographien von solchen Personen, die wirklich unter den Händen

des Henkers starben. Die VII. Biographie ist wegen ihrer Vortreflichkeit ganz ungeändert und einige andere, z. E. die V. IX. und X. größtentheils, nur mit Weglaßung einiger Dinge, oder mit nothwendigen Zusätzen, aus bereits mit Beyfall aufgenommenen Schriften entlehnt worden, welches die berühmten Herren Verfaßere derselben hoffentlich für keine Beleidigung achten und rügen werden, da ja die Quellen jedesmahl gewißenhaft angezeigt worden sind, und der Herausgeber gerade diese Biographien, bey denen sie ihm so gut vorarbeiteten, für die vorzüglichsten Stücke in seiner Sammlung ausgiebt.

Noch sind die Lebensbeschreibungen eines André, Byngs, Calas, Katte's, Ghika's, von Görzens, von Löwenhaupts, Pugatschews, Struensee's, Wasers und Zahlheims in neuern; eines Timoska, Ankudina, Bragadinus, Cinqmars, Crells, Marino, Falieri, Lauds, de Luna, Marillacs, Marloratus, Thomas Morus, Raleighs, Ridleys, Roßwurnis, de Thill, de Thou, in ältern Zeiten, und vieler anderer, gleich berühmter oder berüchtigter Personen, für einen dritten und vielleicht auch vierten Theil aufgesparet, die zu seiner Zeit nachfolgen, eben so unterhaltend wie ihre beeden Vorgänger und daher denn auch dem Publikum nicht ganz unwillkommen seyn werden.

Verzeich-

Verzeichniß
der
sämtlichen Biographien des zweyten Theils.

Seite

I. Herzog von Biron, Admiral und Marschall von Frankreich 1

II. Saint Previl, französischer Feldmarschall und Gouverneur zu Arras . . 26

III. Everard Digby, Theilnehmer an der Pulververschwörung zu London . . . 47

IV. Wolfgang Schuch, Pfarrer zu St. Bild in Lothringen 90

V. Paul Hector Mair, Rathsdiener, Stadtcaßier und Proviantcaßier zu Augsburg . 69

VI. Pater Johann Caspar Cratz, Jesuit und Mißionair zu Tunkin . . . 84

VII. Lamoral, Graf von Egmont, und Philipp v. Montmorency, Graf von Hoorn zu Brüßel . . . 97

VIII. Johann Atherton, Bischof zu Waterford in Irrland 135

IX. D. Wilhelm Dodd, Hofprediger zu London 149

X. Anton Joseph Suter, Landammann im Canton Appenzell 199

XI. Otto Brüggemann, Herzogl. Holsteinischer Gesandter nach Persien . . . 217

XII. Ja-

Seite

XII. Jacob Clement, Dominikanermönch und Mörder Heinrichs des III. . . 241

XIII. Peter Barriere, wollte König Heinrich den IV. ermorden . . . 248

XIV. Johann Chatel, hatte ebenfalls die Absicht König Heinrich den IV. zu tödten . 253

XV. Franz Ravaillac, Mörder Heinrichs des IV. 261

XVI. Robert Franz Damiens, wagte einen Anfall auf das Leben König Ludwigs des XVI. 270

XVII. Herzog von Aveiro, Marquis von Tavora, deßen Gemahlin, und andere Mitverschworne rc. . . . 287

XVIII. Markus Montreal, Johanniterritter und Haupt der italienischen Partheygänger 318

XIX. Jacob von Armagnac, Herzog von Nemours, und Graf von la Marsche . 329

XX. Thomas Armstrong, Verbrecher der beleidigten Majestät . . . 340

XXI. Johann Fischer, Cardinal und Bischof von Rochester 354

I. Carl

I.

Carl von Gontaut, Herzog von Biron *)

Admiral und Marschall von Frankreich, wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät in der Bastille zu Paris 1602. enthauptet.

Dieser in der französischen Geschichte so berühmte Mann war ein Sohn des gleichfalls großen Marschalls von Frankreich, Armondi von Gontaut, Herzogs von Biron, und Johannens aus dem Hause Ornesan. Ob er gleich in seiner ersten Jugend bei seines Vaters Schwester, der Madam von Büsamburg in der reformirten Religion erzogen worden war, so machte ihn doch sein Vater nachher zum Catholiken und widmete ihn schon in seinem 15ten Lebensjahre dem Soldatenstande. Er bildete nicht nur seinen fähigen Verstand in Erlernung mancher Wissenschaften frühzei-

tig

*) S. allgemeine Welthist. 39. B. p. 83. — 87. Lezte Gesinnungen zum Tode verurth. Standesperf. I. B. p. 263. — 305. Joh. Merkens Trauerschaubühne, p. 41. — 69. und Zieglers Schauplatz der Zeit, p. 781. — 783. Allgem. histor. Lexic. Leipz. 1722. II. B. p. 450. 451. Memoires historiques et authentiques sur la Bastille, Tom. I. 1789. 8.

tig aus, sondern legte auch von seinem unerschrockenen Muth in Kriegs- und Friedenszeiten thätige Proben ab. Wie er sich durch Erlegung seines Nebenbuhlers bei Madame de Caumont, des Carl Caranza im Duell, den Namen eines vortreflichen Fechters zuwegen brachte, so erwarb er sich auch den Ruhm eines Helden in den Schlachten vor Carignan und Aumade, wie auch in den Belagerungen vor Paris und Rohan, bei dem die vortreflichen Unterweisungen seines Vaters in den Waffen und in der Kriegskunst nicht vergeblich gewesen wären. Daher konnte ihm denn eben derselbe bereits im Jahre 1580., als er das Unglück hatte, unglücklich vom Pferde zu stürzen und sich zu beschädigen, mit Bewilligung der übrigen Offiziere das Commando über die unter ihm stehenden Truppen auftragen.

Zur Belohnung seiner wichtigen Dienste, die er dem Vaterlande leistete, schenkte ihm König Heinrich IV. nicht nur seine völlige Gunst und Zuneigung, sondern überhäufte ihn auch mit den größten Ehrenstellen, wornach nur immer ein Mann von seinem Stande streben kann. Schon im Jahre 1589. da er erst 24. Jahre zählte, erhob er ihn zum Feldmarschall, und da er noch nicht ganz in allen zu diesem Amte gehörigen Dienste hinreichende Erfahrungen besaß, so verrichtete selbige sein Vater eine Zeitlang für ihn. Bald darauf, im Jahre 1592. nemlich, machte er ihn zum Admiral von Frankreich, und da er diese wichtige Stelle im Jahre 1594. an

Herrn

Herrn von Villars abgetreten hatte, so trug er ihm dafür die nicht geringere Würde eines Marschalls von Frankreich auf. Nach Verfluß von 4. Jahren, 1598. nehmlich, schmükte er ihn mit der Würde eines Herzogs und Pairs, machte ihn zum Ordensritter, und vertrauete ihm sogar die Statthalterschaft Burgund an. Allein, sein Ehrgeiz war unersättlich, er bildete sich ein, an persönlichen Verdiensten jedermann zu übertreffen und glaubte, die Lobsprüche, die Freundschaft des Königes und die von selbigem ihm aufgetragenen Ehrenstellen wären doch nur eine unvollkommene und wenig bedeutende Vergeltung seiner ihm und der Crone geleisteten Dienste. Daher faßte er denn den unerlaubten Entschluß, sich selbst dadurch belohnen zu wollen, daß er sich zum Oberherrn eines Theils von Frankreich machte.

Bald nach dem Vevinensischen Friedensschluße wurde er nach Brüßel geschickt, um dem öffentlichen Eide beizuwohnen, mit welchem der Erzherzog Albrecht diesen Frieden beschwur; und dort fieng eigentlich seine Treue zu wanken an. Ein von Orleans gebürtiger und aus Frankreich vertriebener Liguiste, mit Namen Picoté, der ehehin ein Gefangener Birons gewesen war, und ihm nun zu Brüßel seine Aufwartung machte, bediente sich seiner natürlichen Arglistigkeit zum Unglück des Marschalls, und streute den Saamen der Untreue in das Herz dieses ausserdem so verdienstvollen Mannes. Er sagte ihm nemlich nach vielen Schmei-

cheleyen, es würde nur auf ihn ankommen, in dem Dienste der Spanier, zu dem höchsten Glük, das er nur wünschen könne, sich empor zu schwingen. Da der Marschall den Vorschlag nicht von sich wieß, sondern diesen Picote nach Frankreich einlud, um das weitere in dieser Sache mit ihm zu verabreden, so gab dieser den spanischen Ministern Nachricht davon, die es dann, vortheilhaft für Spanien zu seyn glaubten, diesen Handel weiter fortzusetzen. Um den Marschall noch besser an sich zu ziehen, liessen ihm hierauf die Minister durch den Picote eine Vermählung, entweder mit Marien von Oesterreich, einer Nichte Kaisers Maximilians des II. oder mit der natürlichen Schwester des Herzogs von Savoyen, oder mit der dritten Prinzeßin eben desselbigen versprechen. Da der Herzog von Savoyen nach Frankreich kam, ließ sich Biron tiefer ein und es muthmaßten schon damals einige, daß beide einander nicht so sehr entgegen wären, als sie von außen zu seyn, schienen. Demohngeachtet ließ der König dem Marschall das Commando über das Heer, welches den Befehl hatte, in Breße einzudringen, und seine Eroberungen meistens wider Birons Willen machte. So viel ist gewiß, daß selbiges, von ihm geführt, eine sehr vortheilhafte Gelegenheit, die Truppen des Herzogs von Savoyen zu überfallen, ungenützt vorbei streichen ließ.

In einer so wichtigen und dabei auch gefährlichen Unternehmung, wählte sich der Marschall von

Biron

Biron einen Vertrauten und geheimen Gehülfen. Dieß war ein gewisser Jacob la Fin, ein Mann ohne Treue und Glauben, der bei der Unruhe in Provence mit dem Herzog von Esdiguiere in Uneinigkeit gestanden war, der aus Furcht, es möchte ihn der König selbst aufheben lassen, hie und da im Reiche sich im Verborgenen aufhielt, und voller Schulden steckte. Unter gemachten grossen Versprechungen gewann ihn der Marschall so ganz für sich, daß ihm selbiger den Eid der Verschwiegenheit und Treue ablegte und sich von ihm, noch vor dem Friedensschluße mit Savoyen, nach Somo an dem Pofluße senden ließ, um dort mit dem Grafen von Fuentes einen Vertrag zu schliessen. Die wichtigsten Puncte, die dabei festgesetzt wurden, waren diese: Der Marschall sollte suchen, sich der Person des König Heinrichs auf der Jagd zu bemächtigen und wenn man ihn in die Hände bekommen hätte, ihn so lange gefangen halten, bis man ein Mittel fände, ihn nach Spanien zu schicken; den jungen königlichen Prinzen aber solle man mit Gift hinrichten und die Königin ebenfalls aus dem Wege schaffen. Wäre dieß geschehen, dann solle Frankreich unter den König in Spanien, den Erzherzog Albrecht von Oesterreich und den Herzog von Savoyen vertheilet und der Marschall von Biron dabei nicht vergessen werden. Dieser solle nemlich das Herzogthum Burgund, über das er ohnedieß schon Statthalter wäre, nebst der damit verknüpften Franche Comte, als völliges Eigenthum, und die dritte Prinzeßin des Herzogs von Savoyen, mit

einer Aussteuer von 500000. Thalern baar, zur Gemahlin bekommen.

Bald darauf, im Jahre 1600. nemlich, wurde der Friede mit Savoyen geschloßen. Dieß verursachte nun nicht nur, daß die Vollziehung des geschloßenen Vertrags einsweilen noch unterblieb, sondern setzte auch den Marschall in so große Verlegenheit, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als dem König seinen Fehler zu bekennen, und deswegen reuevoll um Verzeihung zu bitten, welche ihm auch wirklich wiederfuhr. Allein Birons Reue war entweder keine ihm von Herzen gehende, oder er ward am Könige eine gewiße Kaltsinnigkeit gegen ihn gewahr; kurz er gerieth auf den unseligen Gedanken, den Handel vom neuen anzufangen, und die gefaßten Anschläge doch noch wirklich ins Werk zu setzen. Er schickte in dieser Absicht den Baron von Lux, gegen den er, einige Zeit her, größere Vertraulichkeit, als gegen den la Fin bewieß, nach Mayland. Dieser einem andern vom Marschall erwiesene Vorzug, kränkte den la Fin ungemein, und reizte seinen Stolz und seine Rache aufs äußerste. Er faßte daher den Entschluß, den Herzog von Biron ins Verderben zu stürzen, und wurde in selbigem um so viel mehr gestärkt, da ihm der Stiftshauptmann von Chartres, sein Neffe, im Namen des Königes, eine vollkommene Verzeihung zugesichert hatte, wenn er das ganze Geheimniß ohne Rückhalt entdecken würde.

Der

Der verschlagene la Fin fieng nun die Sache folgender maßen an. Biron hatte auf einige, mit seiner Hand geschriebene Papiere, auch die wichtigsten Punkte des zu Somo geschloßenen Vertrages, eigenhändig gesetzt. La Fin stellte ihm vor, es stritte wider alle Behutsamkeit, diese Papiere aufzuheben oder jemanden mitzutheilen, da jedermann seine Handschrift kenne, dagegen seye es viel rathsamer, diese Puncte abzuschreiben, sein eigenhändiges Original aber dem Feuer zu übergeben. Der Marschall billigte nicht nur la Fins Vorschlag, sondern überlieferte ihm auch die Papiere, mit dem Auftrag, daß er sie selbst abschreiben solle. La Fin that solches wirklich in Birons Zimmer, der das Podagra hatte, und im Bette lag. Er gab hierauf dem Marschall die Abschrift, zerriß alsdann vor seinen Augen einige Papiere, welche die Form des Originals hatten, und warf die Stücke davon in den Camin, die wahre Urkunde hingegen hatte er bereits eben so heimlich als geschwinde zu sich geschoben. Er wollte hierauf noch mehrere nähere Umstände erfahren und begab sich deswegen nach Mayland zu dem spanischen Statthalter Fuentes: allein dieser verschlagene Spanier hielt ihn zurück und berichtete dem Herzog von Savoyen, wie verdächtig die Treue des la Fin wäre, und wie man sich seiner sowohl, als seines Secretairs Renaze zu bemächtigen suchen müßte, damit sie nicht wider Biron als unwiderlegliche Zeugen auftreten könnten. Zwar bekam der Herzog den Secretair in seine Gewalt, doch la Fin, der einiges von die-

sen so geheimen Nachstellungen erfuhr, trat eiligst die Rückreise an, setzte sie auf lauter abgelegenen Wegen fort und langte wieder glücklich am Hofe des Königs Heinrich an, dem er sodann ohne Säumniß die ganze, wider ihn und sein Reich geschmiedete Verschwörung entdeckte, und selbst Birons eigene Handschrift ihm vorlegte.

Es ist leicht zu erachten, welcher Unmuth und Verdruß deßwegen das Gemüthe des Königs beunruhigt haben müße, so daß er es für nöthig fand, um sich zu zerstreuen, auf kurze Zeit nach Poitou zu reisen. Bald darauf aber kehrte er nach Fontainebleau zurück, wo außer la Fin auch Birons Vertrauter, de Lüx, anwesend war. Dieser letzte wurde sehr bestürzt, als er in den ersten Tagen den la Fin vom Könige herausgehen sahe. Heinrich der IV. der solches sogleich merkte, war so klug, sich gegen den de Lüx zu verstellen und sagte deswegen zu ihm: "Nun bin ich einer großen Sorge "los! Ich habe nemlich mit dem la Fin geredet "und von ihm erfahren, wie falsch der Herzog von "Biron in vielen Stücken bey mir angegeben "worden." Der Baron de Lüx reisete nun ohne Zeitverlust nach Dijon in Burgund, wo damals der Marschall sich aufhielt, und hinterbrachte ihm diese Rede des Königs, die ihn sicherer als jemahls machte, um so viel mehr, da auch la Fin an ihn geschrieben und ihm berichtet hatte, es wäre ihm gelungen, den König ganz für ihn zu gewinnen, und allen Argwohn desselben dadurch zu vereiteln,

daß

daß er ihm versicherte, er wäre ehehin bloß aus Religiosität nach Italien gereiset, um Loretto zu besuchen.

Nun wünschte der König nichts mehr, als den Marschall von Biron an seinen Hof zu bringen. Er ließ ihn deswegen aufs freundschaftlichste durch den Hrn. Vidame de Chartres zu sich nach Fontainebleau einladen. Doch dieß war im Anfange vergeblich, weil Biron, dessen Besorgniße doch nicht ganz und gar gehoben waren, sich durch einige Ausflüchte, zu kommen, entschuldigte. Hierauf wurde die Einladung wiederholt und zwar gieng Hr. Von Escüres, ein vertrauter Freund Birons, zu selbigen, der ihm melden mußte, daß ihn der König einmahl für allemahl zu sprechen verlange, und wenn er zu kommen ein Bedenken trage, so würde der König zu ihm kommen. Da ihn nun auch dieser nicht überreden konnte, sich am Hofe einzufinden, so war endlich der an ihn abgeschickte Präsident Jeamim so glücklich, ihn durch die stärkste Versicherung von der Gnade des Königs zu überreden, daß er selbigen seine persönliche Aufwartung machte. Er kam am 13. Junii 1602. des Morgens um 6. Uhr von 8. Personen aus seinem Gefolge begleitet, zu Fontainebleau an, und wirklich stand der König eben im Begriff, ihn zu sich mit Gewalt hohlen zu lassen.

Sobald der Marschall zum König ins Zimmer trat, umarmte ihn dieser aufs vertraulichste und sagte lachend zu ihm: "Sie haben recht wohl ge-

"than, daß Sie gekommen sind, denn sonst würde "ich Sie selbst gesucht haben." Als sich hierauf der Marschall wegen seines verzögerten Kommens an den Hof, gegen den König mit vielen Scheingründen entschuldigt hatte, so führte ihn Heinrich auf die Seite, und sagte ganz liebreich zu ihm; er seye zwar von seinen untreuen Anschlägen nur allzusicher überzeugt, doch sollte er ihm freywillig alles selbst gestehen, und ihn von seiner Reue überzeugen, dann werde ihm alles gänzlich verziehen werden, es möchte auch seyn was es wollte, das er wider ihn begangen hätte. Biron betheuerte hierauf, und zwar in stolzem Tone: Er wüßte nichts zu bekennen, und seye nicht deswegen nach Hofe gekommen, um sich daselbst zu rechtfertigen, sondern vielmehr zu bitten, daß man ihm anzeigen möchte, wer seine Feinde wären, damit er sich alsdann Gerechtigkeit wider sie erbitten, oder sich selbst an ihnen rächen könnte.

So sehr diese Halsstarrigkeit Birons den König reizen mußte, so unterdrückte er doch, in Rücksicht der übrigen großen Verdienste des Marschalls, seinen Unwillen gegen ihn, und gab daher dem Grafen von Soißons den Auftrag, sich alle Mühe zu geben, ob er nichts, das für ein Geständniß gelten könnte, vom Herzog herauszubringen vermögend wäre. Doch dieser hinterbrachte es bald dem Könige, daß sein Beginnen fruchtlos gewesen sey. Der König führte Tags darauf den Marschall im Garten spazieren, und versprach ihm aufs neue

die

die vollkommenste Begnadigung, wenn er sein Verbrechen gestehen würde. "Ich begehre es" sagte er zu ihm "deswegen aus ihrem eigenen Munde zu hören, damit sonst keiner, als wir beede es wißen möchten." Doch Biron, der nichts weniger glaubte, als daß la Fin so viel verrathen, und sogar eigenhändiggeschriebene Sachen von ihm, als unumstößliche Zeugen wider ihn, dem Könige überliefert habe, beharrte auf seinem Läugnen, und drang aufs neue in den König, daß er seine Verläumder strafen, oder ihm dieselbigen mit Namen bekannt machen möchte, damit er sich durch seinen Degen Recht verschaffen könnte. Ueber diese Verstockung des Marschalls, der seiner sträflichen Vergehungen sich gar wohl bewußt war, und doch auf seine vorgebliche Unschuld mit größtem Ungestüm pochte, wurde der gute König äußerst unruhig, betrübt und unschlüßig. Auf der einen Seite hielt die Neigung zu dem Marschall und die Menge der wahren Verdienste deßelben, seinen gerechten Zorn zurück; auf der andern trieb ihn die Schrecklichkeit seines Verbrechens, sein Hochmuth und seine Verhärtung, zur strengsten Strafe; überdieß machte die augenscheinliche Gefahr, in der so wohl seine eigene Person, als der ganze Staat schwebte, eine ungesäumte Vollziehung der Gerechtigkeit höchstnothwendig. Unter dieser Gemüthsunruhe begab sich Heinrich in sein Cabinet, fiel auf die Kniee nieder und bat Gott um einen richtigen Entschluß in dieser Sache. Mit heiterer Mine kam er in die anwesende Versammlung zurück, die sich mit dem Spiele

beschäf-

beschäftigte, und befahl dem Herrn von Vitry, Hauptmanne bey der königl. Leibwache, den Herzog in Verhaft zu nehmen, damit ihm der Prozeß gemacht werden könnte. Biron spielte eben nebst zwey andern Herren mit der Königin. Da ihm nun sein Mantel ziemlich von der Schulter hinab sank, so half ihm Hr. von Verennes selbigen wieder zu rechte bringen, und sagte dabey ganz leise zu ihm: "ihr seyd verlohren!" So sehr diese Nachricht ihn in Schrecken setzte, und verursachte, daß er ohne alle Aufmerksamkeit spielte, so wenig war sie doch im Stande, ihn zu bewegen, daß er sein Verbrechen eingestünde, als der König noch einen, aber freylich den letzten Versuch machte, in einem Nebenzimmer, in das er mit ihm ganz allein gegangen war, durch Bitten, Versicherungen und Beschwörungen ihn zum Bekenntniße zu bringen. Auf die Frage des sanftmüthigen Monarchen: "Was er denn mit dem Herzoge von Savoyen und dem Grafen de Fuentes für schlimme Unterhandlungen gepflogen hätte?" erwiederte er vielmehr im heftigsten Ton, unter ersichtlichen Merkmalen des heftigsten Grimms: "Sire, sie dringen auch gar zu sehr in einen ehrlichen Mann! Ich habe nie was anders im Sinne geführt, als was ich bereits angezeiget habe." Nun konnte sich König Heinrich nicht länger faßen. Voll Verdruß über die Großsprecherey und Hartnäckigkeit des Marschalls sagte er daher zu ihm: "Gut dann. Man wird die Wahrheit anderswo suchen müßen! Ich will sehen, was ich aus dem Grafen von

Auvergne werde bringen können! Adieu, Baron von Biron! Sie wißen nun, was ich Ihnen gesagt habe!"

Als Biron bald darauf aus dem Zimmer des Königs sich wegbegeben wollte, trat Herr von Vitry zu ihm, ergriff mit einer Hand seinen Degen, mit der andern aber seine rechte Hand und sagte dabey: Hr. Baron, der König hat mir befohlen, ihm für Ihre Person zu haften, überliefern Sie mir daher Ihren Degen. Als nun der Marschall ganz erstaunt antwortete: "du scherzest vielleicht mit mir, Vitry?" so versicherte ihm dieser, daß wirklich der König seine Gefangennehmung befohlen habe. Biron verlangte hierauf von ihm, er möchte ihm den Gefallen erzeigen, und ihm mit dem Könige noch einmal reden laßen, erhielt aber zur Antwort; dieß seye unmöglich, denn der König habe sich schon in sein Cabinet verfüget, und sahe sich alsdann genöthigt, ohne weitere Umstände, durch Uebergabe seines Degens, ein Staatsgefangener zu werden. Als ein solcher wurde er auch wenige Tage nachher zu Wasser nach Paris gebracht und daselbst sogleich in die fürchterliche Bastille gesetzet.

Drey Tage nachher kamen die nächsten Verwandten des Marschalls (denn ob er wohl sonst viele Freunde gehabt, so verstummten sie doch bey dieser Gelegenheit, weil er sich wider die Person des Königs verschworen hatte) nach Saint Maur des Foßes, wo sich damahls der König aufhielt,

um selbigem einen Fußfall zu thun, und nicht sowohl den Gefangenen in Absicht seiner unläugbaren Verbrechen zu entschuldigen, als vielmehr nur Begnadigung und Erbarmung für ihn zu erflehen. Sein Bruder, Herr de la Force, nachheriger Marschall von Frankreich, hielt im Namen der ganzen Familie Birons eine sehr rührende Rede. Heinrich beantwortete sie sehr liebreich, und entließ nachher die sämtlichen Freunde des Marschalls mit den Ausdrücken: Thun Sie, was Sie können, Seine Unschuld an den Tag zu bringen, ich werde ebenfalls thun, was ich kann.

Birons Lebensart in der Bastille war sonderbar genug. Er wollte im Anfang keine Speisen oder Getränke geniessen, aus Besorgniß, daß man ihn mit Gift zu vergeben gesonnen wäre. Er nöthigte jeden, der zu ihm kam, ein weitläufiges, verwirrtes Geschwätz anhören zu müssen, womit er sich zu rechtfertigen suchte. Bald pochte er auf seine grosse Verdienste um Frankreich und den König, bald rühmte er seine 35. Wunden, die er in Vertheidigung des Vaterlands bekommen habe, und bald schalt er den König, wegen seines schnöden Undanks. Uebrigens brachte er seine Zeit mit Lesung einiger Chroniken und Geschichtbücher zu. Im Anfang bildete er sich nichts weniger ein, als daß sein Prozeß schlimm für ihn auslaufen würde. Er rechnete auf die Gutherzigkeit des Königs, auf die vielgeltenden Fürbitten seiner am Hofe mächtigen Verwandten, und dachte ganz und gar nicht daran,

daß

daß la Fin so viele Zeugniße und Aussagen wider ihn habe darlegen können. Doch, als er erfuhr, daß seiner Familie Verwendung für ihn fruchtlos gewesen sey, und als er bemerkte, daß man ihn *auf das* genaueste bewache, daß niemand anders, *als* ohne Degen zu ihm ins Nimmer gelassen werde; und daß man ihm bei Tische keine spitzigen Messer gäbe; so konnte er sich nicht enthalten mit bitterm Lächeln, und doch voll Aergerniß, auszuruffen: "Ha! ich sehe wohl, man wird mich die Heerstraße nach dem Greveplatz wandern lassen wollen!"

Bey dem mit ihm angestellten gerichtlichen Verhör, wurden die Beweise wider ihn sehr stark und überzeugend befunden, seine Vertheidigungsgründe hingegen, waren äußerst schwach. Er erkannte sogleich seine Handschrift, als man ihm die oben erwähnten Papiere, mit den Puncten des treulosen Vertrags, wieß, nach dem er zuvor den la Fin, mit welchem man ihn confrontirte, für einen rechtschaffenen und wackern Cavallier erklärt hatte; das er freilich nie gethan haben würde, wenn er sich hätte überreden können, daß selbiger wirklich sein Hauptverräther wäre. Als dieser nachher in des Marschalls Gegenwart öffentlich aussagte, daß derselbe einen geheimen Briefwechsel mit Picoté geführt, und einen geheimen Vertrag mit Spanien und Savoyen zum Schaden des Königes, gemacht habe; als er erfuhr, daß durch den la Fin seine eigenhändigen Briefe und Papiere

piere meist vorgezeiget worden wären; so ergrimmte er so sehr über ihn, daß er die heftigsten Schimpfworte wider ihn ausstieß. Und da nachher noch andere Zeugen auftraten, die des la Fins Aussagen wider ihn bekräftigten; da sich besonders Renazé, sein eigener Secretair, auf den er sich mit den Worten berief: "Wäre nur Renazé hier, der würde wohl anders aussagen," ihm als Gegner unter die Augen stellte, so wußte er sich kaum mehr zu bändigen, und schalt und polterte in einem fort, wodurch er jedoch seine Sache nur destomehr verschlimmerte.

Nach dem Schluße des Verhöres wurden die Acten im Parlamente durchgesehen, und **Biron** am 27. Julii von der Bastille aus, in Begleitung des Herrn von **Montigny** und des Hauptmanns **von Vitry**, in einem bedeckten Boote nach dem Parlamenthause gebracht. Hieselbst waren seine Richter, an der Zahl 112. versammlet, die ihn in die Schranken treten hießen, wo ihm ein hohes Tabourett, sich niederzusetzen, gereicht wurde. Als er kaum die ersten Worte des Canzlers, der etwas undeutlich sprach, gehöret hatte, so stand er auf, trug sein Tabourett näher hinzu und sagte dabei: "Verzeihen Sie, daß ich mich nähere: ich verstehe Sie nicht, wenn Sie nicht lauter und deutlicher reden."

Nun las der Canzler die fünf Hauptpunkte der wider ihn anhängigen Klage vor, welche folgenden Innhalts waren: 1) Er sey mit **Picoté**,

wegen

wegen eines Verständnißes mit dem Erzherzoge, in Briefwechsel gestanden, und habe jenem 150. Thaler ausgezahlet, um dafür, dieser Sache wegen, zwey Reisen zu thun. 2) Er habe mit dem Herzog von Savoyen 3. Tage nach dessen Ankunft zu Paris, ohne Erlaubniß des Königs gehandelt, und ihm allen Beystand gegen und wider alle angeboten. 3) Er habe mit diesem Herzoge eine Verschwörung zur Bewürkung des Verlustes der Stadt Bourg und anderer Plätze gestiftet, an ihn geschrieben und ihm Nachricht zu Unternehmungen wider die Person und wider die Armee des Königs gegeben. 4) Er habe den König vor die Catharinenschanze führen wollen, damit derselbige getödtet würde und zu dem Ende den darinn liegenden Befehlshaber, von dem Orte und von dem Zeichen, woran er den König erkennen sollte benachrichtigt. 5) Er habe den la Fin als Unterhändler an den Herzog von Savoyen und Grafen von Fuentes geschickt.

Als der Marschall diese Puncte hatte verlesen hören, so hielt er zur Antwort darauf eine Rede mit so viel Gelaßenheit sowohl als Gründlichkeit, daß seine Richter dadurch ganz sicher würden verblendet worden seyn, wenn sie nicht an seiner eigenen Handschrift einen gar zu augenscheinlichen und unwiderleglichen Beweiß von seinen begangenen Verbrechen bereits in Händen gehabt hätten. Es war zehn Uhr, da der Marschall aufgehört hatte, zu reden. Man führte ihn auf dem nemlichen Weg

die Bastille wieder zurück, und von diesem Augenblicke an, konnte er nicht fertig werden, den Leuten, die ihn im Gefängniße bewachten, oder sonst zu ihm kamen, das ganze mit ihm angestellte Verhör, und was er darauf geantwortet habe, zu erzählen, und es schien, als ob er über diese Besprechung in in seinem Gemüthe recht zufrieden wäre.

Bald darauf versammelte sich das Parlament von neuen, verurtheilte ihn, daß er auf dem Richtplatze vor dem Rathhause enthauptet werden sollte, und setzte den 29. Juli zu seiner Hinrichtung fest. Um jedoch dem Verlangen seiner Verwandten zu willfahren, und in Rücksicht auf des Marschalls hohe Geburt, Stand und ehemalige wahre Verdienste, hauptsächlich aber, um einen Auflauf, besonders unter den Soldaten, die ihn sehr liebten, zu verhüten, erlaubte der König, in einer von St. Germain aus, wohin er sich mit Vorsatz begeben hatte, schriftlich ertheilten Ordre, daß die Vollstreckung des Urtheils in der Bastille geschehen dürfte.

Als er am Tage seiner Hinrichtung des Morgens um zehen Uhr den Canzler in die Bastille kommen sahe, steckte er seinen Kopf zum Fenster bis an das eiserne Gegitter heraus, und rufte überlaut: "Mein Gott! ich bin des Todes! O was ist das für eine Ungerechtigkeit, einen unschuldigen Mann ums Leben zu bringen! Herr Canzler, kommen Sie hieher, um mir den Tod anzukündigen? Ich bin unschuldig an dem, was mir aufgebürdet wird!" Indem er aber immer so zu schreyen fortfuhr,

fuhr, setzte der Canzler seinen Weg ungestört fort, und befahl, man sollte ihn in die Capelle bringen, die sich nur wenige Stufen unter seinem Zimmer befand. Hier erlaubte er sich nun die zornigsten Reden, die ungestümmsten Vorwürfe, führte eine Menge Exempel von Leuten an, die sich gegen ihre Regenten, weit ungetreuer als er bewiesen hätten, und doch gänzlich begnadiget worden wären, redete so geschwind und sagte so vielerley Dinge bald wider den König, bald wider den la Fin und andere, die wider ihn gezeugt hatten, bald wider seine Richter, daß der Canzler kein Wort vor ihm aufbringen, und kaum so viel sagen konnte, als erforderlich war, um vollends den Pflichten seines Amtes ein Genüge zu thun. So bald er aber Gelegenheit fand, ihn zu unterbrechen, gab er sich Mühe, sein Gemüth zu beruhigen und redete ihm nachdrücklich zu, daß er doch an Gott gedenken, und sich auf seinen Tod bereiten möchte, wozu ihm, die für ihn bestimmten Geistlichen, D. Garnier, nachmahliger Bischof von Montpellier, und Magnon, Pfarrer bey der Kirche St. Nicolas = des Champs, treulich behülflich seyn würden.

Auf die Forderung des Canzlers, er sollte ihm das bisher besessene Ordenscreuz einhändigen, das der König zurückbegehre, zog er selbiges, in das Ordensband gewickelt, aus der Tasche, wog es in seiner Hand, überreichte es dem Canzler und sagte dabey: "Ja, Herr Canzler, hier ist es, ich schwöre

ihnen zu, so wahr ich Theil am Paradiese zu haben hoffe, so wahr ist es auch, daß ich den Statuten des Ordens nie zuwider gehandelt habe." Hierauf verlangte der Canzler auch den Marschallsstab von ihm, doch Biron sagte ihm: den hätte er niemals getragen. Nachdem der Marschall noch eine gute Weile die ungestümmsten Reden ausgestoßen; seine Unschuld bey seiner ewigen Verdammniß beschworen; von seinem Tod, daß er seiner Familie nicht zur Schande gereichen werde, versichert; wider seinen Verräther la Fin gepoltert, und die Erlaubniß vom Canzler erhalten hatte, sein Testament zu machen — und dieß so gar "zum Besten eines kleinen Bastards, den er hätte, und einer Weibsperson, die seinen Gedanken nach schwanger von ihm wäre" — so wurde endlich der Canzler seiner Reden müde und entfernte sich wieder unter den Worten: Mein Herr Marschall, ich wünsche Ihnen einen guten Tag! "Was für einen guten Tag?" erwiederte Biron. Aber der Canzler gieng, ohne etwas weiter zu sagen, die Treppe hinunter, und ließ die beyden Geistlichen, nebst dem Criminalschreiber, Voisin, bey ihm.

Bald darauf sagte dieser letztere zu ihm: Herr Marschall, es ist nöthig, daß Ihnen Ihr Urtheil vorgelesen werde. Als ihm angezeigt wurde, er müße sich dabey niederknieen, so gieng er zu dem Altare der Capelle, fiel mit dem Knie auf die Erde, lehnte sich mit dem Ellbogen an den Altar, behielt seinen Hut in der Hand, und hörte alsdann sein

Urtheil

Urtheil an. Bey den Ausdrücken in selbigen: Verbrechen der beleidigten Majestät, sagte er nichts, als er aber die Worte hörte: weil er des Königs Person angetastet, so kehrte er sich eiligst um, und sagte: "es ist nicht an dem, das ist falsch, streichen sie das weg." Da es ferner hieß, daß er an der öffentlichen Richtstätte vom Leben zum Tode gebracht werden sollte, rief er noch viel heftiger als zuvor, aus: "Was? ich auf dem Platz la Greve?" und versicherte, daß es nicht in ihrer Macht stünde, ihn dahin zu bringen, gesetzt auch, daß sie ihn mit vier Pferden dahin schleppen wollten. "Es ist dem Uebel schon vorgebeugt," fiel ihm nun der Criminalschreiber in die Rede; "es soll hier inwendig geschehen; diese Gnade läßt ihnen der König wiederfahren." "Was denn für eine Gnade?" erwiederte er hierauf. Als man endlich in *dem Urtheile* darauf kam, daß alle seine Güter confiscirt seyn und das Herzogthum **Biron** an die Crone wieder zurückfallen sollte, so brach er voll Ungestümm in die Worte aus: "Das vermag der König nicht! Mein Gut gehöret meinem Bruder zu, der muß es haben! Der König sollte sich an meinem Leben begnügen, das er ohnedieß unrechtmäßiger Weise nehmen läßt!"

Nun hätte **Biron** der Gewohnheit nach, auch gebunden werden sollen; alleine als der Henker dieß Geschäfte vornehmen wollte, so widersetzte sich der Marschall selbigem mit Gewalt. Weil jedoch **Herr von Sylleri**, des vom Oberpräsidenten deshal-

den erhaltenen gegenseitigen Befehls ohngeachtet, es für unnöthig hielt, ihn zu binden, und dabey versicherte, er nehme die Verantwortung deswegen zur Hälfte auf sich, so blieb er frey.

Die beyden Geistlichen gaben sich hierauf alle Mühe, sein Gemüthe in Ruhe zu bringen, und ihn zu bewegen, daß er von jetzt an, an nichts weiter gedenken möchte, als an die Angelegenheiten seines Gewißens. Alsdann legte er seine Beicht ab, die fast eine Stunde dauerte, machte sein Testament und erwartete alsdann seine letzten Augenblicke, freylich unter eben so großer Beängstigung als Zerstreuung, denn er gieng im Zimmer auf und ab, bald stillschweigend, bald sich wegen seiner Unschuld rechtfertigend, bald auf den la Fin fluchend.

Das Schaffot war in dem Theile des Hofes, gegen die Pforte zu aufgerichtet, wo man nach dem Garten gehet. Es war ohngefähr fünf Schuhe hoch, und nicht viel länger, ohne alle Verzierung. Man stieg vermittelst einer kleinen Treppe von fünf Stuffen auf dasselbige.

Als es Nachmittags fünf Uhr war, sagte der Criminalschreiber zu dem Marschall: "es wäre nunmehr Zeit, herunter zu gehen, um zu Gott hinauf zu steigen," welcher Anweisung er willig gehorchte, und durch die im Hofe befindliche Wache langsam, mit abgemeßenen Schritten, gieng, ohne etwas zu sagen, außer einem dreymaligen Ach, wobey er seine Stimme immer stärker erhob. Da er

an

an den Fuß der Treppe des Blutgerüstes gekommen war, so fiel er auf seine Kniee, warf den Hut auf den Boden und betete mit den beyden ihm zur Seite stehenden Geistlichen, ohngefähr eine halbe Viertelstunde lang, ganz leise. Nachher stieg er in seinem grautaftnen Kleide unerschrocken auf das Schaffot, zog sein Wamms selbst aus, gerieth dann aufs neue in Declamationen von seiner Unschuld, empfieng die Absolution, wendete sich sodann zu der unten stehenden Wache und redete sie an: "O ich wünschte herzlich, daß mir jemand unter euch einen Musketenschuß durch die Ranzen gäbe! Ach, wie kläglich ist das! Die Barmherzigkeit ist ausgestorben!"

Als man ihm hierauf sagte, sein Urtheil müße noch einmal verlesen werden, erwiederte er: "*ich habs ja schon gehört*," redete bey Bekanntmachung desselben, immer drein, jedoch ziemlich bescheiden, nur bey den Worten, daß er dem Könige nach dem Leben getrachtet habe, fuhr er hitzig auf und rief: das ist falsch, streichen Sie das weg!

Darauf verband er sich selbst die Augen und knieete nieder, stand aber gleich nachher wieder auf, zog das Schnupftuch herab, und blickte starr den Scharfrichter an. Da man ihm nun sagte, es müßten ihm die Haare abgeschnitten und er gebunden werden, so schriee er mit einem Schwur: es komme mir ja keiner nahe; ich kann es nicht ausstehen, und wenn ihr mich in Harnisch jaget,

so erdroßele ich die Hälfte von denen hier Anwesenden. Man war itzt voll Unruhe, glaubte daß Biron Willens wäre, sich des Schwerdtes zu bemächtigen, das er jedoch nicht zu sehen bekam, und man war schon im Begriff, vom Schaffot sich eiligst herab zu machen, wenn er Gewalt gebrauchen würde.

Endlich rufte Biron dem Baranton, der ihn in seiner Gefangenschaft bewacht hatte, welcher sodann auf das Schaffot kam, ihm die Augen verband, und seine Haare unter das Tuch hinauf schob. Darauf sah er den Scharfrichter mit wildem Blick an, biß die Zähne zusammen und schrie ihm zu: "Mache fort!" Doch dieser, den das wiederhohlte Aufstehen des niedergeknieeten Marschalls besorgt machte, er möchte beym Schwerdtstreiche nicht stille halten, bediente sich einer List, ihn auf andere Gedanken zu bringen und zu übereilen. Er antwortete ihm daher: "Herr Marschall, Sie müßen zuerst noch ihr Gebet: In deine Hände befehl ꝛc. hersagen;" winkte jedoch in dem nemlichen Augenblick seinem Knechte, ihm das Schwerdt zuzulangen. Kaum hatte ers in der Hand, als er schon den tödtlichen Hieb mit einer solchen Geschwindigkeit führte, daß es die wenigsten Zuschauer gewahr wurden. Der Kopf fiel von dem Hieb herunter auf die Erde, man brachte ihn aber wieder auf das Schaffot. Der Cörper wurde hierauf sogleich mit einem schwarz und weißen Tuche bedecket und noch am selbigen Abend in der St. Paulskirche

kirche mitten im Schiffe, vor der Canzel beerdiget. Es unterblieben alle sonst hiebey gewöhnliche Cärimonien, nur sechs Priester und einige wenige Personen, die von ohngefähr da waren, gaben Augenzeugen solcher seiner stillen Begräbniß ab; und Tags darauf hielt man ihm eine Seelmeße, der eine große Menge Volks beywohnte.

II.

Saint Previl *)

königlich französischer Feldmarschall Gouverneur zu Arras, im Jahre 1641. zu Amiens enthauptet.

Franciscus de Jußac, Herr von Saint Previl, trug von seinem vierzehenden Lebensjahre an, unter dem Könige so wohl, als unter dem Cardinal Richelieu die Waffen, und war einer der tapfersten und kühnsten Krieger, die Frankreich jemahls aufzuweisen hatte. Er sagte alles frey heraus, was er dachte, und erwarb sich bloß durch Anführung kleiner Haufen von Kriegsvölkern einen solchen Ruhm, daß Richelieu einsmahls zu ihm gesagt haben soll: Wenn ich nicht Richelieu wäre, so möchte ich St. Previl seyn.

Nach verschiedenen geringern Chargen, die er in jüngern Jahren bekleidete, wurde er vom Könige

*) S. Journal du Cardinal Duc de Richelieu, p. 794 — 833. Allgemeine Welthistorie, 39. Band, p. 374. 384. 385. Franzisci hoher Trauersaal, IV. Band, p. 971 — 1046. Zieglers tägl. Schauplatz der Zeit, p. 1254 — 1258. Joh. Merkens Trauerschaubühne, p. 690 — 709.

Könige zum Capitain seines Leibregiments erhoben, und befand sich in dieser Würde bey der 1632. zu Chastelnau dorry vorgefallenen Schlacht, ja er nahm in eigner Person den rebellirenden Herzog von Montmorency gefangen. Nachher machte ihn der König an die Stelle des Herrn de Rambures zum Gouverneur von Doulens, und gab ihm dadurch ein Amt, das jährlich 60000. Livres eintrug.

In der Belagerung der Stadt Arras, welche die Franzosen im Jahre 1640. vornahmen, bewieß sich St. Previl vorzüglich als einen muthigen Streiter, und war so glücklich, daß er, nachdem die Spanier bey einem hitzigen Gefechte sich bereits der ganzen Zufuhr für die Franzosen bemächtigt hatten, und nun im Lager der größte Mangel an allen nothwendigen Bedürfnißen einriß, zwey Tage darauf seinen kleinen Vorrath von Lebensmitteln ins Lager brachte. Hiedurch geschahe es, daß die Belagerung von Arras nicht nur nicht aufgehoben werden durfte, das außerdem unvermeidlich gewesen wäre, sondern daß man sie vielmehr mit dem besten Erfolge fortsetzen, und die Stadt und Festung selbst, auf erfolgte Uebergabe, bereits am 9. August wirklich in Besitz nehmen konnte. St. Previls geglücktes Unternehmen wurde ihm in der Folge reichlich belohnt, und der ihn begünstigende Cardinal, dem alles an der Eroberung von Arras gelegen war, verhalf ihm für die dabey geleisteten Dienste, bey dem Könige dazu, daß ihm das Gouvernement über Arras selbst aufgetragen wurde.

St.

St. Previl war jetzt mit Ehre und Ansehen überhäuft, allein statt daß er, auf diesem wichtigen Posten stehend, mit wahrer Klugheit auch Treue, Gerechtigkeitsliebe und Freundlichkeit gegen jedermann hätte verknüpfen sollen; handelte er oft unbehutsam, und streng, und gab überhaupt seinen Neidern und Feinden Gelegenheit, ihn um die Gunst des Cardinals so wie des Königs zu bringen, ja seine Hinrichtung in der Folge sogar zu veranstalten. Hauptsächlich waren es vier Sachen, die man ihm als große Vergehungen anrechnete.

Einst hatte sich ein Mönch in der zu Arras befindlichen Abtey St. Vast mit seinem Abte entzweyet, und gieng, um sich an demselbigen zu rächen, zu dem Gouverneur St. Previl mit der Anzeige, es lägen in dieser Abtey, so wie noch in einem gewißen Nonnencloster, viele Waffen verborgen, er möchte daher genaue Untersuchungen deshalben anstellen. St. Previl begab sich hierauf mit gewafneter Hand an beyde Orte hin, verlangte zuerst die Auslieferung der verheimlichten Gewehre, und da man vorgab, daß keine vorhanden wären, so ließ er solche in den, vom Mönche genau ihm beschriebenen Winkeln, durch seine Soldaten aufsuchen, die alsdann freylich mit vielem Ungestümm sich der Waffen bemächtigten. Hierüber wurde nun nicht bloß die Geistlichkeit erbittert, sondern auch das von derselben gereizte Volk wider ihn aufgebracht, und dem guten Gouverneur wurde der ungegründete Vorwurf gemacht, blos seine Affecten hätten

hätten ihn in das Nonnenkloster getrieben; die Aufsuchung der Waffen wäre nur der Vorwand gewesen, in dieses geheiligte Gebäude einzudringen, die wahre Ursache wäre gewesen, eine vorzüglich schöne Nonne darinn zu misbrauchen.

Bald darauf befahl St. Previl, einen Müller, der sich als Spion von den Spaniern gebrauchen ließ, und den man gefangen genommen hatte, mit dem Strange hinzurichten. Das Weib dieses Unglücklichen warf sich dem Gouverneur zu Füßen, und bat ihn auf das Dringendste, ihrem Manne um ihrentwillen das Leben zu schenken. Da sie eine Frauensperson von ganz ausnehmender Schönheit war, so rührte ihre Bitte den Gouverneur desto stärker und der verrätherische Müller wurde begnadiget. Man sagt, dieser Niederträchtige habe *selbst* eingewilliget, daß sein Weib die Liebe des Gouverneurs aus Dankbarkeit begünstigen dürfe, um durch sie geschützt, seine geheime Unterhandlung mit den Feinden fernerhin treiben zu können. Er that es auch, wurde jedoch abermahls ergriffen, und mit genauer Noth konnte es die Ehefrau deßelbigen bey dem St. Previl durch Schmeicheleyen und Bitten dahinbringen, daß er von dem so wohl verdienten Tod vermittelst des Stranges frey wurde. Diese neue Begnadigung machte den Bösewicht sicher, so daß er zum drittenmahl als Spion von den Spaniern sich brauchen ließ und abermahls eingezogen wurde. Nun ließ ihn der Gouverneur ohne Gnade hängen; allein eben hiedurch zog sich

St.

St. Previl, der jedoch aus Abscheu an seinem Verbrechen ihm den Tod zuerkannte, das von seinen Neidern und Feinden ausgesprengte Gerücht zu, er habe den Müller bloß deswegen hinzurichten befohlen, damit er das Weib deßelben desto ungehinderter zu seiner Wollust gebrauchen könnte.

Hiezu kam noch ein dritter Umstand, der das meiste beytrug, den Herrn von Saint Previl zu stürzen. Der Französische Marschall von Melleraye hatte nemlich die Stadt Bapaume durch Accord eingenommen und in der Capitulation ausgemacht, daß die spanische Besatzung des Morgens um 8. Uhr ausziehen, und unter französischem Schutze bis nach Dovay gebracht werden solle. Weil aber einige Ursachen es verhinderten, daß die Besatzung nicht eher als Nachmittags um 4. Uhr ausziehen konnte; so mußte selbige eine Meile von Dovay über Nacht im freyen Felde stehen bleiben, die französische Begleitung aber gieng wieder nach Bapaume zurück. Noch an demselbigen Abend erfuhr Saint Preuil, es wäre eine feindliche Parthey aus Bethune ausgerückt, um einen Anfall auf die Franzosen zu wagen. Der Gouverneur eilte daher sogleich diesen Feinden mit 600. Mann zu Fuße und 300. Mann zu Pferd entgegen, stieß jedoch zum größten Unglück auf die unter freyem Himmel campirende Besatzung aus Bapaume, und grief sie, weil er sie für das Commando aus Bethune hielt, sogleich mit vielem Muthe an. Da nun diese

Bapaume ruften, und sich zu erkennen gaben, so ließ der Gouverneur zwar zum Abzug blasen; allein seine Leute waren zu hitzig, und nicht abzuhalten, bis ein ziemlicher Haufe getödtet und die Mannschaft selbst rein ausgeblündert war. Zwar suchte St. Preuil dieß große Versehen dadurch wieder gut zu machen, daß er an den Spanischen Commendanten ein freundschaftliches Schreiben schickte, wegen seines Irrthums um Vergebung bat, die Hitze seiner Soldaten entschuldigte, und alles Geraubte wieder zurück gab, ja manches aus seinem Beutel ersetzte; so daß dieser wirklich gutgesinnte spanische Offizier mit dieser Genugthuung vollkommen zufrieden war. Allein seine Feinde wußten doch diese Uebereilung dem Saint Preuil als begangene grobe Verletzung des Völkerrechts anzurechnen, und in der Folge als Hauptursache zu seinem Untergange zu nützen. Besonders that solches Hr. von Melleraye, der Eroberer von Bapaume, der dem Gouverneur von jeher sehr gehäßig war.

Endlich ereignete sich auch noch viertens der für Herrn von Saint Preuil so fatale Umstand, daß er mit dem königlichen Kriegscommißair, Herrn von Ambray, der sich gegen einige Offiziere, welche die Zahlung des Soldes verlangten, ziemlich rauhe Reden erlaubet hatte, nicht nur deshalben in einen heftigen Wortwechsel gerieth, und sich der Offiziere annahm, sondern auch in der Hitze sogar auf den Kriegscommißair mit seinem spanischen

Rohre

Rohre los schlug, eben dadurch aber denselbigen zum unversöhnlichsten Haß reizte.

Dieser neue Feind des Gouverneurs, und alle übrige Widersacher von ihm, besonders aber der Marschall von la Melleraye suchten nun auf alle mögliche Art, ihn zu stürzen, und ihn bey dem Könige und Cardinal in Ungnade zu bringen. Ein sehr vertrauter Freund von ihm, Herr von Pontis, eilte in einer für St. Previl so critischen Lage, auf der Post nach Arras und rieth ihm, er möchte sich ohne Zeitverlust in Person nach Paris begeben, um sich zu vertheidigen, und dadurch die geheimen Nachstellungen seiner Feinde zu vereiteln; welchem Rath auch der Gouverneur folgte und sich mit ihm auf dem Weg machte. Doch kaum hatte er sechs Meilen zurückgelegt, als er sich wieder änderte. Unter dem Vorwand: "Er dürfe sein Gouvernement nicht verlaßen, ja wenn er ohne Erlaubniß aus selbigem nach Paris käme, so möchte man ihm selbiges nehmen," kehrte er wieder nach Arras unglücklicher Weise um; sein Freund mochte ihn bitten, und ihm vorstellen, was er wollte, es war alles vergebens.

Unterdeßen verklagten ihn seine Feinde an dem Hofe auf das härteste, wobey man besonders auf die Begebenheit bey Bapaume sich bezog. Leider gelang es ihnen auch, den König und Cardinal wider ihn einzunehmen, und besonders gelang es dem Hrn. von Melleraye, den Auftrag zu erhalten, daß er den Herrn von Saint Previl

in

in Arrest nehmen solle. Dieser eilte ohnedieß mit einer Armee nach Flandern, welche bey Arras zu stehen kam. Ehe dieselbige an den Ort ihrer Bestimmung gelangte, schickte der Marschall von *Melleraye* bereits an den Gouverneur, und ließ ihm ansagen: "er solle Quartiere für die Regimenter anschaffen." Da man dieß zu Arras als ein schlimmes Zeichen ansahe, so riethen einige dem Herrn von Saint Previl, die Thore zu schließen, denn es wäre beßer, vor dem Feinde als durch den Henker zu sterben. Doch St. Previl antwortete hierauf ganz bescheiden: "Da behüte mich Gott, daß ich wider meinen König den Degen ergreifen sollte. Mir ist des Marschalls Großmuth bekannt, darum will ich ihm entgegen ziehen."

Der Gouverneur machte sich hierauf, blos *mit einigen* wenigen Leuten, auf den Weg und ritt bis zur Abtey d' Avesne, wo er dem Marschall seine Aufwartung machte, der sich eben auf einem Saal befand. Die erste Rede des Marschalls war sogleich diese: "Herr von St. Previl, ich habe Befehl vom Könige, Sie gefangen zu nehmen," worauf dieser erwiederte: "Ich weiß es wohl, und komme eben deswegen hieher, den Willen des Königs zu erfüllen. Ich begehre nicht mehr, als drey Stunden, um mich bey Ihm zu verantworten, und in Ansehung Ihrer, mein Herr, wird mir eine schon genug seyn." Als er den ihm abgeforderten Degen übergab, so that ers mit den Worten: "Hier ist er! Er hat nirgends gefochten

als allein in dem Dienste des Königs." Unterdessen bemächtigte sich Herr Sobelin, Offizier aus dem Lager, in seinem Hause aller schriftlichen Aufsätze und Briefe, so wie man auch seinen Secretair, du Franc, und seine übrigen Bedienten alle in Arrest nahm. Zuletzt mußten auch noch die beyden Regimenter aus der Stadt ziehen, und unmittelbar darauf ließ man zwey andere an ihre Stelle rücken, ja noch vor Sonnen Untergang wurde sogar schon ein neuer Gouverneur: Herr de la Tour der Burgerschaft vorgestellt und ihm von ihr gehuldigt. Dieß alles geschahe an einem Tage, am 24. September 1641. nemlich.

Der gefangene Herr von St. Previl mußte indeß 3. Tage lang unter der Bewahrung des Herrn von Mance, Fähndrichs unter der Leibwache des Cardinals, in der Abtey St. Vaast verbleiben, bis die königliche Ordre kam, ihn und seine Leute nach Amiens zu bringen. Sechzig Mann von der Garde des Cardinals, bedeckten seinen Wagen und die Wägen, worauf seine Bedienten sich befanden, und unter solcher Bewachung langten diese sämtlichen Gefangenen am 29. September Vormittags um 10. Uhr zu Amiens an. Als Saint Previl daselbst zur Festung hineinfuhr, brach er aus Aergerniß und Ungedult sein spanisches Rohr und warf die Trümmer davon in den Festungsgraben. Er wurde hierauf in des Königs Haus gelegt, um welches man in größter Eile achtzehn Schuh hohe Palisaden machte, bey denen eine starcke

Wache von Schweizern stand, so wie auch in seinem Zimmer selbst eine Wache sich aufhalten mußte.

Zwey Tage nachher bekam Herr de Bellejambe, Oberrichter in der Picardie, den Befehl, dem Herrn von Saint Previl den Prozeß zu machen. Dieser reisete sogleich nach Arras, um alles genau zu untersuchen, und Zeugen wider den Gouverneur aufzufinden, deren er auch bald eine ziemliche Anzahl zusammenbrachte, weil er es an Beschenkung und Bewirthung derselben auf königliche Kosten, nicht ermangeln ließ. Mit diesen Zeugen kehrte er nach Amiens zurück, um sie bey der Inquisition dem Beklagten unter die Augen zu stellen, der, als einsmahl 27. auf einmahl wider ihn auftraten, sich nicht enthalten konnte, in die Worte auszubrechen: "Ich sehe wohl, daß man mein Verderben sucht, weil man mir so viele Gesichter vorstellt, die ich mein Lebtage weder gesehen noch gekannt habe."

Am 29. October wurde Saint Previl zum erstenmahl vor 24. Richtern, unter denen Bellejambe präsidirte, verhört. Nach gemachter tiefer Verbeugung beym Eintritt in die Landgerichtscammer, muste er sich auf einen mit Tapeten bedeckten Stuhl niedersetzen. Als er zu reden aufgefordert wurde, so stund er auf, hielt den Hut in der Hand, und machte einen 4. Stunden lang währenden Vortrag, der sich mit dem Ruhm seiner dem König geleisteten treuen Dienste anfieng, die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens erzehlte,

und seine Unschuld vertheidigte, zu welchem Ende er denn auch mehrere schriftliche Ordres vom Könige vorwies. Als man auf die Hauptfrage kam, so verantwortete er sich so gut, daß er alle seine Ankläger beschämte. Man beschuldigte ihn hauptsächlich, "er habe wider Ordre Gelder eingetrieben" er legte aber den Richtern die Briefe des Königs, und unter andern auch diesen vor: "Tapferer **Previl**! haltet euch resolut! Berupft das Huhn, ohne Geschrey! Macht es, wies andere machen. Folgt hierin dem Exempel anderer Gouverneure. Es ist alles von euch wohl gethan. Ihr habt alle Macht in eurem Gebiete. Schneidet, hauet, es ist euch alles erlaubt!" Ueber diesen königlichen Befehl, und über beynahe 30. andere Handbillete des Königes erstauneten seine Richter sehr, und erwähnten daher dieses Punctes in der Folge auch mit keinem Worte mehr. Man warf ihm dagegen andere Fehler vor, unter andern solche, die er bey seinem ersten Gouvernement zu **Doulens** hätte zu schulden kommen laßen. Alleine er zeigte deßhalben eine eigenhändige königliche Begnadigung vor und vertheidigte sich auch in Absicht aller übrigen Beschuldigungen, besonders aber wegen des ihm zum größten Verbrechen angerechneten Vorfalls bey **Bapaume**, so gut, daß die Richter für dienlich fanden, seine Verurtheilung bis auf den folgenden Tag zu verschieben.

Aus diesem Aufschub, und aus dem sogar durch Thränen von den meisten Richtern geäußer-

ten Mitleiden über sein Unglück, schloßen St. Previls Freunde, es müße sein Tod insgeheim schon fest beschloßen seyn. Er selbst bildete sich gleichfalls nichts anders ein, und richtete daher bey seiner Zurückkunft in die Cittadelle alle seine Gedanken auf das Sterben. Deßhalben machte er sein Testament, unterschrieb und siegelte solches, versagte sich die darauf folgende Nacht allen Schlaf, und führte lauter Gespräche, die vom Tode und der Ewigkeit handelten, bey welchen ihn, der ihm zugegebene Feuillantenbruder Bernhard de St. Jean, erbaulich unterhielt. Es wurde niemanden erlaubt, Fürbitten für ihn einzulegen, und ob er gleich einige Briefe an den König, Kardinal und Herrn de Noyers schrieb und absendete, so wurde doch niemand mit selbigen zur Vestung hinausgelaßen.

Den 30. Octobris wurde Saint Previl aufs neue seinen Richtern vorgestellt. Bei dieser wiederholten Inquisition ließ man nicht nur Zeugen wider ihn auftreten, sondern der Procureur wendete auch alle List und Mühe an, des Beklagten Entschuldigungen zu vereiteln und alle, zu seiner Vertheidigung vorgezeigten Schriften, zu verdrehen. So gezwungen dergleichen Auslegungen derselbigen waren, und so wenig man auch St. Previl eines todeswürdigen Verbrechens überwiesen hatte, so schritt man doch zu seiner Verurtheilung. Bellejambe, als Oberrichter, gab, vom Cardinal Richelieu gestimmt, zuerst sein Votum, und zwar ein

zur Todesstrafe verdammendes; der Generallieutenant von Amiens hingegen stimmte nur auf eine Gefängnißstrafe, die so lange dauern solle, als es dem Könige gefällig wäre. Zwar hielt sich Bellejambe sehr hierüber auf, allein dieser redliche Mann, der Referent bey der Inquisition war, erwiederte ganz freymüthig: "Mein Leben, meine Kinder und Güter stehen dem Könige zu Diensten, meine Seele und Gewißen aber gehören Gott. Ich habe meine Meynung aufrichtig gesagt, und niemand wird mich von selbiger abwenden können." Nun forderte der Oberrichter den Präsidenten von Abbeville auf, der sogleich auf den Tod des unglücklichen St. Previls stimmte, und alle übrige Richter ertheilten hierauf gleich verdammende Vota.

Kaum war durch diese Mehrheit der Stimmen sein Tod beschloßen, und sein Urtheil unterschrieben, als Bellejambe schon fragte: "Wo der Henker wäre?" und auf die Nachricht, er seye abwesend, den königlichen Procureur zu Amiens, de Villainecourt, deshalben zur Rede setzte. Als nun dieser hierauf sagte: "Es wäre nicht seines Amts für den Henker zu sorgen," so entstand zwischen beyden ein heftiger Wortwechsel, der jedoch auf die Nachricht, der Henker sey nicht weit weg, sich bald wieder endigte. Man konnte hierauf wegen des Platzes, wo die Hinrichtung geschehen solle, lange nicht einig werden, und einige drangen darauf, er solle vor der Cittadelle, an

der

der Stätte, wo man 1638. Herrn von Hencourt hinrichtete, enthauptet werden; endlich wurde jedoch der große Platz des Rathhauses hiezu erwählet. Da man aber vermuthete, die Freunde des Verurtheilten, deren Haufe groß war, möchten vielleicht zu seiner Befreyung einen Tumult anfangen, so verschloß man die Thore, und besetzte selbige mit einer zahlreichen Wache.

Die übrigen Tage bis zum 9. November, an dem das Urtheil ihm vorgelesen, und an ihm vollzogen wurde, brachte er auf die würdigste Weise hin, und machte sich auf sein nahes gewaltsames Lebensende christlich gefaßt. Als man ihm an gedachtem 9. November, der ein Sonnabend war, den Befehl bekannt machte, er solle zur Anhörung seines Urtheils vor Gericht erscheinen, und sodann zum Tode gehen, so sprach ihm der bey ihm anwesende Ordensgeistliche folgenden Trost zu: "Gehen Sie hin, und folgen Sie Jesu nach bis zur Schädelstätte, bis zum Creuzeshügel!" Hierauf erwiederte aber St. Previl: "Ach, welch ein großer Unterschied findet sich zwischen Jesu und mir! Er war ganz unschuldig, ich aber habe diesen Tod, wenigstens vor Gott, nur gar zu wohl verdient! Denn, obgleich die Mishandlungen, deren man mich beschuldigt, vor den Menschen des Todes nicht würdig sind, so habe ich doch an ihm gesündiget, wie Ihm, mir und Ihnen bekannt ist. Sein Wille geschehe! Er beweiset mir mehr Gnade, als ich verdienet habe, und will mir

mir heute, die bisher genoßene vergängliche Ehre vor Menschen durch eine unvergängliche und ewige Herrlichkeit im Himmel reichlich ersetzen!"

Hierauf setzte er sich, nebst dem Herrn de Guerriel und seinem Enkel in den Wagen, der ihn unter einer starken Bedeckung von königlichen Schweizern und Stadtschützen, nach dem Rathhaus bringen sollte. Als er bei selbigem angekommen war, nahm er im Aussteigen von seinen Begleitern Abschied, und bat sie, dem Könige und Cardinal Richelieu, so wie den Herren de la Melleraye und de Noyers zu melden, daß er als ihr gehorsamer Diener sterbe. Herr de Guerriel entfernte sich alsdann von ihm mit Thränen im Auge, denn sein Herz war zu voll von Mitleid, als daß er seine Hinrichtung hätte mit ansehen können, obgleich Herr von Bellejambe mit harten Ausdrücken dieß von ihm verlangte.

Nun brachte der Gewaltiger, (Prevot des Mareschaux) von seinen Leuten unterstützt, den unglücklichen St. Previl durch einen großen Saal in die Rathskammer, der bey diesem Gang die nemliche Kleidung, in der er gefangen worden war, einen Rock von grauem Tuche, nemlich, nebst einem Mantel von gleichem Tuche, an hatte, und einen schwarzen Hut, mit einer silbernen Schnur eingefaßt, auf dem Kopfe trug. Zuerst stund er einige Zeit vor dem Caminfeuer im Zimmer, und führte mit seinem Beichtvater geistliche Gespräche, alsdann erschien der Oberrichter Bellejambe, und 10.

Commißairs, welche er mit einer tiefen Verbeugung grüßte. Hierauf wurde ihm von dem Gerichtsschreiber sein Urtheil vorgelesen, und ob er gleich in selbigem verschiedener Beraubungen, unbefugter Gelderpreßungen, Gewaltthätigkeiten, ausgeübten Muthwillens und Ermordung des Fleury Guillain beschuldiget, diese Verbrechen ausdrücklich benennt, und ihm deswegen der Kopf abgesprochen wurde; so machte man ihm solches doch nicht wörtlich, sondern nur summarisch bekannt, weil die Richter sich vor seinem Widerspruche auf solche nicht erwiesene Dinge, nur allzusehr fürchteten. Daher ward ihm nur so viel daraus vorgelesen, daß er "wegen der Mishandlungen, deren man ihn beschuldigt hätte, enthauptet, sein Vermögen aber von dem Könige confiscirt, und davon im Voraus 20000. Livres theils an die Spitäler zu Amiens, Abbeville, Arras und Doulens abgegeben, theils zur Reparatur der königlichen Palläste in diesen Städten angewendet, 30000. Livres aber, zum Ersatz vieler von ihm aufgenommenen Gelder, und so manches, einzelnen Personen sowohl, als ganzen Gemeinden verursachten Einbußes, gebraucht werden sollten.

Saint Previl machte nach Anhörung dieses so unbestimmten Urtheils abermahls eine Verbeugung, und sagte mit ganz heiterer Mine zu seinen Richtern: "Ach, meine Herren, ich habe Gott weit mehr, als die Menschen beleidiget. Ich sage Ihnen Dank für ein so gelindes Urtheil, und versichere,

 daß

daß ich für sie beten werde." Nachdem die Richter abgetreten waren, so umarmte der Verurtheilte den anwesenden Ordensgeistlichen und sprach zu ihm: "Mein lieber Pater, laßt uns beten!" kniete sodann nieder und sprach etliche Gebete mit heißer Andacht her. Als er wieder aufgestanden war und ihn der Pater ermahnt hatte, sich dem göttlichen Willen getrost und ohne Furcht zu ergeben; so erwiederte er: "Es ist viel, daß sich Christus vor dem Tode entsetzte, ich aber deßwegen im geringsten nicht bestürzet bin und mich auch über das mir vorgelesene Todesurtheil keinesweges ängstige." Sein Vorgeben zu bekräftigen, bat er den Geistlichen, er möchte seinen Puls anfaßen, der ganz ruhig schlagen würde, welches selbiger auch wirklich so fand.

Bald nachher trat der Scharfrichter ins Zimmer, den er sogleich fragte: ob es etwa bald Zeit wäre? Dieser antwortete ihm aber: "Noch nicht, Herr; jedoch der Gebrauch bringt es mit sich, daß man die Verurtheilten, nach geschehener Vorlesung ihres Urtheils bindet." **St. Previl** versetzte hierauf: "Es wird unnöthig seyn, mein Freund, daß du mich bindest. Fürchte dich nicht vor mir; ich werde dir nichts thun, noch einige Gewalt brauchen. Ich bin nicht mehr **St. Previl**, sondern ein Lamm." Er besann sich alsdann einige Augenblicke, und reichte sodann demohngeachtet seine Hände unter Aussprechung dieser Worte hin: "Da Jesus selbst unschuldig gebunden worden ist, so werde auch ich und zwar billig gebunden;" nur bat

er,

er, ihn nicht hart zu binden, da es ja nur um der einmahl eingeführten Gewohnheit willen geschähe, und er ihm übrigens bey Verrichtung seines Amts keine Hinderniß machen werde. Der Nachrichter umwickelte daher seine Hände mit einem Tuch, das mit Spitzen eingefaßt war, steckte in selbige das Cruzifix und band sie sodann ganz sanft. St. Previl ersuchte nachher den Scharfrichter, er möchte ihm zeigen, wie er sich niederknieen müße. Da solches geschehen war, so machte er es ihm nach, und sagte zu ihm: "Nun wohlan, ich will hierinnen nicht fehlen; fehle du nur auch nicht." Er wollte sich hierauf auch die Haare abschneiden laßen, weil es der Scharfrichter begehrt hatte. Da aber sein Bedienter noch im Gefängniße war, und ein herbey gerufener Barbierjunge nicht recht damit umzugehen wußte, so sprach St. Previl zum Henker: "Mein Freund, thue du es, auf daß wir eher fertig werden. Ist doch mein Heiland Jesus, ebenfalls unter den Händen der zur Hinrichtung bestimten Kriegsknechte gewesen: wie könnte es denn mir zur Schande gereichen, daß mich der Nachrichter anrühre?" Alsdann schob ihm der Henker das Hemde am Hals hinunter, entblößte ihm seine Schultern, und wollte ihm selbige hierauf mit seinem Mantel wieder zudecken. Dieser war jedoch unterdessen durch einen Soldaten entwendet worden, daher hieng er ihm blos seinen Rock um, setzte ihm den Hut auf, und gieng aus dem Zimmer; kam jedoch bald wieder zurück und berichtete ihm, daß es Zeit wäre.

Nun

Nun trat St. Previl seinen traurigen Todesweg an, der ihn über den vorhin erwähnten Saal führte, auf dem viele vornehme Personen versammlet waren, die alle deutliche Merkmale der Traurigkeit äußerten. Er bemerkte solche, redete sie liebreich an und dankte ihnen für ihre Theilnehmung an seinem unglücklichen Schicksale, verbindlichst. Als er nicht weit mehr vom Blutgerüste entfernt war, hielt ihn ein wahnsinniger Mensch zurück, und sagte: Er wäre zu ihm gekommen, ihm Pardon zu ertheilen, denn er sey ein Herr und König über die ganze Welt, darum sollte er nur seine Zuflucht zu ihm nehmen und sich seiner Gnade getrösten. Da aber St. Previl bemerkte, daß dieser Kerl im Kopf verrückt war, so setzte er seinen traurigen Gang ungehindert fort. Er hatte bereits die erste Stufe zu dem Schaffot bestiegen, als er zu dem ihn begleitenden Ordensgeistlichen sagte: "Ach! ich dürfte mich vor der mir jetzt bald bevorstehenden Rechenschaft wenig entsetzen, wenn ich mich nicht mehr an Gott, als an dem Könige und Cardinal versündiget hätte;" worauf er voll Rührung zum Himmel blickte, und gegen ihn zu reden fortfuhr: "Ach beten Sie für mich, daß mir Gott gnädig sey!"

Er war nunmehro vollends hinaufgestiegen und schüttelte bald darauf im Niederknieen Rock und Hut von sich. Weil er aber vom Scharfrichter belehrt wurde, er habe sich gar zu nahe an das Ende des Blutgerüstes hingeknieet, so stund er wie-

der auf, und sagte zu selbigem: "Ich will knieen, wohin du willst." Man las ihm alsdann nochmahls das Urtheil vor, worauf er aufs neue niederknieete, in dieser Stellung betete, sich die Augen verbinden ließ, und sodann die letzte Absolution empfieng. Kaum hatte er nachher die Worte: "Jesus, Maria!" ausgesprochen, so flog sein Kopf mit einem Streiche herunter und fiel hinab auf das Untergerüste in einen Nagel, der nicht tief genug eingeschlagen war, wodurch denn die Nase einen kleinen Riß bekam.

Den enthaupteten Cörper entkleidete der Henker und bald darauf wickelte eine Frau aus Paris, die ehehin seine Hauswirthin gewesen war, Kopf und Rumpf in ein schwarzes Leichentuch. Als man aber solches zusammen hinunter wälzen wollte, so fiel der Kopf wieder heraus auf das Gerüste, den diese Frau sogleich in ihre Schürze nahm, hinab trug, und sodann wieder in das Tuch legte. Nach diesem wurde der Körper, so eingewickelt, in einer Kutsche nach dem Hause des Doctor Moulins gebracht, der von jeher ein vertrauter Freund des Enthaupteten gewesen war, woselbst man ihn balsamirte, Kopf und Rumpf wieder zusammen nähete, und in einen bleyernen Sarg legte, der mit schwarzem Sammt bedeckt war. Am nächsten Tag darauf, Sonntags den 10. Novemb. 1641. wurde er Abends um 7. Uhr in das Kloster der Minoriten gebracht, und in der dasigen Kirche, zu unserer lieben Frauen, begraben, bis auf sein Herz, das D. Mou-

lin

lin ausnahm, balsamirte, und seinen Freunden in sein Vaterland zu einem traurigen Andenken heimschickte.

Merkwürdig ist es, daß obgleich am Tage seiner Hinrichtung früh Morgens der Himmel ganz hell und wolkenleer war, sich doch noch an ebendemselben, ein so fürchterliches Ungewitter erhob, daß man hätte glauben sollen, es würde alles zu Grunde gehen. Der Wind tobte ganz entsezlich und der häufige Hagel, Regen und Schnee schien alles zu bedecken und wegzuschwemmen. Dieser ganz ausserordentliche Sturm fieng um 2. Uhr Nachmittags an, und ließ kaum eine Viertelstunde Zeit, daß um 4. Uhr das Urtheil vollzogen werden konnte.

III.

Everard Digby *)

wegen Theilnehmung an der Pulververschwörung zu London 1606. hingerichtet.

Die Familie, von welcher dieser unglückliche Engländer abstammte, war eben so alt als ansehnlich, und konnte mehrere Männer aufstellen, die sich durch ihre Geistesfähigkeiten, so wie durch ihre tapfern Thaten vor andern merklich auszeichneten. Er war im Jahre 1581. gebohren, *und sein Vater*, **Everard Digby**, Esquire, von Drystocke in Rutlandshire, besaß viele Verdienste und ausnehmende Gelehrsamkeit. Dieser gab seinem Sohne die sorgfältigste Erziehung, jedoch unter der Anweisung einiger catholischer Priester, die nach dem Tode seines Vaters, der in seinem eilften Jahr erfolgte, sich allmählich eine immer größere despotische Gewalt über sein Gewißen anzumaßen wußten.

*) S. Sammlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen größtentheils aus der brittischen Biographie, von S. J. Baumgarten, Halle 1757. IV. Theil p. 347. — 365. Thuani histor. lib. 153. Sleid. contin. partis III. lib. 31.

wußten. Es äußerte sich übrigens, in Absicht auf seine Gemüthsgaben, nicht der geringste Mangel, und glücklich würde er gewesen seyn, wenn er statt seines blinden Eifers für die römisch catholische Religion, und statt seiner knechtischen Unterwerfung unter die Priester, sich lieber dem Lichte seiner eigenen Vernunft folgsam erwiesen hätte. Was seine cörperliche Bildung anbetraf, so war sie überaus edel und reizend, und da er eben so geschickt in Leibes-Uebungen, als bescheiden und gesellschäftlich in seinem Betragen war, so hielt man ihn mit Recht für einen der liebenswürdigsten Edelleute in ganz England. Er kam in noch frühen Jahren an den Hof der Königin Elisabeth, die ihn, wegen vieler an ihm wahrgenommenen vorzüglichen Eigenschaften, mit mehrern thätigen Proben ihrer Gnade überhäufte. Bey der Ankunft des Königs Jacobus, dieses so eifrigen Befestigers der protestantischen Religion in England, gieng er gleichfalls, nebst andern seiner Glaubensgenoßen, hin, um ihm seine Pflicht zu beweisen, und wurde von selbigen, auch gnädig aufgenommen, ja in den Ritterstand erhoben, weil er an ihm einen Mann von vielen Kenntnißen, ansehnlichem Vermögen, und der besten hofmäßigen Lebensart zu entdecken glaubte. Diese Vorzüge, nebst der Unterstützung der Priester, welche überzeugt waren, daß die Beförderung seines Nutzens, auch ihnen selbst Vortheile brächte, veranlaßten seine Verheyrathung mit **Maria**, einer Tocher und einzigen Erbin des **Wilhelm Mulscho**, Esqu. durch die

er

er ein sehr ansehnliches Vermögen bekam, und mit welcher er zwey Söhne erzeugte, die ihn überlebten.

Allerdings hätte man aus dem sanften Character, den er besaß, und aus seinen glücklichen Umständen schließen sollen, er würde seine Lebenstage in Ruhe und Frieden zubringen und sie keinesweges mit einem so schrecklichen und schimpflichen Tode endigen, als er sie leider wirklich schloß. Doch zu seinem Unglück gerieth er mit Sir Thomas Tresham, einem sehr eifrigen Catholiken, in genäuere Bekanntschaft, der nach und nach sein Gemüthe immer abgeneigter gegen den König machte; ihm von der üblen Behandlung, die den Catholiken bisher wiederfahren seye, die fälschesten Begriffe beybrachte; ja ihn mit banger Furcht vor neuen und immer größern Bedrängnißen, die über ihrem Haupte gleichsam schwebten, erfüllte. So nach und nach wider den König Jacobus eingenommen, war er fähig genug, alle auch noch so gefährliche Anschläge wider selbigen zu billigen, und sie selbst gemeinschäftlich mit andern auszuführen, so bald nur dadurch den vermeynten Beschwerden abgeholfen und erst noch künftigen Widerwärtigkeiten vorgebeugt werden könnte. Bald darauf errichtete er auch eine vertraute Freundschaft mit Robert Catesby, einem Mann von vorzüglichen Eigenschaften und großer Herzhaftigkeit, und dieser Umgang bahnte ihm leider den Weg zum Untergang. Seit mehrern Jahren war Catesby bereits

reits in einige von den Jesuiten geschmiedete Complote tief verwickelt, und ohngeachtet das zu Anfang der Regierung des Königs Jacobus gewagte rebellische Unternehmen mislang, so unterstund er sich dennoch, mit Hülfe seines listigen Kopfes ein neues auszudenken, das er im Jahre 1605. einigen vertrauten Freunden entdeckte und sie aufforderte, an Ausführung desselbigen Theil zu nehmen. Er beschloß nemlich keine geringere Frevelthat, als diese: den König und das ganze Parlament in die Luft zu sprengen. Er setzte mit den Genoßen seines satanischen Anschlags fest, denselbigen am 5. Novemb. des gedachten Jahrs auszuführen, weil an selbigem eine besonders feyerliche Versammlung des ganzen Parlaments veranstaltet war, der nicht nur der König, der Cronprinz, alle Bischöffe und Lords, sondern auch viele fremde Gesandte, und sonst noch eine große Menge ansehnlicher Personen beywohnen sollten. Damit das verruchte Unternehmen desto sicherer gelingen möchte, miethete einer der Mitverschwornen Thomas Percy, einen Keller in dem Westmünsterpallaste, gerade unter dem Parlamentszimmer, und unter dem Vorwande, Wein in selbigen zu legen, brachte er 36. volle Pulverfäßer dahin, nebst Holz und Kohlen, womit er selbige bedeckte; Guido Fawkes, aber sollte, wenn das Parlament versammlet wäre, das Pulver anzünden. Damit übrigens alles verschwiegen bleiben möchte, so legten sie alle nicht nur einen Eyd ab, sondern empfiengen auch aus den Händen eines Jesuiten, der an

der

der Verschwörung gleichfalls Theil nahm, das Abendmahl darauf, daß keiner den andern verrathen, daß jeder bey Ausführung der That, Hand anlegen wolle.

Nachdem nun alle Anstalten getroffen waren, die Frevelthat zu wagen, fiengen sie an, zu überlegen, daß sie nicht einmahl aus einem glücklichen Erfolge Vortheile sich versprechen könnten, wofern sie nicht zu gleicher Zeit für die Erregung eines Aufstandes und die Einrichtung einer neuen Regierung Sorge trügen. Daher wurde denn nach reifer Ueberlegung, in einer zu Bath gehaltenen Versammlung, von den Verschwornen verabredet, daß Robert Catesby mehrere Leute, die er seinen Absichten bequem finden würde, zu Hülfe nehmen sollte, die eben so, wie sie bereits gethan hätten, *durch Eidschwüre* zur unverbrüchlichsten Verschwiegenheit verpflichtet werden müßten.

Diesem Entschluße gemäß, nahm Catesby zu seinem Freunde, Everard Digby, seine Zuflucht, entdeckte ihm mit vielem Feuer das ganze große Vorhaben, zeigte ihm besonders an, daß man beschloßen hätte, gleich nach geschehener Sprengung des Parlaments in die Luft, sich der Prinzeßin Elisabeth zu bemächtigen und sie als Königin auszuruffen, versicherte endlich, daß man, was besonders diesen letzten Punct anbeträfe, blos auf seine Hülfe baue, weil sich die Prinzeßin damals gerade bey dem Lord Harrington zu Combabbey in Worwickshire aufhielt, und bat ihn daher, ihm

und seinen Gehülfen diesen wichtigen Beystand ja nicht zu versagen. Digby war leider nur allzusehr verblendet, als daß er einen solchen Auftrag sollte abgelehnt haben, daher trat er denn nicht nur der Verschwörung willig bey, sondern gab auch überdieß noch 1500. Pfund Sterling, zur Bestreitung der Unkosten bey diesem satanischen Unternehmen her, und bewirthete nachher den Guido Fawqes in seinem Hause, ja rieth ihm, da das Wetter regnerisch war, bey seiner Rückreise nach London Sorge zu tragen, daß das Pulver ja nicht feucht würde, kurz er bewieß sich in einem so verdammlichen Geschäfte, äußerst arbeitsam und unermüdet.

So listig aber auch die ganze Sache angesponnen war, und so sehr man sich bestrebte, alles geheim zu halten, so hintertrieb doch die schonende Vorsehung die Ausführung einer so unerhörten Frevelthat. Thomas Percy, der den Keller gemiethet hatte, wünschte nemlich, daß einer seiner Freunde, das Parlamentsglied Montaigle nemlich, dem unvermeidlichen Untergang entrinnen möchte. Er sendete daher zehen Tage vorher einen Brief ohne Unterschrift an selbigen, und bat ihn, am 5. Nov. ja nicht der Parlamentsversammlung beyzuwohnen, weil an selbigem dem ganzen Parlamente und allen darinne anwesenden Personen ein grausamer Schlag bevorstünde, deßen Ursprung niemand ergründen werde. Herr von Montaigle erstaunte über diese schriftliche Warnung eines Unbekannten,

und zeigte solche dem Grafen von Salisbury, und dieser königl. Secretair wieß den Brief auch dem Könige selbst. Nachdem man lange alle Keller und Gewölber unter dem Parlamente vergeblich durchsucht hatte, fügte sichs, daß der Ritter Kervet, sammt vielen ihm beygegebenen königl. Bedienten, in der Nacht vom 4ten zum 5ten Nov. zu dem mit Pulver angefüllten Keller kam, und den Hawkes gestiefelt und gespornt vor selbigem antraf. Man bemächtigte sich seiner sogleich, weil man seine reisefertige Kleidung in der Mitternachtsstunde für sehr verdächtig hielt und brach in den Keller ein, wo man glücklicher Weise nach genauer Untersuchung den angehäuften Pulvervorrath fand, folglich im Stande war, die abscheuliche That zu vereiteln. Hawkes wollte zwar im Anfange nicht das mindeste gestehen, als man ihn aber auf die Folter brachte, entdeckte er die ganze Verschwörung und nannte alle, die an selbiger Theil genommen hatten, mit Namen. Diese sämmtlichen Bösewichter flüchteten sich nach der Entdeckung ihres Anschlags sogleich aus **London** auf das Land, fanden den **Everard Digby**, und seine bey sich habenden Leute, wie es verabredet worden war, zu Dunchurch und flüchteten alsdann in seiner Gesellschaft weiter nach **Stafforts hire**. Unterwegs suchte ein mit ihnen verbundener Jesuit mehrere Catholiken aufzuwiegeln, doch mehr als 80. Personen konnte er nicht aufbringen. Blos von diesen wenigen Leuten unterstützt, wagten die Verschwornen in Holbitsch, dem Wohnsitze **Stephan Littletons** in **Stafforts**-

 hire,

hire, wohin sie geflohen waren, sich wider die unter dem Scherif von Worcestershire, Richard, anrückende, und das Schloß umringende Mannschaft zu vertheidigen. Ob sie gleich durch einen Trompeter unter dem Versprechen, es sollten Fürbitten für ihr Leben eingelegt werden, zur Uebergabe aufgefordert wurden, so wehrten sie sich doch rasend, mußten aber, nachdem einige von ihnen erschossen worden waren und ihr feuchtgewordener, beym Trocknen in einer Pfanne aber entzündeter Pulvervorrath das Dach des Gebäudes in die Luft geschleudert hatte, der Gewalt weichen, und sich ergeben.

Unter diesen in Gefangenschaft gerathenen Verbrechern, befand sich denn auch Everard Digby, der nebst andern in den Tower in Verhaft gesetzt wurde. Er bestand, als man ihn zu Rede setzte, hartnäckig auf der Behauptung seiner eigenen Unschuld in Ansehung des Pulvervorraths und läugnete schlechterdings, daß er etwas davon wiße, daß irgend einige andere Personen an diesem Vorschlage Antheil haben sollten, außer solchen, welche entweder getödet oder gefangen genommen worden waren. Dieß sein so hartnäckiges Läugnen, rührte keineswegs von einiger Hofnung her, daß er dadurch etwa sein Leben retten könnte; sondern es trieb ihn die ernstliche Begierde dazu an, es wo möglich zu verhüten, daß er nicht durch sein Geständniß den Untergang seiner Mitverschwornen veranlaßen, oder mehr entdecken möchte, als andere unter selbigen vielleicht bereits angezeigt hätten.

Als

Als man ihn am 27. Januar 1606. zu seinem Verhör in Westminster brachte, so wurde er nochmahls öffentlich angeklaget, daß ihm der Pulvervorrath bewußt gewesen seye, daß er den doppelten Eid der Verschwiegenheit und Standhaftigkeit abgeleget habe, daß er wirklich nebst andern Verräthern in die abscheulichste Rebellion verwickelt gewesen wäre, und alle diese Bosheit in der That verschwiegen hätte. Er bekannte sich zwar in Absicht auf diese Anklagen schuldig, doch bemühete er sich sein Verbrechen durch Anzeige der Beweggründe, welche er zu selbigem hatte, einigermaßen zu vertheidigen, und bat alsdann, da er das Verbrechen alleine begangen habe, so solle man auch ihn allein die Strafe dafür tragen laßen, ohne dieselbe bis auf seine Familie auszudehnen. Am Schluße seiner Rede verlangte er auch noch, daß seine Schulden bezahlet und er enthauptet werden möchte; allein die Antwort, die er auf alles dieses erhielt, war keinesweges eine günstige. Doch redeten die Grafen von Nordhampton und Salisbury, welcher leztere ein Anverwandter von ihm war, freundlich mit ihm, und stellten ihm vor, wie gar wenig sein hartnäckiges Läugnen ihm genützet habe, da es bereits durch Fawkes ausführlich angezeigt worden wäre, daß er von der Pulververschwörung Wißenschaft gehabt hätte, und da noch viele andere Dinge, welche er zu verhehlen sich bemühet habe, bereits durch andere Mittel ausfindig gemacht worden seyen.

Ob er gleich seinen eigenen Tod nicht fürchtete, so groß auch übrigens seine Furcht war, es möchten ihm seine catholischen Glaubensgenoßen, wenn er die Mitverschwornen und ihre Unternehmungen angezeigt hätte, den Vorwurf der Verzagtheit und des gebrochenen Eydes machen, so schien er doch, nachdem ihm das Todesurtheil gesprochen worden war, dadurch äußerst gerührt zu seyn. Er machte nemlich gegen diejenigen Herren, welche auf der Richterbank saßen, eine tiefe Verbeugung und sagte zu ihnen: "Wenn ich irgend von Ihnen, Milords, es könnte sagen hören, daß sie mir vergeben wollten, so würde ich mit fröhlichem Muthe zum Galgen gehen." Hierauf antworteten alle Lords: "Gott vergebe es euch! Soviel uns anbelanget, haben wir es euch von Herzen verziehen!"

Man hatte zur Hinrichtung der vorzüglichsten Theilnehmer an dieser beschloßenen Frevelthat am Ende der St. Paulskirche zu London gegen Abend zu, ein Blutgerüste mit einem halben Galgen aufgerichtet, und zur Vollziehung des schrecklichen Urtheils den 30. und 31. Januar bestimmt. Zuerst mußten folgende Verbrecher, Digby, Robert Winter, John Grand und Bates und Tags darauf Thomas Winter, Ambrosius Rockerode, Robert Keyes, und Guido Fawkes traurige Opfer der streng strafenden Gerechtigkeit werden. Alle wurden vermittelst eines Schlittens, worauf eine Hurde mit Stroh bedeckt lag, zum Schaffote hingeschleift. Alle mußten, dem ihnen gespro-

gesprochenen Urtheile gemäß, zuerst gehängt, alsdann noch lebend vom Galgen abgenommen, hernach aufgeschnitten, und sobald das Herz herausgerißen und ins Feuer geworfen worden war, enthauptet und geviertheilt, die Köpfe aber auf die Brücke aufgesteckt und die Viertheile bey den Thoren zu **London**, aufgehänget werden.

Mit Sir **Everard Digby** wurde der Anfang einer solchen schaudervollen Execution gemacht. Nachdem er auf das Blutgerüste gestiegen war, und die zunächst stehenden Personen gegrüßt hatte, so gestand er es reuevoll ein, die Todesstrafe nur gar zu wohl verdient zu haben; bat Gott, den König, die Königinn, den Prinzen und das ganze Parlament vom Grunde seines Herzens um Vergebung, und betheuerte feyerlich, daß er, wenn er *es im Anfange* gewußt hätte, daß die Sache, mit der er sich, von Catesby verführt, eingelaßen habe, eine so abscheuliche Verrätherey sey, sie gewiß nicht verschwiegen haben würde, wenn er auch die ganze Welt dadurch hätte gewinnen können. Uebrigens rief er das Volk zum Zeugen an, daß er busfertig und voller Betrübniß wegen dieser abscheulichen Verrätherey sterbe, und das Vertrauen habe, um des Verdienstes seines theuren Heilandes Jesu willen, selig zu werden. Er betete hierauf ohngefähr eine halbe Viertelstunde lang in lateinischer Sprache, ohne daß man jedoch viel davon verstehen konnte. Er lag dabey auf den Knieen und beugte den Kopf zum

öftern bis auf die Erde. Nach geschloßenem Gebete kleidete er sich selbst bis auf das Hemde aus, und stieg die Leiter beherzt hinauf, da ihm denn der Henker bald den Strick um den Hals warf, und ihn von der Leiter abstieß. Als er nun wenige Minuten lang unter heftigen Convulsionen gehangen war, so schnitt ihn der Henker wieder ab, legte ihn noch halb lebend auf einen Block, und schnitt ihm den Leib auf. Als ihm nun der Henker das Herz heraus rieß, selbiges der Gewohnheit nach emporhob, und dabey sagte: "Hier ist das Herz eines Verräthers," so soll, wie die durchgängige Sage gieng, und **Wood** (in Athen. Oxon. Vol. II. col. 354.) versichert, *) Sir **Everard Digby** noch geantwortet haben: Du lügest! nach diesem wurde solch sein ausgerißenes Herz ins Feuer geworfen, ihm der Kopf abgeschlagen, der Rumpf geviertheilet, und dann der Kopf auf der Brücke aufgestecket die Trümmer seines Cörpers aber wurden bey den Thoren von **London** aufgehangen.

Gegen

*) **Wood** sucht diese Sage am angeführten Orte dadurch zu erweisen, daß er folgenden Grund für die Möglichkeit einer so außerordentlichen Begebenheit anführt: die Anverwandten der zum Tod verurtheilten Verbrecher in England pflegten, zumal wenn sie Stand und Vermögen besaßen, dem Scharfrichter Geld zu geben, damit er bey der Verrichtung seines Amtes desto mehr eilen, und folglich die Unglücklichen um so viel geschwinder von ihrer Pein befreyen möchte.

Gegen seine beyden damahls noch sehr jungen Söhne drückte er seine liebreiche Gesinnungen in einem wohlgeschriebenen und rührenden Aufsatze aus, welchen er, als den letzten gutgemeynten Rath ihres Vaters, ihnen zu seiner Zeit bey reiferm Verstande einzuhändigen bat. Der ältere von ihnen, Sir Kenelme Digby, der 1603 gebohren war, wurde frühzeitig seiner Mutter, die sich als Wittwe zu Gothurst aufhielte, aus den Händen gerißen, unter der Aufsicht des berühmten Erzbischofs Lowth, in der protestantischen Religion erzogen, und nachher, wegen seiner großen Gelehrsamkeit, die aus mehrern seiner Schriften erhellet, mit Ehrenämtern bekleidet, und in wichtigen Geschäften gebraucht, ob er gleich auch, wegen einer Verbindung mit andern wider den König, aus England entweichen mußte, bis er endlich nach langem *Aufenthalt* in Frankreich und Deutschland in sein Vaterland zurückkehren, und da sein Leben beschließen durfte. Sein jüngerer Sohn hingegen, Sir Johann Digby kam nachher zu hohen Gnaden am königlichen Hof, wurde vom König zum Ritter gemacht, zu einer langen Unterhandlung in Spanien gebraucht, und 1622. zum Grafen von Bristol erhoben.

IV. Wolf-

IV.

Wolfgang Schuch *)

als Protestant 1525. zu Nancy verbrannt.

Dieser für das Evangelium mit dem größten Eifer erfüllte Lehrer, war im Jahre 1493. zu Schwangau, einem ohnweit Füeßen gelegenen, zum Bisthum Augsburg gehörigen Dorfe gebohren, wo sein Vater, Michael Schuch, als ziemlich bemittelter, und unsträflich lebender Landmann, wohnte. Dieser schickte seinen Sohn bey vermerkten vorzüglichen Fähigkeiten, nicht blos der damahligen Gewohnheit gemäß, hin und wieder in Particular-Schulen, sondern ließ ihn auch die hohe Schule zu Freyburg im Brisgau beziehen, wo er einige Jahre lang den Studien mit glücklichem Erfolge oblag. Die erste Belohnung, die er für seinen Fleiß erhielt, war die Stelle eines Schullehrers,

*) S. Actiones et monimenta martirum qui a Wiclefo ad nostram aetatem veritatem evangl. sanguine suo obsignaverunt, Lugd. 1560. 4to, p. 49 — 53. Rabus Historien der Märtyrer IV. Buch p. 436 — 440. und Märtyrerbuch ꝛc. Herborn, 1603. 8vo, p. 161. 162.

lehrers, die ihm zu Bischofszell im Thurgau aufgetragen wurde. Bald nachher ließ er sich zum Priester weihen, und wurde hierauf Helfer im Dohm zu unsrer lieben Frauen in Augsburg.

In dieser freyen Reichsstadt bot sich ihm damahls die beste Gelegenheit dar, die evangelische Lehre näher kennen zu lernen, und sich von so manchen, in der römischen Kirche statthabenden Misbräuchen, zu überzeugen. Eben dadurch zog er jedoch sich den Unwillen der sämtlichen Geistlichkeit am bischöflichen Hochstifte zu, und war wirklich in Gefahr, als Ketzer gefänglich eingezogen zu werden. Von treuen Freunden vor der über seinem Haupte schwebenden Gefahr gewarnt, begab er sich eiligst nach Simmern, ohnweit Costniz, und versahe daselbst eine kurze Zeit über die *Pfarre.* Da aber der Bischof zu Costniz seine Neigung zur evangelischen Lehre bald innen ward, so sahe er sich abermahls vertrieben, verließ daher Deutschland und suchte hierauf in Lothringen einen sichern Zufluchtsort.

Hier fand er nun bald Aufenthalt und Versorgung, denn er wurde zu St. Bild, (Saint Hippolite, S. Hyppoliti oppidum) einer Stadt am Fuße des wasgauischen Gebirges, zum Pfarrherrn angenommen. Er nahm wahr, daß die Einwohner dieses Ortes sich gar leicht zur reinen Bekenntniß des Evangelii würden bringen laßen, daher er denn mit Abschaffung der Bilder und Fasten, wie auch der Meße — die zu beobachten ihm äußerst schwer fiel, —

den

den Anfang machte, und bey allen diesen Aenderungen schenkten ihm die Bürger der Stadt St. Bild nicht nur ihren gänzlichen Beyfall, sondern überhäuften ihn auch deswegen mit Ehre, Achtung und Liebe.

Ganz anders waren jedoch die Feinde der evangelischen Lehre gesinnt. Sie verklagten nemlich die ganze Gemeine und ihren Hirten bey dem damahligen Herzog zu Lothringen, Anton, und beschuldigten diese guten Leute, sie hegten die irrige Meynung, man dürfe den Fürsten und der Obrigkeit allen Gehorsam versagen, ja sie wären geneigt diesem Irrthum gemäß, sich dem Ansehen und der Gewalt ihres rechtmäßigen Oberherrn, gänzlich zu entziehen. Eine solche Anzeige brachte den Herzog wider diese Leute sehr auf, so daß er im Eifer drohete, die ganze Stadt mit Feuer und Schwerd zu vertilgen. Doch nun opferte sich Schuch für seine, in der größesten Gefahr schwebende Gemeine, großmüthig auf, indem er, als treuer Hirte derselbigen, dem erbitterten Herzog, durch ein Sendschreiben berichtete, was es für eine Bewandniß mit der Lehre habe, die er gepredigt und mit den kirchlichen Abänderungen, die er vorgenommen hatte. Er widerlegte in diesem weitläufigen Brief alle den Einwohnern, zu St. Bild gemachten Beschuldigungen und erwies es aus heiliger Schrift unwidersprechlich, daß das Evangelium von Jesu, welches er rein und lauter verkündiget, und das seine Gemeine glaubig angenommen habe, zu nichts

weni-

weniger Anleitung oder Reiz gebe, als zum Ungehorsam und zur Rebellion gegen die rechtmäßige Obrigkeit.

Da jedoch **Wolfgang Schuch** durch dieses Sendschreiben nichts bey dem Herzoge ausrichtete, es sey nun, daß solches untergeschlagen worden, oder daß die boshaften Anklagen und Verleumdungen der Feinde des Evangelii, mehr bey dem Herzoge vermochten, der wirklich auf dem Vorsatze verharrete, die ganze Stadt mit allen Gebäuden und Einwohnern durch Feuer und Schwerdt zu vertilgen; so begab er sich aus freyem Antrieb in eigener Person nach **Nancy**, um in dieser Haupt- und Residenzstadt **Lothringens** dem Fürsten selbst aufzuwarten; ein Bekenntniß seines Glaubens mündlich abzulegen; von seinen Lehrvorträgen, und geschehener Abschaffung unvernünftiger und Schriftwidriger Dinge, die sich in die Religion und die Gottesdienste eingeschlichen hatten, Rechenschaft abzulegen; als Fürbitter zum Besten seiner Gemeine, sich thätig zu beweisen, und, um nur die Stadt von dem gedroheten Untergang zu erretten, lieber auf sich alleine allen Zorn des Herzogs zu laden.

Leider traf auch dieses nur allzusehr ein, denn die Stadt St. Bild wurde zwar verschont, allein ihm wurde bald nach seiner Ankunft zu **Nancy** ein scheuslicher Kerker zum Aufenthalte angewiesen und er in selbigem von harten und gefühllosen Menschen bewachet, deren Sprache er nicht einmahl ver-

verstand. Alles dieses Ungemach konnte jedoch den Muth dieses standhaften Mannes nicht schwächen: Er ertrug vielmehr alle Leiden, so manchfaltig, so schwerdrückend sie auch waren, über ein Jahr — denn so lang währte seine Gefangenschaft — mit größter Gelaßenheit ganz still duldend, und ließ sich unterdeßen weder durch Drohungen noch durch Bitten zum Widerruf der Lehre des Evangelii bewegen; so schwer es ihm auch angekommen seyn mußte, den dringenden Vorstellungen seiner eigenen Gattin und seiner sieben Kinder — er möchte doch seine Gesinnungen in Sachen der Religion zu seiner Befreyung ändern — den gesuchten Eindruck auf sein Herz zu versagen.

Damahls befand sich in dem Franciscanerkloster zu Nancy ein Pater Provincialis, Bonaventura, der sich nicht bloß durch seine wilde Gesichtsbildung und unformliche cörperliche Dicke, sondern auch durch seine große Unwißenheit in der Religion und durch seine äußerste Sittenlosigkeit, zu seinem Nachtheile ungemein auszeichnete. Er war an dem üppigen und ausschweifenden Hofe des Herzogs ungemein wohl gelitten, begleitete das Amt des Beichtvaters des Fürsten, und wurde von selbigem um so viel mehr begünstigt, je größere Freyheit im Genuße der Wollüste er ihm und seinen Hofleuten gestattete. Um unbesorgt zu seyn, daß seine gänzliche Unwißenheit in der Theologie und andern Wißenschaften aufgedeckt, oder gerügt werden möchte, überredete er den Herzog nach und

nach, alle gelehrte Leute von dem Hof, und aus dem ganzen Herzogthume zu entfernen, und keinen in der Folge aufkommen zu laßen, deßen Kenntniße mehr als mittelmäßig waren. Da der Hauptinhalt seiner Lehrvorträge immer nur darinne bestand, daß er versicherte, es sey eine zur Erlangung der Seligkeit schon genug hinreichende Wißenschaft, wenn man nur das Vater Unser und das Ave Maria beten könne, so nahm nach und nach der Fürst selbst diese Meynung an und empfahl sie auch allen seinen Freunden und Hofbedienten, in öftern freundschäftlichen Unterredungen auf das nachdrücklichste.

Dieser eben so unwißende als lasterhafte Mönch wurde nun von dem Herzog zu dem Geschäfte ausersehen, den als Ketzer gefänglich eingezogenen *Wolfgang Schuch*, in Absicht seines Glaubens und seiner Lehre, nicht nur zu prüfen, sondern auch zu widerlegen und zum Abfall zu bewegen. Schuch mußte sich deswegen zu wiederhohlten mahlen zu ihm ins Franziscanercloster bringen laßen, aber, statt daß ihm *Bonaventura* durch Gründe eines Irrthums hätte überführen sollen, bestanden vielmehr alle seine Reden bloß darinn, daß er ihn einen Ketzer, einen Judas, einen Beelzebub hieß, und sonst noch mit niederträchtigen Schimpfnamen belegte. Der gute Schuch antwortete auf alle diese Beleidigungen nichts, sondern brachte es durch die Kraft des göttlichen Worts, mit dem er sich muthig vertheidigte, dahin, daß der Provincial und seine Gehülfen im Verhör, gleich

als vom Donner gerührt, verstummten, und sich entfernten. Da es sie jedoch kränkte, daß einige Abgeordnete hiebey zugegen waren, und zugehöret hatten, wie Schuch sie zum Stillschweigen brachte, so nahmen sie, damit man nicht dafür halten möchte, als hätten sie gar nichts gethan, seine Bibel, die er am Rand überall mit erbaulichen Anmerkungen vollgeschrieben hatte, warfen sie ins Feuer, und verbrannten sie zu Asche. Nach der Erzählung einiger befand sich Herzog Anton bey dem letzten Verhöre mit ihm, in eigner Person zugegen, jedoch in fremder Kleidung, um nicht erkannt zu werden. Ob er nun gleich alle Reden Schuchs nicht verstand, weil sich derselbige der lateinischen Sprache bediente, so bewunderte er doch seinen unerschrockenen Muth, den er bey seiner Verantwortung bewieß, verurtheilte ihn aber dem ohngeachtet zum Feuer, weil er seiner Meynung nach, die Kirche, und das Sacrament der Messe verwarf.

Bald darauf wurde dem treuen Bekenner des Evangelii, sein fürchterliches Urtheil bekannt gemacht, das ihm so wenig Schrecken verursachte, daß er vielmehr ganz beruhigt nachher den 122. Psalm zu beten anfieng: Ich freue mich deß, das zu mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen u. s. w.

Als man ihn am 19. August 1525. zu seinem Tode führte, gieng der Weg bey dem Franziscanercloster vorbey, unter deßen Thüre mehrere Mönche

standen,

standen, in deren Mitte sich Bonaventura selbst befand. Sobald Wolfgang Schuch sich ihm näherte, wieß er ihm das Bild der Mutter Gottes und anderer Heiligen, die am Closter zu erblicken waren, und redete ihn an: Wohlan, o Ketzer, erweise Gott, und seiner Mutter, und seinen Heiligen eine Verehrung! Schuchs Antwort darauf war dieses Inhalts: "Du Heuchler und übertünchte Wand, der Herr wird dich strafen und deine List und Betrügerey offenbaren!"

Bey seiner Ankunft an dem Platz, wo er die Todesstrafe leiden sollte, verbrannte man zuerst seine Bücher, und dann fragte man ihn, ob er um Linderung seines Urtheils bäte. Er erwiederte hierauf, daß er solches nicht verlange, fügte noch hinzu, daß ihm Gott jederzeit beygestanden wäre, er würde ihn auch jezt, da ihm seine Hülfe am allernöthigsten sey, nicht verlaßen, und schloß mit den Worten: "Man vollziehe den ergangenen richterlichen Ausspruch." Er fieng alsdann den 51sten Psalm zu beten an, gieng in den Platz hinein, der von Holz und Reiserbüscheln umgeben war, welche man sogleich anzündete, und fuhr so lange fort zu beten, bis ihn der Rauch erstickte und die Flamme des Lebens beraubte.

Sein standhaftes Beharren bey der reinen Lehre des Evangelii, stärkte viele unter seiner Gemeine im Glauben, und setzte die Widersacher der lautern Wahrheit in große Bestürzung. Besonders

 trafen

trafen die Urheber seines Todes traurige Schicksale; denn sowohl der geistliche Commandeur zu St. Anton, in Vienne, sein Richter, der ihm das Urtheil sprach, als auch deßen Gehülfe, der Abt zu Clairvaux und Weihbischof zu Metz, gaben in kurzem jählings den Geist auf.

V. Paul

V.

Paul Hector Mair*)

Rathsdiener, Stadtcaßier und Proviantcaßier zu Augsburg wegen vielfältig begangener Bestehlung des gemeinen Wesens daselbst 1579. mit dem Strange hingerichtet.

Man weiß bloß, daß er im Jahre 1517. gebohren worden, wer aber seine Eltern waren, und ob er von Augsburg selbst, oder sonst woher gebürtig gewesen sey, ist gänzlich unbekannt. So *viel ist gewiß*, daß er in seiner Jugend gute Unterweisung auf Schulen erhalten haben müße, denn er war nicht nur ein guter Schreiber, sondern verstand auch die lateinische Sprache, und verfertigte solche Aufsätze, die allerdings von seinem guten Verstande, so wie von seiner Belesenheit zeugen konnten. Wahrscheinlich kam er schon in frühen Jahren auf die Canzley in Augsburg und genoß *vielleicht* die geschickte Anleitung des dasigen verdienten, und noch jezt berühmten Stadtschrei-

*) S. Paul von Stettens Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugend, II. B. Augsburg 1782. p. 329 — 358.

ders Peutingers. Schon im Jahre 1537. machte man ihn zum Rathsdiener, zu einer Zeit, wo bereits Pracht und Wolleben in Augsburg ziemlich hoch gestiegen war, und man nicht blos gerne gut as und trank, und sich nett kleidete, sondern auch auf kostbares Hausgeräthe, Mahlereyen und dergl. viel wendete.

Mair brauchte nicht blos von seiner Besoldung zu leben, die für die damahligen Zeiten beträchtlich war, sondern hatte auch als einziger Erbe seines Groß-Vaters ein Vermögen von 6000. Gulden ererbet, mit seiner Frauen aber ein Paar hundert Gulden erheyrathet. Anfangs lebte er ganz untadelich, verrichtete seinen Dienst mit Eifer und lobenswürdigem Fleiße, und that weit mehr, als man von ihm forderte, denn er verzeichnete alles, wozu er gebraucht wurde, alle Anstalten bey den Reichstagen, die Einhohlungen, Bewillkommungen und Beschenkungen großer Herren, die öffentlichen Mahlzeiten, die Rathswahlen, Schießübungen und Feuersbrünste, auch Rumor und Auflaufe, zum Besten des Publicums aufs genaueste. Auch veranstaltete er das Wappenbuch der Augsburgischen Patrizier, Raths- und Gerichts-Personen, so wie auch Fecht- und Kampfbücher, davon sich zwey ausnehmend prächtige in der churfürstlichen Bibliothek zu München befinden. Er trug eine Chronik, oder vielmehr Collectaneen zu einer Chronik von Augsburg, zusammen, in welchen man vielerley Merkwürdigkeiten antrift, die man anderwärts vergeblich

geblich sucht. Da er sich auch in Berechnungen, die er zu führen hatte, als einen geschickten, richtigen und gewißenhaften Mann bewieß, so war er nicht nur bey seinen Obern beliebt, die an ihm ein wahres Kleinod zu besitzen glaubten, sondern hatte auch das Glück, für solchen seinen Diensteifer sich nach und nach mit Ehre und Aemtern von ihnen belohnt zu sehen.

Im Jahre 1541. wurde er ältester Rathsdiener und Stadtcaßier, dem alle Einnahmen und Ausgaben des gemeinen Wesens durch die Hände giengen, womit damahls auch die Stelle eines Bauwarts verbunden war, der alle Materialien, die auf öffentliche Gebäude verwendet werden müssen, einzukaufen und zu berechnen hatte.

Nun brachte ers an festgesetzter Einnahme auf *420. fl.* das damahls viel bedeutete, wozu noch mehrere Accidenzien kamen, die er mit gutem Gewißen beziehen konnte, nebst dem Genuße seines eigenen Vermögens. Dieß glaubte er, berechtige ihn, beßer als vorhin zu leben. Bey dem allem aber blieb er noch bey seinem alten Diensteifer, und der treuesten Beobachtung seiner Pflichten; daher ihn denn der Staat für würdig hielt, ihn bey der damahls niedergesetzten besondern Deputation über das Proviantwesen, zum Caßier zu machen. Dieß mit manchen Schwierigkeiten verknüpfte Amt versah er nebst seiner Rathsdieners- und Stadtcaßiersstelle, mit möglichster Richtigkeit, selbst auch noch nach der Regimentsveränderung, bey welcher nur 3. Herren

zum Proviantamt verordnet wurden. Alleine am Ende wurde es ihm zu schwer. Es kam eine Zeit, wo er mit Berichtigungen der Reichsanlagen zu thun bekam, das Jahr 1567. nemlich, in welcher die größten Summen durch seine Hände giengen, so daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte, und fast unter der Arbeit erliegen mußte. Er bat demnach um Erlaßung vom Proviantamte, die er auch unter der Bedingung erhielt, es wiederum anzunehmen, sobald die Berichtigungen der Reichsanlagen geendigt seyn würden. Nun wurde der Rathsdiener, **Veit Mair**, Proviantamtscaßier, ein eben so ungeschickter Mann als untreuer Rechnungsführer. Kaum war er 2. Jahre im Dienste als er für nöthig hielt, weil er um 2000. Gulden bey seiner Rechnung zu kurz gekommen, sich aus dem Staube zu machen. Da er jedoch nur bis ins Bairische flüchtete, und unvorsichtig genug war, in der Nachbarschaft Augsburgs zu bleiben, so wurde er bald entdeckt, zurückgebracht, und 1571. zu Augsburg enthauptet; **Paul Hector Mair** aber kam wieder in seine Stelle.

Dieser war zu solcher Zeit schon nicht mehr so ganz treu, als er vorhin war, ob er sich gleich in seinen Schriften noch so sehr mit seiner gewissenhaften Amtsverwaltung prahlte, und besonders in seiner Chronik bey Erwähnung der Untreue **Maiers**, die Anmerkung machte: "er und sein Weib habe gern gute Bißen geeßen und getrunken, ja sey ein hoffärtiger Gast gewesen;" bey Er-

zählung

zählung der Treulosigkeit des Spitalmeisters Hans Tochtermanns, der deswegen vom Amte gesetzt wurde, den Seufzer einfließen ließ: "Gott behüte jedermann, und sich ein jeder selbst auch, damit wir in solche *und* dergleichen Laster nicht gerathen, Amen!" *und bey* der Nachricht von der schon im Jahr 1562. geschehenen Enthauptung des betrüglichen Bauschreibers Ambrosius Haakens, die Ausrufung einschaltete: "Ist es nicht ein großes Wunder, daß ers etliche Jahre getrieben hat, daß unsrer so viel sollten beym Tisch stehen, ohne es zu sehen, oder zu spüren, wenn er das Gold aus dem Seckel nahm? Gott wolle es ihm verzeihen, und uns vor solcher und andern Schanden gnädiglich behüten!"

Die schmalkaldischen Kriegszeiten, wo es so ziemlich bunt und über Eck zugieng, und wo sich *auch weit* wichtigere Leute, als Mair war, kein *Gewißen daraus* machten, das Vermögen der Stadt *zu* mißbrauchen, setzten ihn in seinen Rechnungen etwas zurück. Er mag nun schuldig oder unschuldig gewesen seyn; es mag Unordnung oder Untreue seinen Rest veranlaßt haben, so ergriff er doch das sträfliche Mittel, sich durch Künste und falsche Rechnungen zu helfen. Es gelang ihm und gefiel ihm, und das war der erste Schritt zu seinem Verderben.

Bey *alle* dem fiel er doch nicht sogleich in große Untreue, *und* verhielt sich noch immer so, daß es unmerklich bleiben konnte. Dieß war um so viel eher möglich, weil man es zur damahligen

Zeit in Cameralrechnungen noch nicht so genau nahm, und sehr viel auf Treue und Glauben des Rechnungsführers ankommen ließ, ohne von ihm genaue Belege zu verlangen. Doch wurde sein Aufwand stärker, denn seine vielen Kinder wuchsen immer mehr heran, folglich mußte auch ihre Erziehung und Unterweisung, die von der besten Art war, immer größere Kosten verursachen. Hätte er, als er dieß sahe, andere nicht so nothwendige, nicht so nützliche Ausgaben, von Klugheit und Rechtschaffenheit geleitet, beßer eingeschränkt, so würde er sicher als ehrlicher Mann haben leben und sterben können; allein so that er gerade das Gegentheil. Jemehr sein nöthiger Aufwand zunahm, desto ausschweifender wurde auch seine üppige Lebensart. Der erste Betrug, der ihm gelungen war, führte ihn immer weiter und daher lernte er denn die Kunst, seine Eitelkeit, seinen Pracht, seine Verschwendung auf Kosten des Staats zu treiben, nach und nach leider! nur gar zu gut.

Die Achtung, welche ihm, selbst die vordersten obrigkeitlichen Personen erwiesen; das immer sich vergrößernde Ansehen, in dem er stand, die Schmeicheleyen, die man ihm wegen seiner guten Eigenschaften, und seiner Kenntniße machte, die Ehre, sich oft an die Tafeln der Vornehmen gezogen zu sehen und andere Dinge mehr, waren Ursache, daß sich von Tag zu Tag sein Stolz und seine Eitelkeit vergrößerte. Er glaubte, es immer mehr den Reichen und Großen an Pracht und Aufwand gleich

thun

thun zu müßen, aß und trank nicht nur beßer und sammelte Seltenheiten mancher Art; sondern ließ sich auch damit ein, Häuser und Gärten zu kaufen und solche zu bauen. Da nun seine Einnahme hiezu nicht hinreichte, so kam er in die Versuchung, die Baumaterialien des gemeinen Wesens, nicht nur zu seinem eigenen Bau anzuwenden, sondern auch selbige zum Theil zu veräußern. Dieß trieb er ganzer 18. Jahre hindurch, und es ist unbegreiflich, wie er solche Untreue so lange unbemerkt und ungeahndet fortsetzen konnte. Er versah seinen Tisch mit Wein aus den der Stadt gehörigen Kellern, und wußte auf die feinste Art selbigen einzurechnen, wenn er bey Reichstägen die Weinverrechnungen an alle anwesende Reichsstände und deren Gesandschaften zu besorgen, oder sonst an die, zu verschiedenen Aemtern deputirten Herren, den sogenannten *süssen Trunk* abzuliefern hatte. Er versah sich mit prächtigen Meublen, und die einzigen Fugger ausgenommen, soll damahls niemand so vieles und schönes Silbergeschirr in Augsburg beseßen haben als er. Er schafte sich eine beträchtliche Bibliothek, besonders aber viele Rüstungen und Gewehre an, welche letztere ihm, wie man erzählt, über 4000. Gulden gekostet haben sollen. Er wurde unter den Künstlern als Kenner geehret, und ein Goldschmied verfertigte sogar im Jahre 1548. ihm zu Ehren ein Schaustück mit seinem Bildniße und Wappen, nebst der Umschrift: Nobilitat virtus, illam mens appetat unam.

Das

Das ärgste, worauf der üppige Mair in seinem schon ziemlichen Alter von 52. Jahren gerathen konnte, war, daß er sich eine Beyschläferinn hielt, welcher er immer Geld zusteckte, sie kleidete, nährte, in seinen Garten als Haushälterinn sezte, und mit ihr ziemlichen Aufwand machte. Sie war nicht nur ein Eheweib, als sich sein Umgang mit ihr anfieng, sondern auch einer andern Religion, als er, zugethan, und ließ sich, alles seines Zuredens ohngeachtet, doch nicht bewegen, die seinige anzunehmen.

Dazu kam noch die Ausstattung seiner immer mehr heranwachsenden Kinder, denen er auch wirklich nicht nur schöne Heyrathgüter baar und in Waaren mitgab, sondern auch stattliche Hochzeiten hielt. So hatte er 4. Söhne und 3. Töchter ausgestattet. Von jenen hatten zwey die Rechtsgelehrsamkeit studiert und die Doctorwürde erhalten. Der eine starb noch unbedienstet bald nach seiner Verheyrathung, der andere aber, der ein geschickter und rechtschaffener Mann war, kam zuerst in Bayrische Dienste, nachher aber wurde er Syndicus des Domkapitels zu Bamberg. Seinen Töchtermännern war er überaus gewogen und unterstüzte beyde zum Nachtheil seiner Söhne, den einen bey seinem Bau auf seinem Landgute, den andern aber, der ein ungeschickter Kaufmann war, wenn er zum öftern in seiner Handlung verunglückte. Er hatte noch einen Sohn, der zur Zeit seines unglücklichen Todes noch ledig war. Es war derselbige

in Nürnberg mit einem Frauenzimmer aus einem vornehmen Hause bekannt worden, und schon wollten die Eltern deßelbigen in ihre Verheyrathung mit ihm willigen, als seines Vaters Fall und schändlicher Tod erfolgte, wodurch ganz natürlich alles zurückgieng.

Nachdem nemlich Paul Hector Mair seine Kunst- und Diebsgriffe 18. Jahre lang getrieben hatte, wurden sie endlich entdeckt. Daß sie so lange verborgen bleiben konnten, daran mochte wohl Schuld seyn, daß er niemals baares Geld selbst angriff, welches er als Caßier unter seinen Händen hatte, sondern vielmehr seine Rechnungen auf das richtigste und ordentlichste führete und sodann, daß er wegen seines großväterlichen Vermögens, das man für größer hielt, als es wirklich war, *allenthalben* in dem Kredit eines reichen Mannes stund. Da er zwey Dienste hatte, die man in Augsburg damahls für einträglich hielt; da einige seiner Ausgaben nicht sehr ins Auge fielen; da er auch wirklich nicht alles ausgab, sondern von einem Theile des Abtrags sich Capitalien machte, oder liegende Gründe kaufte; da er über dieß lange Zeit als ein ehrlicher guter Mann, nicht nur geachtet wurde, sondern es auch wirklich war, so ist es kein Wunder, daß er seine Vorgesetzten lange Zeit zu verblenden wußte.

Bey dem allen müßen sie schon einige Jahre vorher aus einigen Dingen Verdacht geschöpft haben, wenigstens gieng es nicht ganz ohne Warnungen

gen ab. Mair verstand jedoch die Kunst, einige vom neuen zu verblenden, andere aber zum Schweigen zu bringen. Er selbst konnte, ohne sich schuldig zu geben, nicht mehr zurück. Seine Ausgaben waren einmal so eingerichtet, daß er nicht mit wenigem auskommen konnte, und er schmeichelte sich, es wohl bis an seinen Tod forttreiben zu können; alleine es mislang ihm.

Seine Buben, wie sie damals genennt wurden, d. i. seine Handlanger, merkten es zuerst, so sehr er sich auch vor ihnen in Acht nahm, und wurden sehr argwöhnisch, daß zwar sie von den ihnen anvertraueten Sachen ihm genaue Rechnung ablegen mußten, aber doch nie von ihm erfuhren, wieviel er dem Amte deswegen anrechnete. Hiezu kam noch, daß andere Stadtbediente auf Anstiften des Bauamts sich an diese Buben oder Handlanger machten und sie auskundschafteten, was von diesen oder jenen Materialien abgeholt und gebraucht worden wäre. Das machte sie aufmerksam, denn sie besorgten, am Ende möchten sie beschuldiget werden. Sie fiengen also an, alles, was unter ihre Hände kam, genau aufzuschreiben, behielten aber ihre Verzeichniße bey sich, ohne weitern Gebrauch davon zu machen. Man nahm sie auch wirklich bald nachher in Verhaft, und ob sie gleich unschuldig waren, so beredeten sie sich doch sogleich, ihren Herrn, bey dem sie es gut hatten, nicht zu verrathen, kurz nichts einzugestehen, daher denn nichts auf sie heraus kam, und sie folglich bald wieder

des Arrests entlaßen wurden. Da jedoch **Mair** erfuhr, daß sie alles aufgeschrieben hatten, so bemächtigte er sich ihrer Verzeichniße, zernichtete sie, und verbot es ihnen, in Zukunft ja nichts mehr aufzuzeichnen. Eben hiedurch aber machte er, daß der Verdacht wider ihn täglich stärker wurde, so daß man bald darauf beschloß, sich seiner Person zu bemächtigen, und die Erstattung alles verursachten Schadens von ihm zu verlangen.

Man machte daher geheime Anstalt, den treulosen Rathsdiener durch das Stadtvogtamt in gefängliche Verwahrung bringen zu laßen. Es glückte auch, daß man sich seiner in einer späten Abendstunde am 21. November 1579. als er eben ruhig bey seinem Nachteßen saß, bemächtigen konnte. Zugleich wurden auch nochmahls seine beyden Buben *oder Handlanger*, nebst seiner Beyschläferinn, gefänglich eingezogen.

Nun wachte **Mairs** lange schlafendes Gewissen mit einemmahle auf, und banger Schrecken vor der, seiner wartenden Schande und Strafe, brachte ihn ganz zur Verzweiflung. Plötzlich zog er ein Meßer aus der Tasche und versezte sich damit verschiedene Stiche, in der Hofnung, sich dadurch das Leben zu verkürzen und von der wohlverdienten Strafe zu befreyen. Es schlug ihm jedoch fehl, denn die Stiche waren nicht tödtlich, und da man alle Mühe anwendete, seine Wunden zu heilen, so genas er nach 4. Wochen gänzlich, während welcher Zeit ihn 4. Mann sorgfältig bewachten und warteten.

ten. Seine Wohnung, die er auf dem Rathhause hatte, wurde gleich nach seiner Gefangensetzung versiegelt und Frau und Gesinde hinausgeschaft.

So groß jedoch im Anfang seine Verzweiflung war, so groß war auch nachher seine Reue, und so aufrichtig das freywillige Geständniß aller seiner Vergehungen. Er bekannte in einem schriftlichen Aufsatze, wann sich seine Untreue angefangen, wie er zuerst nur im Kleinen Versuche gemacht und nachher immer weiter gegriffen habe. Es ist ganz zum Erstaunen, was dieser sonst so angesehene, kluge und geschickte Mann alles gewaget und veruntreuet, wie er auch bey den geringhaltigsten Materialien seinen Nutzen gesucht habe, so daß er z. E. nur beym Streusand in 30. Jahren eine Summe von 300. Gulden zu seinem Vortheil einrechnete, von dem was an Nägeln, Schaufeln, Rechen, Besen, Rupfen, Metzen und Kornmaaßen, an Seilen, Kerzen, Spänen, Wannen, an Wein, an Botenlohn und Briefgeld und dergleichen mehr geschehen, nicht zu gedenken, wodurch er dem gemeinen Wesen einen actenmässigen Schaden von 24000. Gulden zugefüget. Auch dasjenige nicht zu rechnen, was er durch verbottene Auswechselung und durch wucherliches Ausleihen auf Zinse, die er dem gemeinen Wesen nicht berechnete, sondern in seinen Beutel fließen ließ, veruntreuete, womit sich der vorhin bemerkte Schaden bis auf 60000. Gulden erstreckt haben soll.

Bey

Bey alle dem machte er sich doch noch einige Hofnung zur Begnadigung. Er glaubte in Ansehung seiner 44. jährigen Dienste, in welchen er viele Arbeit, Mühe und Gefahr, sowohl in Kriegszeiten als bey Reichstagen auch in Feuer- und Feindesnöthen ausgestanden, darinn er das Rathhaus mit aller Treue verwahret, und weil er seine übrigen Aemter und Geschäfte, das einzige Bauamt ausgenommen, so treu und redlich versehen, einiger Nachsicht nicht unwürdig zu seyn. Er schützte seine ansehnliche Freundschaft, vorzüglich aber seine Kinder und unschuldigen Enkel vor, um welcher willen man ihn doch begnadigen möchte, ja versprach durch sein Vermögen den größten Theil des Entwendeten wieder zu ersetzen. Allein das Verbrechen und das darüber bereits entstandene Aufsehen war allzugroß, daß die Strafe nicht gehindert werden konnte, wenn auch schon so manche gute Eigenschaften und nicht zu läugnende Verdienste für ihn sprachen und ihm Mitleid zu erflehen suchten.

Dem Ansehen nach wußten Frau und Kinder von seinen Verbrechen nicht eher etwas, als bis selbige durch seinen Verhaft allgemein ruchbar wurden. Ob seine Frau zur Ueppigkeit und zum grössern Aufwand im Hause mit beygetragen, ist so leicht nicht zu erweisen, auch zeigt sich in den noch vorhandenen Acten nichts davon. Sie war in seinen letzten Jahren immer kränklich, und dadurch suchte er seine Ausschweifungen mit andern unzüchtigen Frauens Personen (denn er ließ sich nicht

 blos

blos an seiner ordentlichen Beyschläferinn begnügen) in etwas beschönigen zu wollen.

Als seine Verbrechen bekannter wurden, und man wohl einsahe, daß eine Todesstrafe darauf erfolgen würde, wendete seine Familie, die damahls aus seinem Weibe, neun völlig erwachsenen Kindern, die von 18. bey Leben geblieben waren, und 20. Enkeln bestund, alles an, um diesen Schimpf von ihnen abzuwenden, und bat flehentlich, ihn auf ihre Kosten in ewiger Gefangenschaft zu behalten, oder auch gegen die Türken zu schicken. Diese seine zahlreichen Verwandten waren auch so glücklich bey Herzog **Wilhelm von Bayern**, bey dem Bischof **Marquard von Augsburg** und deßen Domcapitel, ingleichen auch bey dem Bischof **Johann Georg zu Bamberg**, und dem Domcapitel daselbst, deßen Syndicus **Mairs** Sohn war, die dringendsten Vorbitten auszuwirken. Endlich baten sie blos um die Gnade, die Strafe des Stranges durch die Strafe des Schwerdtes zu mildern; allein alle Bitten, alle Vorstellungen waren umsonst, die Todesstrafe wurde am 10. Dezember 1579. an ihm wirklich vollzogen, und daran nicht einmahl so viel nachgesehen, daß der tode Leichnam nach der Vollziehung wäre abgenommen worden, der vielmehr, wie die Leichname aller anderer gemeinen Diebe am Galgen hängen bleiben mußte, von welchem er nach geraumer Zeit erst stückweise herabfiel.

Indeßen nahm er doch ein christliches und erbauliches Ende. Er bereuete wehmüthig seine begange-

gangenen Fehltrite; gieng den Weg zum schimpflichen Tode nicht zaghaft, oder verzweifelnd, sondern mit gesetztem Muthe unter andächtigem Seufzen und Beten, und zeigte, daß er nicht aus bösem Herzen, sondern vielmehr durch die herrschende Ueppigkeit zu so strafbaren Vergehungen verleitet worden sey.

Sein Vermögen wurde eingezogen und zur Schadloshaltung des gemeinen Wesens in Beschlag genommen. Es bestand aus ohngefähr 20000. Gulden, davon etwas über die Hälfte liegende Güter waren. Auch seine Sammlungen und Schriften zog die Obrigkeit an sich. Diese letztern waren ziemlich zahlreich und ein guter Theil von ihnen wird noch im Augsburgischen Stadtarchiv aufbewahret. Sein sehr zahlreiches Silbergeschirr aber, sein Hausrath und übriges, das alles von beträchtlichem Werth war, wurde gleich nach seinem Tode in eben der Absicht an die Meistbietenden verkauft.

VI.

Pater Johann Caspar Cratz *) ein Jesuit, nebst noch 3. andern seines Ordens, als Missionair zu Tunkin 1737. enthauptet.

Cratz wurde zu Golzheim, einem Dorfe im Herzogthume Jülich am 14. September 1698. gebohren. Seine Eltern, Johann Kratz und Anna Maria, gebohrne Krautwig, stammten zwar beederseits von guten Familien ab, befanden sich aber in schlechten Glücksumständen, woran die damahligen kriegerischen Zeiten Ursache waren.

Nach dem frühzeitig erfolgten Tod seines Vaters, kam er im fünfzehnten Jahre seines Alters in das Jesuitercollegium zu Düßeldorf, genoß vorzüglich die Unterweisungen des Pater Caspar Gilsons, Arnold Vrechs, und Franciscus Strauchs, und machte die Erlernung der Poesie und griechischen

*) S. Franc. Ortmann lib. de vita et morte P. Ioh. Casp. Cratz, ac sociorum ejus, Aug. Vindel. 1770. du Halde lettres edifiantes et curieuses ecrites par quelques Missionnaires de la Compagnie de Iesus 24. Cahier, Paris 12. und Acta histor. eccles. VI. Band Weimar 1742. p. 910. ꝛc.

schen Sprache, woran er ein besonderes Vergnügen fand, zu seinem Hauptgeschäfte.

Im Jahre 1721. bot sich ihm eine Gelegenheit dar, seinen Hauptwunsch, Italien und Griechenland durch Reisen genauer kennen zu lernen, zu befriedigen. Er begab sich nemlich als Begleiter eines reichen jungen Edelmanns auf den Weg nach Rom, hatte aber, wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst, das Unglück, in eine lebensgefährliche Krankheit zu fallen. Nach wieder erlangter Gesundheit blieb er ein Jahr lang in Rom, besahe alles merkwürdige daselbst, und nachdem er lang auf eine Gelegenheit, nach Griechenland zu schiffen, vergebens gewartet hatte, so trat er eine Reise nach Spanien an, berührte unterwegs die Küste von Afrika, und kam sodann zuerst nach Lißabon, wo er über ein halb Jahr blieb, hernach aber nach Madrid. In der Folge durchwanderte er auch Frankreich und verweilte einige Monate zu Paris. Von dieser Reise, auf der er sich die besten Kenntniße gesammlet, und die nützlichsten Bekanntschaften gemacht hatte, langte er im Jahre 1726. in seinem Vaterlande wieder glücklich an und erfüllte dadurch seine alte dürftige Mutter mit Trost und Freude, die von der Zeit an sehr in ihn drang, in den geistlichen Stand zu treten. Damahls hatte er aber noch nicht den mindesten Trieb zu einem geistlichen Amte, ob er gleich in seinem Vaterlande, zur Unterstützung seiner Mutter, ohne viele Mühe, eine einträgliche Pfarre würde haben erhalten können. Dagegen

suchte er, mit Hülfe seines ehemaligen Lehrers Vrech, der unterdeßen Weltgeistlicher im Ravensteinischen geworden war, ein gutes weltliches Amt in der nemlichen Gegend zu erhalten. Allein solch sein Bestreben war vergeblich, denn weil keine einträgliche Stelle so bald aufgieng, so konnte ihm auch sein Gönner zu keiner Beförderung behülflich seyn.

Nachdem er hierauf eine Zeitlang in Cölln, bey einem Verwandten sich aufgehalten hatte, so beschloß er nach Indien zu gehen und in dieser Absicht holländische Kriegsdienste zu nehmen. Er reisete deßwegen noch im Jahre 1726. nach Amsterdam, erreichte seinen Endzweck, wurde im Sommer des Jahrs 1727. eingeschifft, und kam glücklich zu Batavia an. Während seines Aufenthalts daselbst, suchte er zuweilen bey seinen Glaubensgenoßen, die damals noch keinen ordentlichen Geistlichen unter sich haben durften, heimliche Versammlungen zu veranstalten, und ertheilte ihnen alsdann Religionsunterweisungen, ja nahm mit ihnen gemeinschäftliche Gebete und andere gottesdienstliche Uebungen vor. Doch da er innerhalb 3. Jahren in allem nur acht bis neunmahl eine Meße hören und einem Hochamte beywohnen konnte, weil während dieser Zeit nur äußerst selten catholische Priester nach Batavia kamen, und dergleichen Religionsgeschäfte heimlich daselbst verrichteten, so strebte er, aus großem Eifer für seinen Glauben, zu mehrerer Freyheit in diesem Stücke zu gelangen, und

hielt

hielt daher um seinen Abschied an, den ihm auch der Befehlshaber der Truppen, Herr von Bayen im Jahre 1730. gab.

Als er hierauf von dem Castell, zu deßen Besatzung er bisher gehört hatte, sich in die Stadt selbst begab, und einen kleinen Handel anzufangen beschloß, so lernte er einen künstlichen Stein- und Siegelschneider aus Frankreich, Pißeau, kennen, und errichtete eine sehr vertrauliche Freundschaft mit ihm, ja trat mit ihm in Verbindung zur Treibung eines Handels mit Leinwand. Da ihn jedoch eine neue heftige Krankheit betraf, in der sein Leben abermahls in Gefahr schwebte, so beschloß er, wenn er wieder genesen würde, mehr mit geistlichen als weltlichen Geschäften sich abzugeben, damit sein Sinn mehr zum Himmel gerichtet wäre, und er sich also stets in der besten Todesbereitschaft befände. Er war noch nicht ganz von seiner ihn sehr schwächenden Ruhr hergestellt, als er, in der Absicht, den geistlichen Stand zu wählen, von seinem treuen Pißeau begleitet, im Junio 1730. nach **Macao**, einer berühmten, ohnfern **Canton** in **China** gelegenen Handelsstadt reisete, wo seit langen Zeiten bereits zwey Jesuitencollegia sich befanden. Er bewarb sich bey diesen Ordensgeistlichen um die Aufnahme in ihren Orden, die ihm Anfangs sein Begehren abschlugen, endlich aber doch einwilligten. Seine Aufnahme geschahe 1730. am 27. October, das Gelübde legte er zwey Jahre darauf ab, und 1733. am 27. October erhielt er auch die Tonsur und wurde Priester.

Da einige Zeit darauf die Christen zu **Tunkin** neue Mißionairs verlangten, weil die bisher unter ihnen gestandenen, theils zu viele Arbeit hatten, theils zu alt und unvermögend geworden waren, so wurde Cratz, nebst fünf andern Jesuiten zu **Macao**, von den Vorstehern des Ordens dazu erkohren, auf diese Mißion zu gehen; und nichts gleicht der Freude, die Cratz darüber empfand. Die Namen seiner fünf Gesellschafter waren **Pater Barthelemy Alvarez, P. Emannel de Abreu, P. Vinzent de Cunha, P. Christoph de Sampayo,** und **P. Emanuel de Carvalho,** lauter gebohrne Portugiesen.

Diese sämtliche geistliche Väter traten bereits im Jahre 1734. ihre bestimmte Reise an, wurden aber unterwegs angehalten, nach **Nau-Cheo,** als Gefangene geführt, und nach langer gerichtlicher Untersuchung, unter einer Bedeckung nach **Macao** zurückgebracht. Hier blieben sie, bis ins Jahr 1736. in welchem sie am 6ten Merz die Reise zum zweytenmahl von Ancan aus antraten, und endlich nach vieler Gefahr und Mühe zu **Lo-Feou,** der Gränzstadt von **Tunkin,** anlangten. Hier mußte **Pater Sampayo** wegen Unpäßlichkeit zuruckbleiben und **Pater Carvalho** blieb bey ihm, um nebst einem Catecheten für seine Pflege zu sorgen. **Pater Sampayo** genas bald wieder, kam in der Folge nebst seinen beeden Gefährten glücklich im Tunkinesischen Reiche an, und trieb daselbst das Mißionswerk mit glücklichem Erfolge. Die vier übrigen Mißionairs hingegen, reiseten unterdeßen nebst zwey tunkinesi-

schen

schen Catecheten, die Markus und Vincentius hiessen, nach Batxa voraus. An diesem Orte erblickten sie einige herumschweifende Tunkinesen, welche sie für Fremde hielten, die was nachtheiliges für das Land im Sinne hätten, deren man sich folglich bemächtigen müßte. Da die Mißionairs am 12ten Merz über einen Fluß zu setzen hatten, an deßen anderm Ufer diese Tunkinesen sich befanden, so geschahe es gar leicht, daß nicht nur sie alle, sondern auch der Schiffer aus Lo-Feu, der ebenfalls ein Christ war, diesen, ihrer wartenden Feinden sogleich in die Hände fielen, und sich von ihnen alles deßen, was sie bey sich hatten, beraubet sahen.

Als sie bey ihnen auch ein Crucifix fanden, das an ihrem Halse hieng, und durch ihre Kleidung von außen zugedeckt war, so schloßen sie daraus, daß diese Leute Mißionairs seyn müßten. Sie giengen dahero unbarmherzig mit ihnen um, und zeigten ihre Gefangennehmung sogleich dem Gouverneur der dasigen Gegend an, welcher sie am 18. April abholen und hernach weiter nach Kacho an den Hof des Königs bringen ließ. Nachdem sie unterweges den Spott und Hohn des Pöbels zur Genüge erlitten hatten, sintemahl man ihnen den Bart ausraufte, ihnen ins Gesicht spie oder sie mit Koth warf, so wurden sie in einen großen Saal geführt, in welchem sich der König hinter einem Schirme befand, um die Gefangenen zu sehen und ihre Antworten zu hören.

Ein Verschnittener that hierauf in Gegenwart verschiedener Mandarinnen einige Fragen an die Catecheten, warum sie die Europäer ins Land gebracht hätten? Die Mißionairs wurden jedoch nicht befragt, aber einer unter den Mandarinnen ließ das bey ihnen gefundene Cruzifix herbeyholen und legte selbiges auf die Erde. Alsdann befahl er ihnen, selbiges mit Füßen zu treten; worauf sie aber feyerlich erklärten, sie wollten sich eher die Hände und den Kopf abhauen laßen, als daß sie eine solche Gottlosigkeit begehen sollten. Als man sie nachher mit Gewalt dazu zwingen wollte, so widersetzten sie sich, und bezeugten dagegen dem Bildniße des Gekreuzigten die größte Hochachtung. Gleiche Standhaftigkeit bewiesen auch die beeden Catecheten: nur der Fischerjunge, der sie über den Fluß gebracht hatte, und den die Drohungen der Richter erschreckten, war so schwach, einzuwilligen. Er mußte es aber auch hernach leiden, daß einige Verschnittene ihn einen niederträchtigen Bösewicht nenneten, der über das mit Füßen gehe, was er doch kurz zuvor als seinen Gott angesehen und verehret habe.

Hierauf wurden die Mißionairs sowohl, als die Catecheten in das Gefängniß gelegt, und zwar so, daß allemahl zween beysammen bleiben durften, der Schiffer aber kam allein in einen besondern Kerker. Man brachte alsdann die ganze Sache vor das Gericht der Gelehrten, wo man abermahls nur die Catecheten befragte, und sie zur Martelade verdammte, welche Strafe in starken Hammerschlägen beste-

bestehet, die den Verbrechern auf die Kniee gegeben werden. Sie hatten das traurige Schicksal, diese Peinigung sogleich ausstehen zu müßen, ja am folgenden Morgen wurde sie sogar nochmahls ihnen angethan.

Als nachher die richterlichen Aussprüche der Mandarinnen gesammlet wurden, so sagte besonders einer unter ihnen: seine Meynung wäre, daß **Markus**, weil er Prediger der im Reiche **Tunkin** verbottenen christlichen Religion in selbiges geführt habe, geviertheilt zu werden verdiene; daß dem **Vinzentius**, der an seinem Verbrechen Theil genommen habe, der Kopf herabgeschlagen werden müße, und daß die vier Europäer, welche des königlichen Verbots ohngeachtet, sich gewaget hätten, das christliche Gesetz im Reiche lehren zu wollen, würdig seyen, mit gleicher Todesstrafe beleget zu werden. Als er zu reden aufgehöret hatte, gieng er, nebst den übrigen Richtern, in den innersten Saal, wo die Todesurtheile gesprochen werden, die Gefangenen aber wurden in ein anderes, härteres Gefängnuß geführet, wo sie mit Ketten belastet, an einem dunkeln, feuchten und stinkenden Orte eingesperret worden und vielen Spott sowohl als die heftigsten Bedrängniße ausstehen mußten. Ihr einziger Trost war noch der, daß man sie beysammen ließ, und daß die Christen in **Tunkin** die Erlaubniß hatten, sie zu besuchen und ihnen in ihrem Elende beyzustehen. Im Anfange mußten sie beynahe ein paar Tage lang, ohne alle Speise und Trank bleiben, das wahrscheinlich deswegen geschahe, um sie

dadurch

dadurch zu desto aufrichtigern Geständnissen zu bringen, in der Folge aber gab man ihnen, freylich sparsam genug, den erforderlichen Lebensunterhalt. Merkwürdig ist es hiebey, daß sogar das Weib eines Bonzen, von Mitleid gegen die Gefangenen bewogen, öfters zu ihnen in den Kerker kam, und ihnen Speise und Trank zutrug.

Da der König in Tunkin auf einige Zeit aus der Residenz wegreisete, und nach Landessitte während seiner Abwesenheit keine gerichtliche Untersuchungen angestellt, oder Urtheile gefällt werden durften, und da es ohnedieß in Tunkin von jeher gewöhnlich war, daß die auf den Tod gefangen sitzenden Verbrecher so lange auf die Vollziehung ihres Urtheils harren mußten, bis das Jahr zu Ende eilte, um sie alsdann alle an einem Tage zugleich hinzurichten, so ist leicht zu erachten, daß der traurige Aufenthalt dieser zum Tode bestimmten Jesuiten in ihrem Kerker lang dauern mußte. Cratz stand während dieser Zeit eine neue heftige Krankheit aus, die ihn sehr entkräftete, der Catechet Vincent aber starb wirklich im Gefängniße. Cratz mußte nebst den übrigen Gefangenen, wirklich neun volle Monate im dunkeln Gefängniße ausharren.

Nach Verfließung dieser langen Zeit, wurde endlich das von den Mandarinen längst schon ihnen zuerkannte Todesurtheil vor dem königlichen Tribunal am 21. December 1736. bestättiget. Am 10. Januarii 1737. wurde ihnen selbiges durch einen Mandarinen im Gefängniße bekannt gemacht, worüber sich alle, besonders aber Cratz innigst freueten,

ten, weil sie dadurch der so rühmlichen Märtirerkrone gewürdiget zu werden glaubten. Von der Zeit an kamen ihre Glaubensbrüder weit häufiger als zuvor in ihr Gefängniß und nahmen Abschied von ihnen. Da ihnen häufige Geschenke auch an Gelde gemachet wurden, so theilten sie solches an die Gefängnißaufseher, an die, nebst ihnen zum Tod verurtheilten acht Räuber, und an die Henker aus, deren so viele waren, als Personen hingerichtet werden sollten. Diese letztern, die äußerst rohe und in ihrem Geschäfte selbst höchst unerfahrne Leute waren, kamen itzt öfters ins Gefängniß, und jeder maß den Hals deßen, welchen er mit dem Schwerdte nächstens hinrichten sollte, nicht nur auf das genaueste, sondern schwang auch das Schwerdt über seinem Haupte zum öftern, um in der Folge mit desto größerer Geschicklichkeit den *tödtlichen Hieb* selbst führen zu können.

Endlich brach der 22. Januar 1737. ihr Todestag, an. Sie wurden noch vormittags mit schweren Ketten belastet, und mußten baarfuß, von dem Kerker aus bis zum königlichen Palast, einen Weg von wenigstens 2000. Schritten mühsam zurücklegen. Eine sehr große Menge Christen und noch ein größerer Haufe Heiden, begleiteten sie auf diesem ihren letzten Gang; jene von Wehmuth und Jammer erfüllt und bitterlich weinend, diese in der Absicht, sie noch durch Spott und Hohn zu kränken, und ihre Leiden zu vergrößern. Doch Cratz und seine unglücklichen Gefährten blieben in ihrem Muthe unerschüttert, und ihre Sterbensfreu-

freudigkeit nahm sogar immer mehr zu. Man ließ sie hierauf eine geraume Zeit in dem Hofe des Palastes verweilen, damit sie noch länger einen Gegenstand der Verachtung abgeben möchten, und wirklich hatten sie da die Kränkung, daß rohe und niederträchtige Menschen sie bald bey ihren Hälsen anfaßten, und durch Zeichen die ihnen bevorstehende Enthauptung abbildeten, bald aus kleinen Stücken Holz, die sie zusammenlegten, Creuze machten und darauf traten, bald mit ihren Fingern Creuze in die Erde zeichneten und spottweise ihnen befahlen, sie sollten selbige anbeten. Endlich kam der Schreiber des Königs, hielt das vom König unterzeichnete Todesurtheil in der Hand, das in tunkinesischer und protugiesischer Sprache verfaßt war, und las es mit lauter Stimme vor. Zuerst zeigte er in demselben dem Catecheten Markus und dem Schiffsjungen *) an, "daß sie zu einer ewigen Landesverweisung verdammt seyn sollten." Hernach kehrte er sich zu Cratzen, und den übrigen Priestern, und fuhr zu lesen fort: "Was aber Euch vier Fremde anbetrift, die ihr in dieß Land gekommen seyd, um die in selbigem verbottene Religion der Portugiesen zu predigen, so befiehlt der König, daß ihr eben deswegen enthauptet werden sollt." Der Schreiber heftete alsdann das vorgelesene Urtheil an die Thüre des Palastes, damit selbiges von jedermann gelesen werden könnte.

Nun

*) Dieser hatte sein Treten des Creuzes mit Füßen, nachher sehr bereuet, öffentlich widerrufen und sich für einen Christen ausgegeben, weßwegen er denn auf das neue ins Gefängniß geleget worden war.

Nun mußten die zum Tode Verurtheilten in der nemlichen Ordnung, in welcher sie vom Kerker aus in den Hof des Palastes geführet worden waren, zum Gerichtsplatze hingehen und bey diesem sauern Gange abermahls einen Weg von 5000. Schritten zurücklegen. Der Zug war feyerlich genug und gieng Anfangs nicht nur etwas langsam, sondern es wurde auch den Verurtheilten erlaubt, etwas auszuruhen. Doch als die Hälfte des Weges zurückgeleget war, kam der Befehl, man sollte eilen, so viel nur immer möglich wäre, weil die bestimmte Zeit sonst verstriche. So lästig nun dieß den Unglücklichen bey der Last ihrer Ketten, und der vorhergegangenen vielfältigen Leiden im Gefängniße seyn mußte, so mußte doch gehorcht werden, und Drohungen sowohl als Schläge wurden angewendet, um sie, wie das Vieh, *fortzutreiben*. Alle beteten, alle huben dabey, soviel sie konnten, die Hände empor, nur dem einzigen Cratz war solches zu thun unmöglich, weil bey ihm die Hände durch die Feßeln viel enger, als bey den übrigen zusammengepreßet wurden: Doch richtete er seine Augen desto andächtiger zum Himmel.

Als sie auf dem Richtplatze, den man vorher gehörig zubereitet und mit Zelten für die Richter versehen hatte, angekommen waren, wurde jeder sogleich von seinem Henker zu dem für ihn bestimmten, bis zur Achsel reichenden Pfahl, hingeführet. Sie mußten sich sodann niederknieen, an die Pfähle binden, und die Haare abschneiden laßen. Auf erhaltene Erlaubniß der obersten Richter beteten sie

noch-

nochmals, und nahmen von den anwesenden Europäern Abschied. Hierauf stellten sich die Henker mit gezückten Schwerdtern hinter sie, warteten auf das Zeichen des Richters, wenn sie den Hieb führen durften, und da ihnen solches gegeben war, so haueten sie in einem und dem nemlichen Augenblick zugleich auf die knieenden und betenden los. Die Köpfe Cratzens und Alvarezens fielen sogleich auf den ersten Hieb herab, des de Abreu Haupt hingegen blieb noch in etwas hängen und mußte durch völlige Zerschneidung der Gurgel gar vom Rumpfe getrennt werden, allein Vinzentius de Cunha, der zuerst in die Schulter, dann aber in den Hals getroffen wurde, verlohr seinen Kopf erst auf den dritten Hieb.

Gleich nachher bemächtigten sich zwey Soldaten ihrer Leichname, um sie zu beerdigen, und entfernten die Menge der Christen, die sich Mühe gaben, einen Theil ihres Blutes aufzufangen, oder leinene Tücher in selbiges zu tunken. Als jedoch die Christen denselbigen eine Summe Geldes gaben, so überließen sie ihnen die vier Cörper mit Freuden zu selbst beliebiger Behandlung. Man zog ihnen alsdann die blutigen Kleider und Hemden aus und neue dagegen an, legte sie in Särge, und setzte sie in den Häusern verschiedener Christen einsweilen bey, bis man sie einige Zeit darauf nach Macao selbst bringen und in die dasige Kirche der Jesuiten, mit vielen Feyerlichkeiten begraben konnte. Dieß geschahe 1737. am 24. August.

VII. La-

VII.

Lamoral, Graf von Egmont,

und

Philipp v. Montmorency, Graf v. Hoorn, *)

beede zu Brüßel am 5. Jun. 1568. enthauptet.

Das Andenken des durch die Schlachten bey St. Quentin und Gravelingen, und durch sein unglückliches Ende in der niederländischen Geschichte so merkwürdigen Grafen von Egmont, des ersten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländische Freyheit gefallen ist, ist durch das Trauerspiel dieses Namens neuerdings wieder aufgefrischt worden. Folgendes historisches Detail seiner Geschichte, das aus glaubwürdigen Quellen geschöpft wurde, muß um so viel mehr intereßiren, je genäuer das öffentliche Leben dieses Mannes in die Geschichte seines Volks eingreift.

Lamoral Graf von Egmont und Prinz von Gavre wurde im Jahre 1523. gebohren. Sein Vater war **Johann von Egmont**, Kammerherr in

*) Dieser vortrefliche Aufsatz ist ganz umgeändert aus Thalia, herausgegeben von Schiller, Achtes Heft, Leipz. 1789. genommen und hier eingerückt worden.

Bayerische Staatsbibliothek München

in Diensten des Kaisers, seine Mutter Franzisca, eine Prinzeßin von Luxemburg. Sein Geschlecht, eines der edelsten in den Niederlanden, schrieb sich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit hartnäckig gegen das burgundische und österreichische Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Karls des fünften hatten unterliegen müßen; ja es leitete seinen Ursprung bis zu den alten frisischen Königen hinauf. Noch sehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienste des Kaisers, und bildete sich in den französischen Kriegen dieses Monarchen zum künftigen Helden. Im Jahre 1544. vermählte er sich auf dem Reichstage zu Speyer und im Beyseyn des Kaisers mit Sabina, Pfalzgräfin von Bayern, einer Schwester Johanns, Churfürsten von der Pfalz, die ihm drey Prinzen und acht Prinzeßinnen gebahr. Zwey Jahre darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiser in Utrecht hielt, zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen.

Der französische Krieg, welcher im Jahre 1557. unter Philipp II. wieder ausbrach, öfnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhme. Emmanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte englisch-spanische und niederländische Armee als Generalißimus befehligte, hatte St. Quintin in der Picardie berennet, und der Konnetable von Frankreich rückte mit einem Heere von 30000. Mann und dem Kern des französischen Adels herbey, diese Stadt zu entsetzen. Ein tie-

fer

Bayerische Staatsbibliothek München

ser Morast trennte die beyden Heere. Es gelang dem französischen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beschossen und diesen genöthigt hatte, seine Stellung zu verlaßen, einige hundert Mann in die Stadt zu werfen. Weil die spanische Armee aber gegen 60000. Mann, und also noch einmahl so stark war, als die seinige, so begnügte sich der Konnetable, die Besatzung in St. Quintin verstärkt zu haben, in welche sich auch der Admiral Coligny zur Nachtzeit geworfen, und schickte sich deswegen zum Abzuge an. Aber eben dieses fürchtete man im spanischen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den seine natürliche Herzhaftigkeit hinriß, und die schwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, stimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Diese Meynung, obgleich von vielen bestritten, behielt die Oberhand. Am 10ten August, als am Tage des heil. Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur schlecht besetzt war, und sogleich verlaßen wurde; Egmont mit seinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorne mit 1000. schweren Reitern, diesem die deutsche Reiterey zu 2000. Pferden, unter Anführung der Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig; der Herzog von Savoyen selbst schloß mit dem Fußvolk. Die französische Armee war schon im Abzug begriffen, Egmonts Reiterey folgte ihr aber so hitzig, daß

sie sie 3. Meilen von St. Quintin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit solchem Ungestümm von allen Seiten in den Feind, daß sie seine vordersten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten und das ganze Heer in die Flucht schlugen. Dreytausend Franzosen blieben auf dem Platz, der Herzog von Bourbon wurde erschossen, und außer dem Konnetable, der verwundet, vom Pferde geworfen und mit seinen zwey Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem ersten französischen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert, und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um diesen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quintin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienst, daß er zur Schlacht gerathen, und daß er sie größtentheils selbst gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guise aus Italien das Kriegsglück, und brachte die Waffen der Franzosen wieder empor. Kalais wurde durch ihn den Engländern entrißen, eine französische Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marschall von Thermes beunruhiget. Diesem letztern schickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von 12000. Mann Fußvolk und 2000. Pferden entgegen. Der Marschall wollte sich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küste nach Kalais zurückziehen, als ihn Egmont am 13ten Jul. 1558. eben als er den kleinen Fluß Aa bey Gravelingen

gen paßiren wollte, überfiel. Die Franzosen, bey 10000. Mann zu Fuß und 1500. zu Pferde stark, empfiengen ihn in Schlachtordnung mit einem mörderischen Feuer, daß gleich beym ersten Angriff sein Pferd unter ihm erschoßen wurde. Nichts desto weniger drang er wütend ein, und weil die breite sandigte Ebene den Kampf begünstigte, erhub sich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd stritt, dergleichen man in neuern Zeiten wenig Beyspiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwischen diesen beyden gleich tapfern und versuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entschieden wurde.

Der Schall des Geschützes hatte einige englische Schiffe, welche die Königinn **Maria** an dieser Küste creuzen ließ, um den Paß zwischen Dünkirchen und Calais zu reinigen, herbeygezogen, welche, da es meistens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzosen mit dem groben Geschütze noch zu erreichen. So klein der Schade war, den sie anrichteten, da ihre allzugroße Entfernung die Wirkung ihres Geschützes beynahe ganz unkräftig machte, und dieses Freund und Feind ohne Unterschied traf, so bestürzte doch ihre unvermuthete Dazwischenkunft die eine Parthey, und erhob den Muth der andern. Graf **Egmont**, dem dieses nicht entgieng, ließ seine deutschen Reiter der Französischen Armee unversehends hinter den Sandbergen hervor in die

Flanke fallen, und brachte diese dadurch in etwas zum Weichen; worauf die burgundische Reiterey heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte, und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. Es blieben 1500. auf dem Platze, außer denen, welche sich durch Schwimmen zu retten suchten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und seine besten Offiziers, alle verwundet, mußten sich ergeben; Fahnen, Geschütz, nebst der ganzen bisher gemachten Beute kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenders Schicksal erwartete die, welche dem Treffen entkommen waren, und den flämischen Bauern in die Hände fielen. Diese durch Einäscherung und Plünderung ihrer Dörfer gegen die Franzosen in die äußerste Wuth gebracht, fielen nun mit mörderischem Grimm über die wehrlosen Flüchtlinge her; die Weiber selbst, erzählt Strada, stellten ihnen durch das ganze Land bandenweise nach, zerfleischten sie mit Nägeln, oder schlugen sie langsam mit Prügeln zu todte, daß von allen, die **Dünkirchen** verbrannt hatten, fast kein einziger entrann. Zweyhundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, schickten sie ihrer Königinn nach **London**, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu setzen. Von den Niederländern wurden nicht 400. Todte gezählt. Die schleunige Wiedereroberung der verlohrnen Städte war die erste Frucht dieses glorreichen Siegs, in welchem **Egmont** das Verdienst eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bey St. Quintin und Gravelingen machten Heinrich den Zweyten sehr zum Frieden geneigt, welcher auch das Jahr darauf 1559. zu Chateau Cambresis geschlossen wurde. Die *niederländische* Reiterey hatte sich in diesem *Kriege besonders* nahmhaft gemacht, und aller Ruhm häufte sich auf den Grafen **von Egmont**, der sie angeführt hatte. Die flandrischen Städte, die sich vom Ungemach des Kriegs, deßen Schauplatz sie gewesen waren, in einem blühenden Frieden wieder erholten, fühlten sich für diese Wohlthat dem Grafen **von Egmont** besonders verpflichtet, deßen Tapferkeit ihn dem Feind abgedrungen hatte Sein Name war in jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden seiner Zeit. **Philipp** der Zweyte selbst vergab seinem spanischen Stolze so viel, daß er sich öffentlich für seinen *Schuldner bekannte*, und sich dieser Verbindlichkeit *auf eine würdige* Art zu entledigen versprach.

Bald nach geschloßenem Frieden machte der König Anstalt, die Niederlande zu verlaßen, und in seine, ihm so theure, spanische Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, die *er* noch vor seiner Abreise zu berichtigen fand, war die Einsetzung eines Generalstatthalters über die *sämtlichen* Niederlande, welches Amt durch die Abreise des Herzogs **von** Savoyen nach Italien jezt erledigt stand. Unter den Prätendenten, welche zu diesem wichtigen Posten in Vorschlag kamen, stand Graf **Egmont** mit **Wilhelm** dem I. Prinzen

von Oranien, oben an, und die Wünsche der Nation blieben zweifelhaft zwischen diesen beyden. Aber Philipp, der es nicht für rathsam hielt, eine so große Gewalt in die Hände eines Volksfreunds zu geben, und der überdem, so sehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten schätzte, die feine Staatskunst bey ihm vermißte, die zu einem solchen Posten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien aber ein nicht ganz ungegründetes Mistrauen setzte, übergieng beyde, und rief seine natürliche Schwester, die Herzogin Margaretha von Parma, aus Italien, die Niederlande während seiner Abwesenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont suchte er durch die zwey einträglichen Statthalterschaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drey andere über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu stellen. Aber so glänzend diese Belohnung war, und so sehr sie alle diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, so konnte sie doch den Ehrgeiz zweyer Männer nicht ersättigen, die ihre Erwartungen auf etwas höhers gerichtet hatten; und Philipp hatte durch diesen glänzenden Vorzug nur den Saamen zu künftiger Empörung bey ihnen ausgestreut.

Dennoch würde sich ihre Ehrbegierde über diese fehlgeschlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schwester ihres Königs war, der sie nachgesetzt wurden, und eine weib-

liche Regierung ihnen zu dem wichtigsten Antheil an der Gewalt Hofnung machte. Aber auch diese Hofnung wurde ihnen durch Einführung des Bischofs von Arras, nachherigen Cardinals Granvella, in das Ministerium, abgeschnitten, den der König seiner Schwester als geheimen Rath an die Seite gab, welche Stelle er mit einer eben so verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon seine dunkle Geburt, da sein Grosvater ein Eisenschmid gewesen, mußte den auf seine Vorzüge äußerst stolzen niederländischen Adel wider die Erhebung dieses Prälaten aufbringen, aber dieser Unwille war um so gerechter und um so heftiger, da Granvella kein Eingebohrner war, und die Konstitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausschließt. Die Rolle, welche dieser Mann unter der vorigen Regierung *in Deutschland* gespielt hatte, trug eben nicht dazu bey, ihm das Herz der Niederländer im Voraus zu gewinnen. Sein gesetzwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüßel, die Herrschsucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, seine Habsucht, seine üppige Lebensart, sein hochfahrendes Wesen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt, und das geringschätzige Betragen, das er gegen verschiedene von den Großen affectirte, brachte die Erbitterung gegen ihn aufs höchste, und reizte den größten Theil unter ihnen an, sich gegen diesen gemeinschaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einsetzung von dreyzehn neuen Bißthümern, ein Werk dieses Ministers, brachte bald die gesammte niederländische Nation gegen ihn in Harnisch. Außerdem, daß diese eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bey der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreyheiten der Provinzen zuwider lief, drohte sie zugleich ihrer Verfaßung den Umsturz, weil voraus zu sehen war, daß diese neuen Stände dem Hofe, dem sie ihre Existenz dankten, auf's eifrigste anhangen, und die Mehrheit der Stimmen in den Versammlungen auf die Seite des Königs neigen würden. Alle Aebte und Mönche erhitzten sich gegen die neuen Bischöfe, weil diese an die Einkünfte der Klöster und Stiftungen und als Reformatoren des Klerus aufgestellt waren. Der gemeine Mann verabscheuete sie als Werkzeuge des verhaßten Inquisitionsgerichtes, das man ihnen schon auf dem Fuße folgen sah. Die grausamen Prozeduren, welche den strengen Religionsedikten gemäß, gegen die Ketzer ergiengen, die Insolenz der spanischen Truppen, welche noch von dem letzten Kriege her, der Konstitution zuwider, in den Gränzstädten in Besatzung lagen, und deren längeres Verweilen man auf's verhaßteste erklärte, mit den Privatbeschwerden gegen den Minister verbunden — alles dieses wirkte zusammen, die Nation mit Besorgnißen zu erfüllen, und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Ministers zu empören.

Unter den Misvergnügten thaten sich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn auf's engste zusammen. Alle drey waren Staatsräthe, und hatten von der Herrschsucht des Kardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem sie vergebens versucht hatten, sich unter dem übrigen Adel eine Parthie zu machen, dem eine knechtische Furcht vor dem Minister noch von einem kühnern Schritte abschreckte, führten sie ihr Vorhaben für sich allein aus, und setzten ein gemeinschaftliches Schreiben an den König auf, worin sie den Minister förmlich als den Feind der Nation, und als die Ursache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Misvergnügen nicht aufhören würde, so lange dieser verhaßte Prälat am Staatsruder säße, und daß sie selbst im Staatsrath erscheinen könnten, wenn es Seiner Majestät nicht gefiele, diesen Mann zu entfernen. Da auf dieses Gesuch nichts erfolgte, so verließen sie den Staatsrath wirklich, von welchem der Kardinal nun einen unumschränkten Besitz nahm.

Da es ihnen auf diesem Wege mislungen war, den Minister zu entfernen, so suchten sie es durch Verspottung seiner Person und seiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er selbst resignirte. Ein lustiger Einfall den Egmont hatte, der sämtlichen Dienerschaft des Adels eine gemeinschaftliche Liverey zu geben, worauf eine Narrenkappe gestickt war, setzte den Kardinal, auf den diese gedeutet wurde,

dem

dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof sich darein mengen und diese Liverey verbieten mußte. Die Ausgelaßenheit des Pöbels gegen den Minister gieng so weit, daß man ihm Pasquille in die Hand schob, wenn er sich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen Nation Trotz geboten, aber diesen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte seine Ministerstelle nieder, und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzug **Granvellens** hatte der Graf **von Egmont** beynahe den ersten Platz in der Gunst der Regentin. Da es aber an einer festen Hand fehlte, den unter sich selbst entzweyten und von dem verschiedensten Privatintereße gelenkten Adel zusammen zu halten, so wurde die Anarchie allgemein, die Justiz wurde schlecht verwaltet, die Finanzen vernachläßigt, das Religionswesen gerieth in Verfall, und die Secten griffen um sich. Eine geschärfte Erneuerung der Religionsedicte von **Spanien** aus, war die nächste Folge dieser Zerrüttung; aber das Volk, durch die bisherige Nachsicht verwöhnt, wollte dieses Joch nicht mehr tragen. Um eben diese Zeit sollten die Schlüße der tridentinischen Kirchenversammlung in den **Niederlanden** zur Vollstreckung gebracht werden. Ihr Inhalt stritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen und alle Stände lehnten sich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, schickte die Regentinn den Grafen **von Egmont** nach **Spanien**, der ihn durch mündliche Berichte beßer, als sich durch schriftliche Berichte

thun

thun ließ, von dem gegenwärtigen Zustand der Dinge unterrichten konnte. Egmont reis'te im Jenner 1565. aus den Niederlanden ab.

Der Empfang, der ihm in Madrid wiederfuhr, war auszeichnend. Der König und alle seine kastilianischen Großen beeiferten sich in die Wette, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Alle seine Privatgesuche wurden ihm über alle seine Erwartungen gewährt, und diese Gewährungen noch bey seinem Abschied mit einem Geschenk von 50000. Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußten sein Vertrauen in dessen Aufrichtigkeit eher vermehren, als vermindern. Von den Gesinnungen des Königs gegen die niederländische Nation wurden ihm, von diesem selbst und von *allen seinen Räthen* die besten Versicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den beßern Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einstimmige Verlangen der Provinzen Rücksicht nehmen und den Weg der Güte gewaltsamen Maaßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher — er erfüllte die Niederlande mit Lobpreisung des Monarchen, während daß schon neue Mandate hinter ihm hereilten, die seine Versicherungen Lügen straften.

Zu spät erwachte er von seinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über seinen Privatnutzen das allgemeine Beste hintan gesezt habe. Er schrie laut über die spanische Arglist,

und drohte alle seine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bey der Drohung. — Egmont hatte eilf Kinder, und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geschärften Religionsedikte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Namen des Geusenbundes bekannt ist. An der Conföderation nahm Egmont selbst keinen Antheil, aber viele seiner genauen Freunde und Lehnleute traten ihr bey; sein eigner Sekretair, Johann Käsenbrodt von Beckerheel, war darunter. Dieser Umstand erschwerte in der Folge seine Verschuldung. Er habe dieses gewußt, hieß es, und diesen Menschen dennoch in seinen Diensten behalten — und dadurch sey er selbst des Hochverraths schuldig.

Einsmahls, als die verbundenen Edelleute im Kuibemburgischen Hause zu Brüßel von dem Grafen von Brederode traktirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen seiner Freunde an diesem Hause vorbey. Eine unschuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt, mit zu trinken. Die Gesundheit der Geusen kam auf, er that Bescheid, ohne zu wißen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverrath gegründet.

Bald nach Errichtung des Geusenbundes brach die Bilderstürmerey in den Provinzen aus. Die Stadthalter eilten von Brüßel weg nach ihren Districten,

stricten, um die Ruhe wieder herzustellen. Hier zeichnete sich Egmont durch seinen Diensteifer vor allen übrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern viele Aufrührer am Leben strafen und brachte die Protestanten zur Ruhe. Aber auch diesen grossen Dienst rechnete man ihm nachher als Hochverrath an, weil er den Protestanten einige geringe Conceßionen ertheilt hatte, die er ihnen nicht im Stande gewesen wäre, mit Gewalt zu verweigern.

Die Exzesse der öffentlichen Predigten und der Bilderstürmerey gaben den alten unversöhnlichen Feinden des niederländischen Volks, dem Kardinal Granvella, der seinen Einfluß auf den König noch immer behalten hatte, dem Herzog von Alba, und dem Grosinquisitor Spinosa die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländischen Adels im Gemüthe des Königs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Alle diese Unordnungen wurden ihnen zur Last gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienste des Königs, ihre Nachsicht gegen die einreißenden Secten, ihre heimlichen Intriken und Aufmunterungen, ihr Beyspiel in der Widersetzlichkeit, ihre Verbindungen mit den conföderirten Geusen — alles dieses mußte nun zusammengewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben, und ihre Ausschweifungen zu begünstigen. Dazu kam, daß viele dieser Wahnsinnigen, die man beym Bilderstürmen ergriffen und zum Tod verurtheilt hatte, sich mit den Namen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und anderer, wafneten und ihre eigene

Schandthaten dadurch zu beschönigen suchten. Freylich würde ohne die lauten Protestationen, welche die niederländischen Großen gegen die grausamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie so kühn geworden seyn, diese Befehle öffentlich zu verhöhnen und in solche Gewaltthätigkeiten auszubrechen; aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung setzen? Jene Protestationen konnten sich mit der strengsten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beste der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter sie waren, machte sie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man sie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Absichten verantwortlich machen?

Das Conseil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen Theil zu schonen, und die Großen zu züchtigen. Es ist nicht zu läugnen, daß der Schein gegen diese sprach, und ein Monarch, wie Philipp, konnte ihr Betragen nicht wohl aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Der niederländische Adel machte Ansprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beyspiel waren. Auf die stolzen Titel von ständischer Freyheit, durch die Vorliebe und Schwäche **Karls** V. für sein Vaterland noch mehr in einem Eigendünkel bestärket, den er schon in so reichem Maße besaß, ließ er sich in allen seinen Handlungen von einem Geiste der Ungebunden-

heit

heit leiten, der bis zum Muthwillen gieng, und mit dem Prinzip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüßel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freyheit war, mußte nothwendig in Madrid als die gesezwidrigste Anmaßung in die Augen fallen. Auch die kastilianische Grandezza war auf ihre Vorzüge stolz; aber ein Monarch, der diese anerkannte, konnte sie an ihrem eignen Stolze, wie an einem Gängelbande leiten. Der Geist der Unabhängigkeit, der unter den spanischen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug sich mit der Monarchie, ja sogar mit dem Despotismus, "weil eben diese Großen durch den Despotismus, den sie über ihre eigene Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländische Adel ganz verlernt hatte, Despotismus zu ertragen, weil er selbst freyen Leuten gebot, und weil er selbst keinen ausüben durfte."

Bey diesem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländischen Adels war es kein Wunder, daß er sich den gewaltthätigsten Maasregeln gegen sie überließ. Von jezt an war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und vieler anderer im Stillen beschloßen; um sie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten sie durch verstellte Aeußerungen seiner Zufriedenheit erst sicher gemacht werden. Man schrieb ihnen die gnädigsten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überfloßen. Die Anschuldigungen und

Vorwürfe, die man auf eine geschickte Art einmischte, gaben diesen Versicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit und stürzten sie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dieß alles wäre, was man über sie zu klagen hätte. Dem Grafen von Egmont sagte man oft harte Dinge in diesen Briefen, um so weniger fiel es ihm ein, daß noch etwas im Hinterhalt seyn könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, so schwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuschen. Eine glücklichere Combinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerksamkeit seiner Feinde, bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieselbe Zeit, wo der König in Versicherungen seiner Zufriedenheit gegen ihn und seine Freunde so verschwenderisch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem spanischen Bothschafter aus Paris, die wahren Gesinnungen des Königs. Bey einer Zusammenkunft, die er mit dem Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraten, und von Naßau zu Dendermonde in Flandern veranstaltete, legte er ihnen dieses Schreiben vor, deßen Inhalt noch durch ein anders, welches Hoorn um dieselbe Zeit aus Madrid erhalten, bestättiget wurde. Man wollte sich über die Maaßregeln vereinigen, die man in dieser dringenden Gefahr gemeinschaftlich zu nehmen hätte; man sprach von gewaltsamer Widersetzung, wobey besonders auf Egmonts Ansehen bey den niederländischen Truppen sehr gerechnet wurde. Aber wie erstaunte

man,

man, als dieser dazwischen trat und sich folgendermaßen erklärte: "Lieber, sagte er, mag alles über mich kommen, als daß ich das Glück so verwegen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spaniers, Alava, rührt mich wenig — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschloßene Gemüth seines Herrn zu schauen, und seine Geheimniße zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny giebt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweydeutige Meynung von unserm Diensteifer hegt, und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsere Treue zu setzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdoppelung meines Eifers seine Meynung von mir zu verbeßern und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöschen, den mein *bisheriges* Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie sollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hülfbedürftigen Familie reissen, um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herum zu tragen, eine Last für jeden, der mich aufnimmt, jedes Sklave, der sich herablaßen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leidlichen Zwang in meiner Heymath zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und theuer war, und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so gnädige Gesinnungen gehegt, und

so

so nachdrücklich mir betheuert hat, jezt so despotische Anschläge dagegen schmiede. Haben wir nur erst dem Lande seine vorige Ruhe wieder gegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wieder hergestellt, so glauben sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen mehr hören wird; und dieß ist es, wozu ich sie alle durch meinen Rath und durch mein Beyspiel jezt auffordere, und wozu auch bereits die mehresten unter dem Adel sich neigen. Ich, meines Theils, fürchte nichts von dem Zorn des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frey. Mein Schicksal steht bey seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade.

Alle Gegenvorstellungen des Prinzen von Oranien waren vergebens. Der Ausbruch der Bilderstürmerey hatte dem Grafen von Egmont die Augen über sein Betragen geöfnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als einem Grunde, und mehr, als er selbst wußte, ergeben. Ein fortgesezter Briefwechsel mit dem Hof, vertraute Verhältniße mit der Regentinn, und mehr als dieß alles, die persönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn aufs engste an die Krone angeschloßen. Wie sehr mußten ihn also die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche sich die Sekten unter dem Titel einer Freyheit herausnahmen, die er bis jezt in den unschuldigsten Absichten für sie erfochten hatte! Von jezt an trennte er seine Sache ganz von der ihrigen, und gab sich zu allen Maaßregeln her, welche die Regentinn ge-

gen

gen sie in Ausübung brachte. Als diese von dem gesammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der ersten, die ihn leisteten.

Um diese Zeit wurde in Spanien die Absendung eines spanischen Kriegsheers nach den Niederlanden beschloßen, welches der Herzog von Alba anführen sollte. In den Provinzen selbst hatte die Regentinn durch den Weg der Waffen die Ruhe wieder hergestellt, und die Protestanten beynahe ganz unterdrücket. Da die Unordnungen getilgt, und das Land beruhigt war, so konnte diese gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Bestrafung des Vergangenen und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch, als die Winke, welche man von Spanien aus, erhielt, bestättigte dieß der persönliche Caracter des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieses Gerüchtes führte den rebellischen Adel zu den Füßen der Regentinn. Die sich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder den schwankenden Versicherungen von Gnade nicht traueten, flohen eilfertig aus dem Lande, und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter diesen, aber noch vor seinem Abschied versuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entschluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüßel, geschah die Zusammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld, und ein Geheimschreiber der Regentinn, bey-

 wohnte.

wohnte. Nachdem leztere, in Vereinigung mit dem Grafen von Egmont, umsonst versucht hatten, den Entschluß des Prinzen von Oranien zu erschüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenster. "Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, sagte Egmont, wenn du auf diesen Vorsatz bestehest." — "Und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst," antwortete der Prinz. "Mir wenigstens wird es Trost seyn in jedem Schicksal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beyspiel und Rath unterstüzte; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen." Noch einmahl wandte der Prinz seine ganze Beredsamkeit an, seinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären, und ihn zu einem heilsamen Entschluß zu bewegen, aber umsonst. Egmont war mit tausend Banden an sein Vaterland gekettet, eine thörichte Zuversicht hielt seine Augen gebunden, und sein Verhängniß stellte sich ihm entgegen. "Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien, sagte er, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worinn sie dir erscheinen. Hab ich es erst dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten, und den Provinzen ihre ewige Ruhe wieder zu geben, was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine schimpfliche Flucht mich selbst ihrer unwerth erklären?" — "Wohlan, rief Oranien aus, so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahndung — und gebe der Himmel,

mel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke seyn werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind." Nach diesen Worten umarmte er ihn noch einmahl, seine Augen waren feucht, sie hatten einander zum leztenmahl gesehen.

Egmont war einer der Ersten, die den Herzog von Alba bey seinem Eintritt in Luxenburg begrüßten. Als ihn lezterer von ferne kommen sah, sagte er zu denen, die neben ihm standen: "Da kommt der große Ketzer." Egmont, der es gehört hatte, stand betreten still und verblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Gesicht bewillkommte, war diese Warnung sogleich vergeßen. Er machte dem Herzog ein Geschenk mit zwey schönen Pferden, um seine Freundschaft zu gewinnen.

Zwey so entgegen gesetzte Caractere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde seyn: aber eine frühe Eifersucht im Kriegsruhme hatte dem Herzog längst eine stille Feindschaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmahl bey'm Würfelspiel mehrere tausend Goldgulden abgenommen, eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein andermahl wurde er von dem Grafen bey einem Scheibenschießen in Brüßel auf den Wettkampf herausgefordert und überwunden. Ganz Brüßel bezeugte laut seine Freude, und frohlockte, daß der Flamänder über den Spanier Meister geworden sey. Solche

Kleinigkeiten vergeßen sich unter Menschen nie, die im Großen gegen einander stoßen; und Alba, konnte so wenig vergeben, als sein König.

Die ersten Tage seiner Anwesenheit in Brüssel verhielt sich der Herzog ganz ruhig; Er mußte den Adel erst sicher machen, um alle diejenigen herbeyzulocken, um die es ihm zu thun war. Der Graf **von Hoorn** hatte es für rathsam gehalten, nicht beym Empfange zu seyn; aber die Versicherungen, die ihm **Egmont** von den guten Gesinnungen des neuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeykam. Der Graf **von Hoogstraten** fehlte allein noch, dem unter einem Geschäftsvorwand befohlen wurde, in Brüßel zu erscheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor seinem Verderben.

Zu lang wollte der Herzog indeßen diesen wichtigen Schritt nicht verschieben; das Geheimniß konnte verhauchen, und seine Opfer entwischten ihm. Der Tag wurde also angesetzt, wo man sich der beyden Grafen **von Hoorn** und **von Egmont** versichern wollte. Zu gleicher Zeit sollten ihre Sekretaire verhaftet und ihre Briefschaften in Verwahrung genommen werden. Der spanische Gouverneur in Antwerpen, Graf **von Lodrona**, hatte Befehl, sich an dem nemlichen Tag des Bürgermeisters zu bemächtigen, und, so bald es geschehen, dem Herzog durch eine Estafette Nachricht davon zu geben.

An diesem Tage wurden die Grafen von Mansfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arschot, u. a. nebst den Söhnen des Herzogs und den vornehmsten spanischen Offiziers unter dem Vorwand einer außerordentlichen Berathschlagung im Kuilemburgischen Hause, wo des Herzogs Quartier war, versammelt. Der Herzog unterhielt sich mit ihnen über den Plan einer Cittadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen laßen, und suchte die Sitzung so sehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, ehe er wußte, wie sein Anschlag in Antwerpen ausgefallen sey. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, ließ er sich von dem Kriegsbaumeister, Paciotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Vestung vorlegen und die Ritter ihr Gutachten davon sagen. Endlich, als der Courier von Antwerpen mit günstigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conseil. Egmont wollte sich nun mit dem Sohn des Herzogs hinweg begeben, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho, von Avila, in den Weg trat, und zu gleicher Zeit eine Schaar spanischer Soldaten sichtbar wurde, die ihm Flucht und Vertheidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er ihm mit vieler Faßung auslieferte. Dieser Stahl, sagte er, hat die Sache des Königs schon einigemahl nicht ohne Glück vertheidigt." In der nemlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem andern Theil des Palastes gefangen genommen.

Hoorn fragte, wie es mit Egmont stünde? Man sagte ihm, daß dieser in eben dem Augenblick auch in Verhaft genommen würde, worauf er sich ohne Widerstand ergab. "Von ihm hab ich mich leiten laßen, rief er aus, es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm theile." Während daß dieses in dem Kuilemburgischen Hause vorgieng, stand ein spanisches Regiment vor demselbigen unter dem Gewehre.

Beyde Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter Escorte von 3000. spanischen Soldaten nach Gent geschaft, wo sie länger als 8. Monate in der Cittadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rath der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüßel niedergesetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprocurator, Johann Dü Bois, mußte die Anklage auffsetzen. Die welche gegen den Grafen von Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpuncte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorn angieng. Es würde zu weitläufig seyn, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlaßung wurde aus dem Gesichtspunct betrachtet, den man gleich im Eingange fest gesetzt hatte, "daß beyde Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu

werfen

werfen und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen." Granvellas Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Konföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten ertheilt — alles dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen seyn — alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urtheil herausbringen.

Jedem der beyden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freyer Zutritt zu ihnen gestattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüßel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestiren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldenen Vließes nur von dem Könige selbst, als dem Grosmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß sie

ihre

ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf 82. Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Vertheidigung frey gesprochen haben. Der Fiscal drang auf ihre Zeugniße, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von 9. Tagen, ihre Zeugniße vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen laßen, wurden sie für überwiesen und aller Vertheidigung verlustig erklärt.

Während daß dieser Prozeß betrieben wurde verhielten sich die Verwandte und Freunde der beyden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine Herzogin von Bayern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlandes in Freundschaft oder Verwandschaft stand. Alle protestirten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren, und wollten die deutsche Reichsfreyheit, worauf der Graf von Hoorn als Reichsgraf noch besondern

sondern Anspruch machte, die niederländische Freyheit, und die Privilegien des Ordens vom goldenen Bließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter waren von Intercesßionen belagert, die von einem zum andern gewiesen, und von beyden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorn sammelte von allen Rittern des goldnen Bließes aus Spanien, Deutschland, Italien, Certifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wieß sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. "Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldige, seyen in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländische *Angelegenheiten* zum alleinigen Richter gesetzt."

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünfe wurden den beyden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeyschaffung ihrer Zeugniße, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verlohren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das lezte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung seyn können, durch ihr hartnäckiges Beharren

harren auf Verwerfung des Gerichts aber gaben sie dem Herzog die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußersten Termins, am 1sten Junius 1568. erklärte sie der Rath der Zwölfe für schuldig, und am 4ten dieses Monats folgte das letzte Urtheil gegen sie.

Die Hinrichtung von 25. edlen Niederländern, welche binnen drey Tagen auf dem Markte zu Brüßel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksal, welches beyde Grafen erwartete. **Johann Käsenbrodt von Beckerzeel**, Sekretair bey dem Grafen von **Egmont** war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die übrigen waren entweder bey dem geusischen Aufstand mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemahligen Antheils an der Bittschrift des Adels, als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf **Ludwig von Naßau** hatte dem Grafen **von Aremberg** bey dem Kloster **Heiligerlee** in **Gröningen** ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor **Gröningen** gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Muth seines Anhangs erhoben, und der Prinz **von Oranien**, sein Bruder, war mit einem

Heere

Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dieß machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schicksal zweyer so wichtigen Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüßel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng catholische Theil gönnte dem Herzog den Triumph nicht, zwey so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davon trugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüßel, war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beyde Grafen in Freiheit gesetzet wurden. Dazu kam, daß der Bittschriften und Interzeßionen, die von Seiten der deutschen Reichsfürsten bey ihm sowohl, als bey dem Könige in Spanien einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiser **Maximilian II.** selbst der Gräfin **von Egmont** versichern ließ: "sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen," welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich

Gleich den andern Tag wurden beyde Grafen unter einer Bedeckung von 3000. Spaniern aus der Cittadelle von Gent nach Brüßel gebracht, und im Brodhause auf dem großen Markt gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt, der Herzog erschien gegen seine Gewohnheit selbst, und die beiden Urtheile, couvertirt und versiegelt, wurden von dem Sekretair Prantz erbrochen und öffentlich abgelesen. Beyde Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, "weil sie die abscheuliche Verschwörung des "Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, "die conföderirten Edelleute in Schutz genommen "und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem König und der Kirche schlecht gedient hätten." Beyde sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt, und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein, und dem Sekretair Prantz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beystimmung der übrigen Criminalräthe bemühet hätte.

In der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniß, nachdem sie schon schlaffen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüßel kommen ließ, um die Gefangenen

genen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen, und flehte mit Thränen in den Augen, um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter, zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheil zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen **von Egmont** zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. "Das ist fürwahr ein strenges Urtheil, rief der Graf bleich und mit entsezter Stimme. So schwer glaubte ich, Seine Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber seyn, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattinn noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem König so gefällt." — Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sey? Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfieng das Sacrament von dem Priester, dem er die Meße mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste seyn würde, um sich Gott in seiner lezten Stunde zu empfehlen? Da ihm dieser antwortete,

tete, daß kein eindringenderes Gebet sey, als das, welches Christus der Herr selbst gelehret habe, das Vater unser; so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Dinte geben, und schrieb zwey Briefe, einen an seine Gemahlinn, den andern an den König nach Spanien, welcher leztere also lautete:

Sire,

Diesen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat, über mich aussprechen zu laßen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät, oder gegen die einzig wahre alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Gedult, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelaßen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen, und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben, und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattinn und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hofnung empfehle

pfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüßel den 5 Junii 1568. dem lezten Augenblick nahe.

Ew. Majestät

treuster Vasall und Diener
Lamoral Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischof aufs dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrath **Vigilius**, dem billigsten Mann im Staate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu **Brüßel** vor dem Stadthaus ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwey Stangen mit eisernen Spitzen befestiget wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zwey und zwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüßig war. Zwischen 10 und 11 Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen, sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses, und erklärte, daß er willig und bereit sey zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein

Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Treßen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. **Don Julian Romero**, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen **Salimas**, und der Bischof von **Ypern** folgten ihm hinauf. Der Grandprevot des Hofs, einen rothen Stab in der Hand, saß zu Pferd am Fuß des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dieß auch geschähe, bey der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte; die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er gieng einige Augenblicke lang mit edelm Anstand auf dem Gerüste auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnet sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Execution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahete, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich

an

an Julian Romero, und fragte ihn noch einmahl, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sey? Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, knieete auf das Küssen, und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Cruzifix küßen, und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlaßen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen, und erwartete den Streich — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüßel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser, von einer heftigern Gemüthsart als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelaßenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grad unrecht war. Er hatte sich harte Aeßerungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen lezten Augenblicken einen beßern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich

 sam-

sammelte er sich doch, und legte dem Bischof seine Beicht ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nemlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Gerüste. Ihm Vorübergehn begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft, er war ungebunden wie Egmont, in schwarzem Wamms und Mantel, eine mayländische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sey? Da man ihm dieses bejahet, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich, und knieete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfieng.

Beyde Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach 3. Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beyden Körpern in bleyernen Särgen beygesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüßel nicht abhalten ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen, und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

Sch.

VIII. Jo-

VIII.

Johann Atherton, *)

Bischof zu Waterford in Ireland, 1640. zu Dublin gehenkt.

Dieser unglückliche Geistliche, der sich zu einem merkwürdigen Warnungsbeyspiel in der Geschichte machte, wurde im Jahre 1598. unter der Regierung Carls I. zu Bawdrip in Sommersetshire gebohren, wo sein Vater, Johann Atherton, Vorsteher der Pfarre war. Er erlernte die Wißenschaften mit vielem Eifer, bezog im Jahre 1614. die Universität Oxfort, kam bald darauf in das Lincoluscollegium daselbst, nahm als Mitglied deßelben die Magisterwürde an, trat in die geistlichen Orden, und erhielt

*) Siehe wöchentliche hallische Anzeigen vom Jahr 1769. Num. XVII. 4. pag. 292 — 297. Ingleichen Sammlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen, größtentheils aus der brittanischen Biographie, Halle 1754. II. Theil, pag. 727 — 760. und The Case of Iohn Atherton, Bishop of Waterford, in Ireland, who was convictet of the sin of Vncleanneſſ with a Cow ant other Creatures; for which he was hanged at Dublin ; wie auch The Life and Deat of Iohn Atherton, Lord Bishop of Waterford etc. 4to Lond. 1641.

hielt in sehr jungen Jahren in der Grafschaft, in der er gebohren war, eine Pfarrstelle. Schon auf der Universität hatte ihn das Beyspiel und der Umgang eines ungetreuen Freundes, der ihm zu unnatürlicher Wollust Anleitung gab, auf Abwege geführt, die er immer wieder betrat, welche ihm aber auch zulezt das traurige Schicksal zuzogen, ein erschreckliches Ende seines Lebens nehmen zu müßen.

Kaum hatte man ihm die Pfarrstelle übertragen, so verheyrathete er sich im Jahre 1620. mit einem Frauenzimmer, deren Tugenden, eben so vielen Beyfall und Hochachtung erhalten hatten, als ihre Artigkeit Bewunderung. Allein Atherton, ein Mann deßen heftige Begierden und Leidenschaften schon längst die Ehrfurcht vor Religion und Tugend aus seiner Seele verbannet hatten, zernichtete gar bald die Bande des heiligsten Bündnißes. Er entehrte nemlich seine eigene Familie, und unterhielt mit der Schwester seiner Frau einen unerlaubten Umgang. Diese Begebenheit wurde bekannt, man nahm ihm sein geistliches Amt, und er begab sich nun nach Dublin.

Doch damahls verließ ihn die Vorsehung noch nicht, sondern suchte ihn durch schonende Güte und Langmuth zu gewinnen. Der Lord Canzler des Königreichs Ireland suchte nemlich sein Unglück zu erleichtern und vertraute ihm im Jahre 1630. eine neue Pfarrstelle bey der Johanniskirche in Dublin an, die dazu noch einträglicher war als die-

diejenige, von welcher man ihn abgesetzet hatte. Dieser sein so großer Wohlthäter, würdigte ihn sogar einer besondern Freundschaft, welche Ehre, wenn er nicht mit neuen Lastern seine geistliche Würde entheiliget hätte, die Schande seines vorigen Lebens würde vertilget haben. Aber auch hier erneuerte er seine ehemahligen Laster. Die Pflichten der Religion wurden von ihm verspottet; beständige Neuerungen und Unruhen in der Kirche angefangen; die Laster, welche sinnliche Begierden und Leidenschaften verlangen, ausgeübet, und zuletzt belohnte er selbst seinen Wohlthäter mit dem abscheulichsten Undank. Dieser lebte mit dem damahligen Statthalter in Ireland, dem nachmahligen Grafen von Strafford, in Feindschaft, und Atherton, den er so wohlthätig aufgenommen, ja dessen schwachen Ueberrest von Ehre er mit so liebenswürdigen und menschenfreundlichen Gesinnungen noch errettet hatte, wurde selbst sein Verräther. Dieses Laster bahnte ihm den Weg zu neuen Ehrenstellen. Er erhielt nemlich im Jahre 1635. wegen seiner guten Kenntniße des canonischen Rechts und der Kirchensachen, die Stelle eines Domherrn und Canzlers an der Christkirche, und nahm die Würde eines Doctors der Theologie an, ja im Jahre 1636. wurde er von ihm sogar zum Bischof von Waterford und Lismore erhoben.

Bey dieser bischöflichen Regierung entwickelte sich sein Caracter völlig, und das Laster erschien bey ihm mit allem Gefolge der Leidenschaften.

Seine Habsucht schwächte nicht allein die Güter der angesehenen Familien, sondern raubte auch den Armen und Nothleidenden allen Trost, alle Zufriedenheit. Sein Stolz wurde allen, die seinen Umgang suchen mußten, unerträglich, und selbst Wohlthaten forderten seine Rache auf. Er speisete einsmahls in dem Hause eines gewißen großen Mannes, welches ehehin zu seinem Bisthum gehöret hatte, und wie er glaubte, noch mit Recht dazu gehörte. Da er Abschied nahm, so dankte er ihm mit folgenden Worten: "Ich hoffe, Ihnen eben das, an eben dem Orte zu vergelten." Man sahe ihn beständig im Gerichte, und er war unermüdet beschäftiget, Catholiken, und seine Glaubensbrüder zu unterdrücken.

In Absicht der Wollust begieng er die allersträflichsten Ausschweifungen; denn er verführte oder nöthigte nach und nach eine Menge von Personen des weiblichen Geschlechts, sich von ihm zur Stillung seiner unreinen Begierden gebrauchen zu laßen, und wenn ihn cörperliche Kräfte zum unmäßigen Genuß der Lüste verlaßen wollten, so nahm er zur Lesung der unzüchtigsten Bücher, zum Anschauen der frechsten Kupferstiche und Gemählde, zum Trunke seine Zuflucht, um neue und stärkere Reize zu fühlen. Nach und nach brachte er es so weit, daß seine Geilheit keine Gränzen mehr hatte, und nicht mehr bey vernünftigen Geschöpfen stehen blieb, sondern ihn sogar zuletzt in die Gesellschaft der Thiere führte. Ja, was noch mehr ist, er unterstund sich, aus seinen lasterhaften Neigungen,

gungen, und den erschrecklichen Beyspielen der Wollust, die er gab, Grundsätze abzuleiten, nach welchen er seine Handlungen vertheidigen und sie als cörperliche Gesundheit befördernde Dinge anpreisen wollte. Diese schändlichen Grundsätze, über welche Unschuld und Tugend einen Vorhang ziehen, breitete er überall aus, und lehrte sie öffentlich.

Bey einem Manne wie er, der einmahl der Religion und Tugend, ja der Vernunft selbst allen Gehorsam aufgekündiget hatte, waren freundschaftliche Ermahnungen und Vorstellungen von dem Verlust der Ehre, ganz verschwendet. Seine Schwester, die Gattin eines gewißen Herrn Leakie, reisete zwar in eigner Person zu ihm nach Dublin, um mit allen Waffen der Religion und Tugend seine Laster zu besiegen und ihn vom Untergange zu erretten. Sie bediente sich so gar des Hülfsmittels, daß sie ihm versicherte, ihrer Mutter Geist wäre ihr erschienen, und habe ihr befohlen, sogleich zu ihrem ungerathenen Sohn zu reisen, und selbigen treulich zu warnen, wenn er nicht sogleich sein gottloses Leben ändern wollte, so würde es ihm gewiß am Galgen verkürzet werden. Allein durch alles dieß richtete sie bey ihrem, ins Laster einmahl zu tief verwickelten Bruder, nicht das mindeste aus; er blieb vielmehr seinen ruchlosen Grundsätzen getreu, und diesen gemäß, erhielt sie von ihm weiter keine, als folgende schreckliche Antwort: "Was seyn muß, das wird seyn; Heyrathen und Hängen gehet dem Schicksal nach!"

nach!" Sie reisete dahero wieder fort, und er eilte mit schnellen Schritten seinem Verderben entgegen. Mitten unter den erschrecklichen Lastern, die ihm bereits eine allgemeine Verachtung zugezogen hatten, kam zufälliger Weise derjenige Freund, von dem seine Jugend zuerst war beleidiget und zum Laster verführet worden, und den er seit 20. Jahren nicht mehr gesehen hatte, aus England nach Ireland, und besuchte ihn. Er erschrack heftig, als er ihn erblickte, und sein Gewißen sagte ihm gleichsam, daß dieser Mensch ein Vorbote einer schrecklichen Rache seyn sollte, die schon schnell herbey rücke und ihn bald ergreifen werde. In der That wurde auch nach ohngefähr dreyen Wochen eine Anklage wider ihn, dem Parlamente zu Dublin übergeben. Er wurde hierauf sogleich eingezogen, und in genaue Verwahrung gebracht. Alsdann folgte sein gerichtliches Verhör und nachdem die Untersuchung seiner Frevelthaten ziemlich lang gedauert hatte, so wurde ihm Freytags den 27. November 1640. das Todesurtheil gesprochen.

Nach seiner Verurtheilung wurde er gefangen ins Schloß zu Dublin zurückgebracht, und Tags darauf besuchte ihn D. Bernard, wahrscheinlich auf Veranstaltung des Erzbischofs Uscher, bey dem er Caplan war, zum erstenmahl, um ihn zu seiner großen Veränderung erbaulich vorzubereiten. Es wurden ihm sieben Tage zugestanden, um sich auf seinen schmählichen Tod gefaßt zu machen und seine Seele zum Schritt in die Ewigkeit anzuschicken,

und diesen Zeitraum wendete er auch hiezu auf das treulichste an. Da ihm D. Bernard gerathen hatte, nun seine reichen Kleider abzulegen; sein Zimmer finster machen zu laßen; in der Stille und nur wenig zu eßen, selbst bis zur Schwächung seines so lange verzärtelten Leibes; und zu befehlen, daß ihm sein Sarg gemacht und ins Zimmer gebracht würde, damit alle diese Dinge ihm zum Nachsinnen über sich selbst behülflich seyn, und ihm den Weg zur ächten Buße bahnen möchten; so befolgte er diesen treuen Rath pünctlich, so überdachte er alle seine erschrecklichen Sünden aufmerksam, und faßte alle seine Laster, welche sein Gewißen ängstigten, in eine Anklage zusammen, aus der er das fürchterliche Bild seines Geistes auf einmahl übersehen konnte. "Alle meine Freunde," rufte er nun mit Thränen aus, "schämen sich meiner und verlaßen mich, wenn mir aber Gott seine Gnade entziehet, was werde ich alsdann anfangen?" Er bat den Doctor Bernard er möchte doch einige mitleidige Leute in der Stadt bewegen, für ihn zu beten, denn dieß wäre hiebey nothwendiger, als bey allen leiblichen Krankheiten. So brachte er mit der lebhaftesten Reue, und unter den heftigsten Martern des Gewißens den ganzen Mondtag und einen Theil des Dienstags zu, und machte den folgenden Mittwoch zu einem Fasttage. Als ihn der Doctor Bernard wieder besuchte, der ihn nunmehro ganz verändert fand, so sagte er unter andern zu ihm: "Sehen Sie mich nicht, als einen solchen an, der eine Ehrenstelle in der Kirche bekleidet hat, welche ich

mit

mit Recht verlohren habe, sondern als die allerniederträchtigste und geringste Person in der Welt. Er fiel hierauf auf seine Kniee, und vergoß unter einer Menge von Seufzern, so bittere Thränen, daß selbst der Doctor Bernard sich derselben nicht mehr enthalten konnte. Furcht, Bangigkeit und Anfälle der Verzweiflung erschütterten ihn bisweilen auf das heftigste; sein Geist ward beständig beunruhiget und der Schlaf hatte ihn einige Zeit völlig verlaßen. Seine Zeit wurde jetzt so kurz, daß er rechnete, wie viele Stunden ihm seine Misseihaten noch verstattet hätten, weil er seine Lebenszeit nicht mehr nach Jahren, Monaten, oder Wochen zählen durfte.

Unterdeßen erfolgte eine Veränderung in der Regierung, indem der noch nicht lang vorher an Graf Straffords Stelle zur Würde eines Statthalters von Ireland gelangte Sir **Christoph Wandesfort** am 3. Dezember plötzlich mit Tod abgieng. Man machte dahero dem Bischof Atherton Hofnung, daß sein Tod wenigstens noch einige Zeit aufgeschoben werden könnte. Allein, er wünschte lieber einen baldigen verdienten Tod, als die Verlängerung eines schimpflichen Lebens. Ob er gleich selbst darauf dachte, daß er anhalten wollte, bloß enthauptet zu werden; so antwortete er sich doch von selbst: "daß der Tod eines Hundes für ihn zu gut wäre," und dieß glaubte er bis zuletzt. "Könnte ich doch, mein Grab" sagte er zu denenjenigen, die ihn im Gefängniße besuchten "in

dem

dem Abgrunde des Meeres finden, und möchte doch ein Mühlstein an meinen Hals gehangen werden!" Er ließ auch die Küster aus der St. Johannis und Christkirche zu sich kommen, und befahl ihnen, daß sie ihn nicht an einer ordentlichen Stelle auf dem Kirchhofe begraben laßen sollten, sondern in einem entlegenen Winkel, wo niemand zuvor begraben wäre. Alsdann beschäftigte er sich mit noch vielen andern reuevollen Handlungen mehr; verlangte für seine Ungerechtigkeiten, Genugthuung, Erstattung und Bezahlung zu geben; begehrte, daß ihm alle Würden, die er in der Kirche sowohl als auf der Universität erhalten hatte, möchten abgenommen werden, und bezeugte die größte Bereitwilligkeit, sein Familienwesen zu verbessern und alle seine Rechtshändel aufzugeben.

Am lezten Abend seines Lebens nahm er von seiner Familie, besonders von seinen Kindern mit vielem Muthe Abschied, und gab ihnen die besten Ermahnungen. Nicht lange hernach unterredete er sich, mit seiner Frau. Die von seinen Wangen herabrollenden Thränen; die anhaltenden Seufzer, und die große Angst, die auf seinem Gesichte so lebhaft abgezeichnet war, erregten selbst bey den Zuschauern, den lebhaftesten Schmerz, und Thränen eines zärtlichen Mitleidens.

Endlich brach der schreckliche Morgen des fünften Dezembers als seines Todestages an. An diesem schrieb er noch einmahl an seine Frau und Kinder. "Achtet wohl auf diese letzten Worte" sagte

sagte er in dem ersten dieser Briefe, "von dem, der zwanzig Jahre euer Ehemann gewesen, und es, dem Lauf der Natur nach, viel länger hätte bleiben können, wenn ihm seine himmelschreienden Sünden diese Strafen nicht zugezogen, und ihn aus der Gesellschaft der Lebendigen, deren er sich unwürdig gemacht, vertrieben hätten. Ich dulte den Tod für meine Sünden, und bitte Gott, daß er mir solche nach seiner Barmherzigkeit durch Jesum Christum vergeben wolle. Durch mein Leiden leidet auch ihr an eurer Ehre und Vermögen, und an allem, was zu dieser Welt gehöret. Diesen Vortheil habt ihr von mir. Mir ist nur noch eine kurze Zeit zur Buße übrig; ihr könnt aber durch Gottes Gnade noch eine lange Zeit zur Beßerung haben. Daher wünsche ich, daß ihr solche wohl anwendet und nicht eine Minute verlieret. Wendet euch zu dem Herrn eurem Gott von ganzem Herzen. Ergebet euch der Gedult und Danksagung. Ich hoffe, daß Gott Mitleiden mit euch haben, und sich an euch und meinen Kindern als einen Vater beweisen werde. Ja ich zweifle nicht, daß ihr noch glücklicher und vergnügter leben werdet, als wenn ich bey euch bliebe. Befleißiget euch stets des Gebets, und unternehmet nichts, wovon ihr nicht versichert seyd, daß ihr euch Segen dazu erbitten könnt.

Diese Erinnerungen von mir, als einem Sterbenden, fließen aus einer wahren Liebe her, wie ich vor den Augen Gottes versichern kann. Ich wollte dadurch gerne meine vorigen Verbrechen einigermas-

germaßen verbessern und euch auf den rechten Weg eines dauerhaften Trostes führen; damit wir, ob wir uns gleich in dieser Welt trennen müßen, viel glückseliger im Himmel zusammen kommen, und daselbst nach allen unsern Trübsalen einer unendlichen Seeligkeit theilhaftig werden mögen. Werfet diesen Brief nicht weg, wenn ihr ihn gelesen habt, sondern hebt ihn als einen Edelstein auf, und leset ihn oft durch, als das Vermächtniß von demjenigen, der jetzo kein anderes geben kann." —

Als ihn der Doctor Bernard besuchte, so bat er ihn, er möchte doch, wenn er des Sonntags begraben würde, von seinem Leben predigen. "Aber ich bitte Sie," sezte er hinzu, "reden Sie nichts gutes von mir, sondern sagen Sie nur so viel, als nöthig ist, alles Aergerniß von dem Predigtamt aufzuheben, und mich zum Beyspiel einer nützlichen Warnung für die Menschen zu machen."

Er schien nunmehr ganz von der Welt entwöhnet und voll des süssesten innern Trostes zu seyn, als ob er bereits in den Vorhöfen des Himmels gewesen wäre. Er vergoß wieder eine große Menge von Thränen, nicht aber wie vorhin aus Betrübniß, sondern für Freuden.

Nachdem er von den Gefangenen im Schloße Abschied genommen und seine Seele mit dem Morgengebet erquikt hatte, aß er zu einiger Erfrischung seines Leibes ein schlechtes Frühstück von gesalzner Butter auf wenigem Brode und etwas dünnen

Biere, um nachher auf der Gerichtsstätte im Stande zu seyn, laut und deutlich reden zu können.

Als die Stunde seines Todes sich näherte, und er die große Versammlung des Volks sahe, zitterte sein Herz, weil er an seine Kinder zurück dachte. Allein, er sammelte gar bald wieder neuen Muth und Stärke. Er gab seine Handschuhe, seinen Stab, Gürtel und einige erbauliche Bücher seinen Freunden, und dem Doctor einen Siegelring, als ein Zeichen seines Andenkens; und nicht lange hernach wurde er von dem Scherif der Grafschaft, der ein Catholik war, aus dem Gefängniße abgeholt. Ob ihm gleich auf seine Bitte bewilliget worden war, daß ihm die Hände nicht gebunden werden sollten; so weigerte sich der Scherif doch, es ihm zuzugestehen, und gestattete es nicht einmahl, daß dazu ein starkes schwarzes Band, oder ein lederner Gürtel, welche ihm angeboten wurden, gebraucht werden durften, sondern es mußte ein gewöhnlicher Dreypennystrick dazu genommen werden.

Auf dem Richtplatze oder dem Galgenplatze kam einer von dem geringsten Volke auf das eine Ende des Galgens, lachte ihn aus, und unterbrach ihn, welches er geduldig ertrug. Seinem Diener schlug man fast den Kopf entzwey, weil er beständig bey der Kutsche hergieng, das für Atherton sehr schmerzlich war. Und als er eben auf die Leiter steigen wollte, klagte ihn ein anderer öffentlich wegen seiner Ungerechtigkeit an, der jedoch einen Verweiß dafür bekam. Hierauf hielt er eine lange

Rede,

Rede, betete und weinete, so, daß selbst das Volk, welches um ihn herum auf den Knieen lag, Thränen vergießen mußte. Nach dieser Rede bat er das Volk, daß, wenn jemand aus der Stadt Waterford zugegen wäre, er ihn doch seinen Nachbarn empfehlen, und ihnen sagen möchte, daß keiner von der römischen Kirche an dieser Anklage wider ihn, den geringsten Antheil habe. Er nahm darauf von allen, die um ihn waren, Abschied, legte selbst seinen Schlafrock, Hut und schwarze Mütze ab, und ließ sich von seinem Bedienten eine andere Mütze und Schnupftuch geben.

Als er sich der Leiter näherte, so wollte er gern noch dem Scherif danken und von ihm besonders Abschied nehmen; aber dieser trat zurück und gab ihm keine Antwort. Er stieg also die Leiter hinauf, band sein Schnupftuch mit seinen eigenen Händen um das Gesicht, betete noch einmahl, und kaum hatte er durch ein Zeichen zu erkennen gegeben, daß er mit diesem Gebete fertig seye; so wurde seinem Leben ein schreckliches Ende gemacht. Mit ihm wurde zugleich und auf ähnliche Art Johann Child, sein Haushalter oder Verwalter hingerichtet, der einen verabscheuungswürdigen Theilnehmer bey seiner unnatürlichen Wollust abgegeben hatte.

Nachdem Athertons Leichnam ohngefähr drey Viertelstunden gehangen hatte, so wurde er herabgenommen, in der nemlichen Kutsche zurück geführet und Abends um 10 Uhr auf dem Johannis-

niskirchhofe, seiner Bitte gemäß, begraben. Vorher hielt jedoch Dr. Bernard, um der Erwartung des Volks ein Genüge zu thun, in der St. Johanniskirche eine kurze Rede, nach Art einer Leichenpredigt, die nachmals erweitert im Drucke erschien, und die sich mit den rührenden Ausdrücken schloß: "Gebrauchet sein Leben nicht, um das eurige zu rechtfertigen. Wenn ihr euch seines Lebens erinnert, so vergeßet dabey seinen Tod nicht. So ärgerlich das eine war, so nützlich laßet euch das andere seyn. So wie sein Leben eine Wunde gemacht, so laßet solche seinen Tod wieder heilen!"

IX. D. Wil-

IX.

D. Wilhelm Dodd *)

zu London 1777. mit dem Strange hingerichtet.

Er ward zu Bourn, einem kleinen Flecken in der englischen Grafschaft Lincoln, woselbst sein Vater Wilhelm Dodd, ein rechtschaffener Prediger war, im Jahre 1729. den 29. May gebohren. Sein jüngerer Bruder, Richard Dodd, bekleidete noch im Jahre 1779. eine Predigerstelle in Midleßex.

Die Erziehung des jungen William Dodd, die er bis in sein funfzehntes Jahr, theils in seiner Eltern Hause, theils auf benachbarten kleinen Schulen genoß, war nicht die beste. In seinem sechzehnten Jahre, 1745. nemlich, schickte ihn sein Vater nach Cambridge auf die Universität, um die Theologie zu studieren, woselbst er in der untersten Claße eingeschrieben wurde; vermuthlich, weil sein

*) S. Leben D. Wilhelm Dodds, Berlin 1779. 8vo. Zuverläßige Nachricht von dem Betragen, lezten Worten und Hinrichtung des D. Dodds, Leipzig 1777. 8vo. Historische Nachricht von dem Leben und den Schriften D. Wilhelm Dodds, Hamburg 1777. Litteratur und Theaterzeitung, II. Jahrgang, Berlin, 1779. Feddersens Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen IV. Th. p. 193. — 195.

sein Vater unnöthige Kosten zu ersparen suchte. Dodd war wohl gewachsen, von angenehmer Gesichtsbildung, und einem sehr einnehmenden Betragen. Allein eben dieses gab ihm schon damahls Anlaß zu hohen Meynungen von sich selbst: denn er pflegte an Aufwand und Kleidung keinem aus den höhern Claßen etwas nachzugeben. Zerstreuung und Wollust wurden sehr frühzeitig seine Lieblings-Neigungen. Er fühlte die Reize des andern Geschlechts nur allzustark und seine Begierde, sich selbst angenehm und beliebt zu machen, war ungemein groß. Hiebey kam ihm denn auch seine natürliche Lebhaftigkeit und ungezwungene Lebensart, so wie sein angebohrner Witz sehr wohl zu statten. Mit der französischen Sprache erlernte er zugleich auch französischen Leichtsinn; und da ihm das Tanzen, worinnen er es ziemlich weit gebracht hatte, zur Leidenschaft geworden war, so fehlte ihm nichts zum süßen Herrn. Um nun alle diese seine so ausschweifenden Neigungen zu befriedigen, mußte er denn seine Studien gar vielfältig versäumen. Da er aber sehr vortrefliche natürliche Anlage hatte, so hohlte er, vermittelst seines guten Gedächtnißes und außerordentlichen Fleißes, das Versäumte oft in gar kurzer Zeit wieder nach, ja übertraf sogar seine Mitschüler. Wenn er bloß bey einer Wißenschaft hätte bleiben wollen, so würde er in seinem Fache ganz sicher ein großer und berühmter Mann geworden seyn; allein aus großer Flüchtigkeit wollte er gerne von allem etwas wißen, und daher blieb er denn meistens bloß bey der Oberfläche stehen.

Schon in seinem achzehnten Jahre, 1747. nemlich, wagte ers, ein sehr mittelmäßiges Schäfergedicht, wozu ihm die Hornviehseuche Gelegenheit gegeben hatte, im Druck herauszugeben, das, seiner Mängel ohngeachtet, doch wegen der darinnen herrschenden Leichtigkeit des Ausdrucks, Beyfall erhielt. Dieß bewog ihn, bald mehrere Gedichte zu verfertigen, worunter zwey poetische Briefe vorzüglich wegen ihres edeln Inhaltes, dem Herzen ihres Verfaßers Ehre machten, und wovon der erste im Namen eines nach London gekommenen, und durch die Aufführung des Trauerspiels Oronoko sehr gerührten afrikanischen Prinzen, an Zara, einen von seines Vaters Hofleuten gerichtet war; der andere aber die Antwort darauf enthielt. Diese beeden Briefe legten eigentlich den Grund zu dem schriftstellerischen Ruhm, den er sich in der Folge erwarb. Sein Aufwand und seine Zerstreuungen hatten ihn in Unkosten gesetzt, welche er wahrscheinlich seinem Vater verheimlichte, und die ihn nöthigten, von seinen Talenten frühzeitig Gebrauch zu machen, und Bücher zu schreiben, die seine Verleger zum Glück gut bezahlten. Im Jahre 1750. gab er einige Gedichte heraus, und ließ verschiedene lateinische Werke von neuem drucken. Dieß waren: Synopsis compendiaria librorum Hugonis Grotii, de jure belli et pacis; S. Clarkii dissert. de Dei existentia et attributis; und I. Lock de intellectu humano. Auch verfertigte er um diese Zeit einen Zusatz zu Popens Dunciade, worinnen er allen seinen Witz, sowol im Text als in den Anmerkungen, gegen War-

burton richtete. Noch in eben diesem Jahre kündigte er eine Uebersetzung der **Hymnen des Callimachus** auf Subscription an; auch schrieb er um eben diese Zeit ein Trauerspiel: die **Syracusier**, welches nach Art der Alten mit Chören aufgestutzt war.

Nachdem er als Baccalaureus artium promoviret hatte, verließ er die Universität, und eilte, ohne jemand zu Rath zu ziehen, nach **London**, den Sammelplatz üppiger Fröhlichkeiten, an welchen seine Seele hieng. Er war nun 21. Jahre alt, und hatte sich durch Sprachkenntniß und ausgebreitete Belesenheit jene allgemeine Bekanntschaft mit den Wißenschaften erworben, die zwar nicht den gründlichen Gelehrten, aber doch den angenehmen Gesellschafter bildet. Seine Neigung zum andern Geschlechte hatte in reifern Jahren immer mehr Stärke erhalten, weil er sichs nie einfallen ließ, daß gerade der Trieb, der das größte Glück des Menschen machen kan, am leichtesten und öftesten ausarte, und dann zu den schändlichsten Lastern führe. Sein eignes Herz betrog ihn, und diesen so gefährlichen Selbstbetrug erkannte er, leider! nicht eher, als bis es zu spät war. Dadurch geschahe es denn nun aber, daß Hang zur Wollust, Eigenliebe und Eitelkeit, ihn nach und nach zum ärgsten Heuchler machten.

Gleich nach seiner Ankunft in **London** nahm er an allen öffentlichen Vergnügungen Antheil, versäumte nie das Theater und Ranelagh, und war oft

oft in Wirthshäusern unter lustiger Gesellschaft beyderley Geschlechts zu finden. Auch gieng er immer reich gekleidet, und wohnte gern in prächtigen Zimmern. Ob er gleich für die Buchhändler, freylich meist, ohne sich auf dem Titel seiner Bücher zu nennen, fleißig arbeitete; so wollte doch seine Einnahme zu einer so verschwenderischen Lebensart nicht hinreichen. Es hatte gerade damahls ein Club hoher Personen unter sich eine ansehnliche Summe zum Brautschatz ihrer Maitreßen zusammengeschoßen, die größern oder geringern Antheil daran haben sollten, je nachdem sie früher oder später an den Mann kämen. Eines dieser Frauenzimmer, **Miß Perkins**, ein artiges wohlgebildetes Mädchen, das der Graf Sandwich unterhalten hatte, wohnte damahls in London und gerieth, durch Vermittelung eines dritten mit Herrn **Dodd** in Bekanntschaft. Er wußte ihre vormahlige Lebensart, allein er hofte aus ihrer jezigen Aufführung, daß sie in Zukunft tugendhaft seyn würde. Ueberdieß konnte ein Mann in **Dodds** Umständen, mit seinen Leidenschaften und Neigungen, nicht feines Gefühl genug besitzen, eine solche Person mit 1000. Pfund Sterling auszuschlagen. Er heyrathete sie also 1751. den 15. April, und erhielt die Aussteuer zu gleicher Zeit.

Nun durfte er als ein verheyratheter Mann nicht hoffen, bey der Universität versorgt zu werden. Doch unbekümmert deswegen, und nur gewohnt in den Tag hinein zu leben miethete er ein

 geräu-

geräumiges Haus und meublirte es aufs stattlich-ste, ohne zu bedenken, daß er sich forthin bloß durchs Bücherschreiben ernähren müßte.

Bey einer so unbesonnenen Aufführung ward dem Vater für die Zukunft seines Sohnes bange. Er kam deshalben persönlich nach London, suchte ihn in eine andere Laufbahn zu bringen, und wirkte ohne viele Schwierigkeit bey dem Bischof eine Stelle für ihn aus. Dieser ernannte ihn noch in demselbigen Jahre zum Vikar oder Substituten des Predigers von Westham unweit London, ohne daß er jedoch vorher ordinirt worden seyn sollte, das erst 2. Jahre darauf, 1753. nemlich, geschahe, weil niemand, nach den Verordnungen der englischen Kirche, vor dem 25. Jahre die Ordination erhält. Hier fanden nun seine Predigten sehr vielen Beyfall.

Da Dodd ein Mann von mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten war, so hatte er mit Hülfe derselbigen sich die Kunst erworben, seine Zuhörer, so oft er wollte, bis zu Thränen zu rühren, oder bey andern Gelegenheiten ihre Aufmerksamkeit durch blumenreichen Stiel und honigsüße Worte, die er mit sanfter melodischer, oder starker hinreißender Stimme vortrug, an sich zu ziehen. Seine Schilderungen des Lasters waren lebhaft, treffend, und zum Theil nach eigner Erfahrung gezeichnet: nicht minder feurig waren aber auch seine Vorstellungen der Tugend, der Seeligkeit und der wesentlichen Puncte der christlichen Religion, und sie gefielen wegen des mystischen Ausdrucks, darinne er Hut-

chinson

chinson nachahmte, vielen Zuhörern desto beßer, je weniger sie davon verstunden. Allein die Religion mit Kraft und Nachdruck zu vertheidigen, überwiegende, gründliche Beweise zu führen, kurz, mit Salbung und wahrer apostolischer Beredsamkeit zu predigen, das war seine Sache nicht. Ausser diesen Vorzügen allen hatte Dodd noch viel Empfehlendes in seiner äußerlichen Bildung, die auch oft von vielen Zuhörern, besonders weiblichen Geschlechts, als Haupteigenschaft eines geistlichen Redners angesehen wird. Er war ein Mann von mittlerer Größe, ziemlich gut bey Leibe, doch nicht von starkem Knochenbau. Sein völliges Gesicht zeigte eine vielversprechende Stirne und eine wohlgebildete Nase, dagegen verrieth sich in den herabhängenden schwammigten Backen und in dem verzogenen Munde viel Schwäche, die jedoch zum Theil unter dem äußerlichen Schein von Gefälligkeit und Menschenliebe verborgen blieb. Daß Gegenwart des Geistes, Standhaftigkeit und Muth eben nicht zu seinen Eigenschaften gehörten, beweißt folgende Begebenheit. Er hielt einst in einer sogenannten Robinhudsgesellschaft *) mit vielem Feuer einen Vortrag von der Beruhigung in der Religion. Da geschahe es nun, daß jemand ein paar

*) Gesellschaften in Gasthäusern von allerley Volksgattungen, in denen ganz frey von Staatssachen, Religion und andern gemeinnützigen Gegenständen gesprochen, und mancher gute Redner für die Canzel, oder Schaubühne, oder fürs Gericht, gebildet wird.

paar Funken im Camine herabfallen sahe, und darüber ausrief: der Schorstein sey in Brand gerathen. Dies brachte nun den Redner so aus seiner Faßung, daß er in der größten Angst zum Fenster lief, und im Begrif war, sich vom zweyten Stockwerk hinabzustürzen, wenn ihn nicht die übrigen Anwesenden zum Glück daran verhindert hätten.

Er hatte die Substitutenstelle in Westham noch nicht lange bekleidet, als er zweyter oder Nachmittags Prediger bey dortiger Kirche ward. Kaum hatte er zur größten Zufriedenheit der Gemeine diese Stelle angetreten, als er eine Auswahl der schönsten Stellen im Schakespeare in 2. Octavbänden herausgab, aber zugleich in der Vorrede versicherte, daß er nunmehr diese Art Studien gänzlich auf die Seite legen und sich blos mit den wichtigen Wahrheiten des Christenthums beschäftigen wolle. Im Anfange richtete er auch wirklich diesen Vorsatz mit dem größten Eifer ins Werk, und erklärte, außer seinen öffentlichen Parochialverrichtungen, die heilige Schrift auch an den Wochentagen in seinem Hause, und wendete jede Gelegenheit, seiner Gemeine nützlich zu seyn, treulich an. Jedes hatte Achtung gegen ihn! Jedes liebte ihn, wegen seines geselligen Umgangs, bey dem er der Würde seines Amts nicht das mindeste vergab. Wie glücklich würde er nicht geworden seyn, wenn er auf diesem Weg geblieben wäre! Allein seine Flüchtigkeit war Ursache, daß dieser Eifer im Guten bald ein Ende nahm, und sein gefaßter

faßter löblicher Vorsatz so geschwind wieder verschwand, als schnell er entstanden war.

Schon im May 1753. bekam Dodd die zweyte Predigerstelle in London selbst, an der St. Jacobskirche, ja er ward im April des folgenden Jahres zu einer noch einträglichern daselbst befördert, zur zweyten Predigersstelle an der St. Olauskirche nemlich, wobey er auf dem Lande wohnend blieb, weil er seine dortige Stelle nicht aufgeben durfte, indem er des Morgens in einer, und des Nachmittags in der andern Kirche predigte. Er hatte nunmehr ein gutes Auskommen, welches aber freylich doch nicht hinreichte, um beständig in den Tag hinein leben zu können. Er sann daher stets auf Mittel, seine Umstände zu verbeßern. Er miethete ein Haus in London, nahm junge Herren aus verschiedenen großen und reichen Familien unter seine Aufsicht, gab ihnen Tisch, Wohnung und Unterricht, und ließ sich dafür ein Ansehnliches zahlen. Dadurch erübrigte er so viel, daß er sich von seinen Glaubigern losmachen, eine ganz geschmackvolle Lebensart, die ihm so sehr behagte, führen, und überdieß noch sich eine Kutsche anschaffen konnte, um seine beeden Predigerstellen desto bequemer zu versehen. Allein sein öfterer Aufenthalt in London verwickelte ihn wieder in neue Ausgaben, machte, daß die erste schnell entstandene Hitze seiner Frömmigkeit nur gar zu bald wieder verrauchte, und vereitelte seinen gefaßten Entschluß, nichts mehr mit weltlichen Schriften zu thun zu haben, mit einem-

nemmahle gänzlich. Noch in demselbigen Jahre (1754) schrieb er einen Roman: die Schwestern, oder Geschichte der Luzie und Caroline Sanson, die sich einem falschen Freunde anvertrauet, sezte aber seinen Namen nicht auf den Titel, weil der Inhalt dem Verfaßer als Prediger nicht zur Ehre gereichte. Verschiedene schlüpfrige Scenen, die nur nach dem Leben so gezeichnet seyn konnten, hatten, ohngeachtet des moralischen Schleyers, die sichtbarsten Zeichen einer erhizten Einbildungskraft, und ein so verführerisches Colorit, daß sie die Leidenschaften eher rege machten, als der Vernunft unterwarfen; eher zur Sinnlichkeit reizten, als zur Tugend ermunterten. Einige in London sehr bekannte Leute, denen Dodd gehäßig war, wurden sehr unbarmherzig in diesem Roman mitgenommen, ja der angebliche falsche Freund schwärzer als der Satan geschildert, und zulezt an den Galgen gebracht. Die vortheilhafte Wendung, welche Dodds Glücksumstände um diese Zeit nahmen, legten wahrscheinlich den Grund zu seinen folgenden Lastern, wobey man ungewiß bleibt, ob die Fehltritte seiner Frau zu den seinigen Anlaß gegeben, oder nicht; und es ist auch nicht nöthig, mühsam zu untersuchen, ob er oder sie das eheliche Gelübde zuerst gebrochen habe. Alle Umstände laßen vermuthen, daß es von beyden Seiten wohl fast zu gleicher Zeit geschehen seyn müße. Die Zerstreuungen, in welche er sich durch seinen öftern Aufenthalt in London verleiten ließ, entfernten ihn sehr oft von seiner Frau, und diese vielfältige Trennung machte sie un-

ver-

vermerkt gleichgültig gegen einander, ja erleichterte beyden den Hang nach verbottnen Freuden. Dodd merkte kaum, daß seine geheimen Liebeshändel seiner Frau bekannt wären, als er aus Besorgniß für sein zeitliches Glück auf solche Mittel sann, durch die er sich ihrer Verschwiegenheit am besten versichern könnte. In dieser Verlegenheit mußte ihm denn nun die Entdeckung ihrer eigenen Untreue ungemein zu statten kommen, und nach einer kurzen Erklärung verglichen sie sich beederseits dahin, daß keines das andere in seinen Vergnügungen stören, vielmehr zu selbigen behülflich seyn solle, ja man beschloß fest, die ganze Welt in dem falschen Wahne erhalten zu wollen, als ob sie Muster zärtlicher Eheleute wären. Von diesem Augenblicke an ward Dodd weit mehr als zuvor Heuchler, der Religion und christliche Tugend nur dazu anwendete, um insgeheim den gröbsten Wollüsten desto sicherer nachhängen zu können, ja er trieb in kurzem seine Ausschweifungen so weit, daß selbst die unschuldigsten Mädchen vor seinen Nachstellungen nicht mehr sicher waren. Madam Dodd hingegen pflegte sich dafür bey den jungen Herren, die seiner Aufsicht anvertraut waren, so gut sie konnte, schadlos zu halten. Mit diesen jungen Leuten pflegte er Sonnabends in die Stadt zu fahren, um des andern Morgens sein Predigtamt abzuwarten. Einer aber blieb gemeiniglich auf dem Lande um der Frau Pastorin Gesellschaft zu leisten; ja verschiedene Herren hatten die Gewohnheit einander wöchentlich abzulösen, und auf dem Lande zu bleiben, so oft die Reihe

sie

sie traf. Madam Dodd aber ließ in die Zeitungen setzen, daß sie angenehme Gesellschafterinnen brauchte, die sie in allen Stücken frey halten, auch, falls man mit ihnen zufrieden wäre, des Sommers nach Southampton, nach Bath, oder gar bis nach Frankreich mitnehmen wollte. Sie stellte sich oft krank, und wollte alsdann nur von ihrem Manne, und der Gesellschafterin bedient seyn. Die Dienste, welche sie ihr gesellschaftlich leisten musten, brachten seltsame Situationen hervor, und gaben Anlaß zu größern Vertraulichkeiten. Auf diesem schlüpfrigen Wege gieng Dodd viele Jahre lang unentdeckt fort, und wußte demohngeachtet sich die Gunst und das Zutrauen der Bischöffe, der Großen, und aller seiner Zuhörer zu erwerben.

Seine englische Uebersetzung der Hymnen des Callimachus erschien im Jahre 1755. nachdem er bereits ganzer fünf Jahre vorher die Pränumeration dafür eingestrichen hatte. In eben dem Jahre fieng er auch an, einen Theil seiner Predigten drucken zu laßen, die mit eben dem Beyfalle gelesen wurden, womit man sie zuvor angehöret hatte. Hiernächst gab er verschiedene, aber durchgehends mittelmäßige Gedichte heraus, die er auf seinen Sommerreisen zu verfertigen pflegte, die jeder Engländer, der Lebensart besitzen will, oft der Mode oder des Vergnügens wegen, ins Bad oder nach angenehmen Seehäfen so gerne vornimmt. Durch seine Predigt, die er 1758. als die Flotte mit einer Menge Landtruppen am Bord, nach der fran-

französischen Küste gegangen war, im Ton eines ächten Royalisten über "die Pflicht des Volks zu der Zeit, wenn das Volk wider den Feind ausgezogen ist," hielte, ward er auch bey Hofe angenehm. In dem nemlichen Jahre machte er sich einen großen Namen durch seinen thätigen Eifer, mit welchem er sich des in London vor andern Städten Europens so nöthigen Instituts annahm, welches unter dem Namen des Magdalenen Hospitals für liederliche, der öffentlichen Wollust sich Preißgebende Frauenspersonen, die von ihrer häßlichen Lebensart ablaßen, und eine beßere ergreifen wollen, errichtet ward. Was gerade Er für Beweggründe gehabt haben mag, an der Sorgfalt für dergleichen unglückliche Geschöpfe, so warmen Antheil zu nehmen — das mag an seinem Ort gestellt bleiben! Genug, er war der erste und eifrigste Beförderer dieser, an sich betrachtet, wirklich wohlthätigen Stiftung, zu deren Theilnehmung in den ersten 17. Jahren 1637. solcher unglücklichen entehrten Weibspersonen aufgenommen worden sind, darunter manche kaum 14. Jahre alt und sehr viele, als die erbärmlichsten Opfer ausgearteter Leidenschaften von Mangel, Kummer, Krankheit und dem schrecklichsten Elende fast ganz vernichtet waren, die aber großentheils nachher wieder von ihren Eltern und Freunden auf erfolgte Lebensbeßerung angenommen worden oder doch sonst als gute Dienstmägde untergekommen sind. Noch gegenwärtig dauert dieß Spital, zu deßen Vortheil Dodd verschiedene gute Schriften aufgesezt,

 und

und die Nützlichkeit deßelben vertheidiget, ja in der dazu gehörigen Capelle alle Sonntags Nachmittag mit vielem Beyfall gepredigt hatte, in London fort.

Vom Jahre 1759. bis 1767. gab er eine Monatsschrift, unter dem Titel: das christliche Magazin, heraus, worinne er, da er einige Jahre als Verfaßer deßelben unbekannt blieb, seine Predigten, und andere die Religion betreffende Schriften, wie leicht zu erachten, äußerst vortheilhaft beurtheilte, und überhaupt alles, was aus seiner Feder gefloßen war, bis an den Himmel erhob. Der Bischof von St. Davids im Fürstenthum Wallis hatte 1759. ehe er sein Bißthum bekam, ein Buch über die Laulichkeit in der Religion geschrieben, und hierauf verfertigte Dodd ein kleines Gedicht, worinne er dem Verfaßer viele Lobsprüche gab. Dieß schmeichelte der Eigenliebe des Bischofs so sehr, daß er ihn zu seinem Capellan ernannte, und ihm 1763. eine Präbende in Brecknock verschafte. Im Jahre 1762. gab er eine leichte Erklärung von Miltons poetischen Werken heraus, ließ auch im folgenden Jahr seine, bereits im christlichen Magazin stückweise enthaltenen Betrachtungen über den Tod, in einem Bande zusammendrucken. Im Jahre 1765. fieng er an einen Commentar über die Bibel zu schreiben, der heftweise gedruckt wurde, und 1770. in drey dicken Folianten zu Stande kam. Auf Empfehlung seines Patrons, des Bischofs von St. Davids, hatte ihn der Graf Chesterfield bereits im Jahre 1763. mit 200. Pfund Sterling Ge-

halt zum Lehrer und Hofmeister seines adoptirten Sohns, Philipp Stanhope, des jezigen Grafen von Chesterfield gemacht und erlaubt, daß er nebenher noch ein Paar andere junge Leute unter seine Aufsicht nehmen durfte. Seine übrigen Freunde arbeiteten unterdeß daran, ihm zu einer Hofprediger Stelle zu verhelfen, welches ihnen auch 1765. gelang. Im folgenden Jahre besorgte er eine neue Ausgabe von Lockens Common place book to the holy Bible in 4. und ließ sich in Cambridge den Titel eines Doctors der Rechte geben, der honoris causa den mehresten Theologen gegeben wird, die nicht so lange warten wollen, bis ihnen der höhere Titel (D. D.) Doctor Theologiä ertheilet werden kann.

Bey einem so reichlichen Zufluß von Einnahme verlegte nun Doctor Dodd seinen Wohnsitz aus Westham nach London und bezog daselbst ein abgelegenes, aber reichlich meublirtes Haus. Um aber auch den ländlichen Aufenthalt nicht ganz zu vermißen, schafte er sich ein Landhauß ohnweit London an. Um diese Zeit war er so glücklich 1000. Pfund Sterling in der Lotterie zu gewinnen. Für dieß Geld ließ er sich nun, ohnweit dem Palast der Königinn eine eigne Capelle bauen, in der er, nach zuvor niedergelegter Stelle eines zweyten Predigers an der Olauskirche, bey großem Zulauf predigte, und aus den darinne vermietheten Stühlen ein ansehnliches Geld lösete.

Im Jahre 1767. gab Dr. Dodd eine vollständige Sammlung aller seiner Gedichte, ingleichen eine Predigt heraus, in der er die Einimpfung der Blattern empfahl. Im Jahre 1769. übersetzte er die Predigten des berühmten Maßillon von den Pflichten der Großen, und eignete sie dem Prinzen von Wallis zu; auch ließ er sich durch den allgemeinen Beyfall, den Dr. Fordyce's Predigten für junge Frauenzimmer gefunden hatten, zu einer ähnlichen Sammlung von Predigten für Jünglinge bewegen, die, mit einer Zuschrift an seine Zöglinge versehen, im Jahre 1771. in drey Duodez Bänden ans Licht trat.

Ob ihm nun gleich das Glück von allen Seiten her wohl wollte, und seine aus mehrern Quellen herfließende Einnahme, seit einiger Zeit sehr beträchtlich war, so wollte sie doch nicht zu seiner verschwenderischen Lebensart hinreichen. Daher kaufte er sich denn um sein eigen Geld im Jahre 1772. die Pfarre von Hockliffe in Buckinghamshire, die ihm aufs neue 160. Pfund jährlichen Gehalt eintrug. Noch in dem nemlichen Jahre gab er eine Predigt heraus, in der er beweisen wollte, daß häufige Lebensstrafen mit den ächten Grundsätzen der Gerechtigkeit, Staatsklugheit und Religion nicht bestehen können. Gemeinnütziger waren die Bemühungen, die er anwendete, eine Gesellschaft wohlthätiger Personen zusammen zu bringen, die sich ein ordentliches Geschäfte daraus machen sollten, Leute, die kleiner Schulden wegen gefan-

gefangen sitzen, aus dem Verhafte loszukaufen. Mit eben so rühmlichem Eifer machte er, in einer öffentlichen Predigt, den Plan zu einer allgemeinen Versorgung für Blinde bekannt, den ein anderer Prediger, Namens Hatherington, nachher wirklich zu Stande brachte.

Im Jahr 1772. hatte Dr. Dodd das Unglück, auf der Landstraße, von einem Straßenräuber angegriffen zu werden, welches in England eben nichts seltenes ist. Dieser Kerl aber gieng weiter, er schoß nemlich auch mit einer Pistole in die Kutsche, beschädigte jedoch zum Glück niemand. Weil nun nicht wenig Aufhebens von diesem Vorfall gemachet wurde, so spürte man den Thäter bald nachher aus, zog ihn ein, und verurtheilte ihn auf Dr. Dodds Zeugniß zum Strange.

Bis hieher waren Dodds Ausschweifungen vor den Augen der Welt so ziemlich verborgen geblieben, allein jezt fieng man, weil er vielleicht weniger vorsichtig dabey verfuhr, in verschiedenen Monatsschriften an, Anecdoten von seinem Privatleben bekannt zu machen, die nichts weniger, als vortheilhaft für ihn, und größtentheils nur allzusehr gegründet waren. Gleichwohl blieb der grössere Theil des Publikums noch immer für ihn eingenommen, und schien auf diese kleinen Erzählungen wenig zu achten. In seinen Predigten hatte er, nach wie vor, den stärksten Zulauf, und jedermann sahe in ihm nur den Mann, der durch geschäftigte Vorsorge für seine Nebenmenschen rühm-

lich ins Auge fiel, und in dieser Rücksicht betrachtet, auch wirklich Achtung verdiente. Selbst gegen seine offenbarsten Fehler, gegen seine Eitelkeit und Verschwendung blieb man blind, ohngeachtet die leztern augenscheinlich zunahmen. Anstatt daß er bisher den Sommer über, wenigstens nur in England herumgereiset war, fieng er jezt gar an, diese Lustreisen bis nach Frankreich auszudehnen. Durch dergleichen Unbesonnenheiten mußten denn seine Finanzen immer zerrütteter werden.

In dieser verzweifelten Lage wagte er einen Schritt, der in Ansehung seines wahren Caracters dem Publikum zuerst die Augen öfnete, und ihm viele seiner vorigen Anhänger entzog. Wie ein Mann von so vielen Einsichten denselben thun, und dadurch seinen guten Ruf so blindlings aufs Spiel setzen konnte, war in der That unbegreiflich. Bey Erledigung einer sehr einträglichen Pfarre, die der Groscanzler von England zu vergeben hatte, schrieb er nemlich einen Brief, ohne Namensunterschrift an die Gemahlinn dieses Lords, darinnen ihr 3000. Pfund Sterling zum Geschenke angebotten wurden, falls Dr. Dodd die Stelle bekäme. Als aus der Aehnlichkeit des Stils mit dem seinigen, und aus dem Inhalte selbst, der Betrug bald heraus kam, wollte er seiner Frau die ganze Erfindung beymeßen; allein diese Versicherung fand nirgends Glauben: der Canzler legte vielmehr dem Könige den Brief vor, und Dodd ward dafür aus der Zahl der Hofprediger weggestrichen. Allenthalben erschienen

Satiren

Satiren und Anklagen im Druck, so daß er sich genöthiget sahe, einen Brief in ein öffentliches Blatt einrücken zu laßen, wodurch er seine Unschuld zu beweisen suchte. In gewißen Fällen macht jeder Versuch, sich zu entschuldigen, das Uebel nur ärger, und da sein Brief gerade diese Wirkung hervorbrachte, so hielt er es fürs beste, sich eine Zeitlang zu entfernen. Er eilte daher nach Genf, um sich daselbst von seinem Zöglinge, dem nunmehrigen Grafen Chesterfield, eine andere reiche Predigerstelle auszubitten, die in Buckinghamshire so eben erlediget war, und die er auch ohne Schwierigkeit erhielt. Doods Feinde machten sich diesen schlechten Streich desselben, in seiner Abwesenheit zu nutz, und getraueten sich, ihre völlige Rache gegen ihn auszulaßen. Sie waren boshaft genug, ihn mit seinen eigenen Worten zu strafen, und das, was er ehemals von Sterne's Predigten geurtheilt, auf ihn selbst anzuwenden. Er hatte nemlich von diesem launigten empfindsamen Schriftsteller gesagt: "Wir erstaunen, daß ein Mann solche edle Gedanken von der Canzel hersagen, und dennoch so ein Leben führen könne!" Doch die empfindlichste Züchtigung, welche Dodd über sich ergehen laßen mußte, bestand darinne, daß sein Handel mit dem Canzler auf das Theater gebracht, und dem Hohngelächter des ganzen Publikums Preiß gegeben ward, Foote, dieser englische Aristophanes, der zwar äusserst verdorbene Sitten und schlechte Grundsätze besaß, aber doch als dramatischer Autor manches Gute stiftete, in so fern er die Laster seiner Zeit-

genoßen, ohne Ansehen der Person auf der Bühne herzunehmen pflegte, und sich nicht damit begnügte, sie in den lächerlichsten verächtlichsten Farben darzustellen, sondern gar oft durch individuelle Züge es kenntlich machte, wo das Original zu seiner Copie anzutreffen sey — verfertigte nemlich ein Stück, zu welchem Dr. Dodd den Gegenstand abgeben mußte, und das den Titel: the Cozeners, "die Gauner" führte. Madame Dodd kam darinne unter dem Namen der Frau Simonia (Mrs Simony) vor, und nicht nur dieses Laster, sondern auch die Eitelkeit ihres Herrn Gemahls wurde mit ächter comischer Laune durchgehechelt.

Da die öffentlichen Beschimpfungen, welche Dood, seiner im Sinne gehabten Bestechung wegen, von vielen Seiten erdulten mußte, auf das Publikum wenig Eindruck machten; so hätte er sich noch damals aus seinen Schulden retten, und bey Ehren bleiben können, wenn er nur aufs Land gezogen wäre, und bey dem guten Ertrag seiner Pfründe, die 800. Pfund Sterling ausmachte, ordentlich zu leben angefangen hätte. Allein London hatte für ihn unwiderstehliche Reize, und er war nun zu tief in Sinnlichkeit versunken, als daß Vernunft und Tugend noch etwas über ihn vermocht haben sollten. Aber so kümmerte ihn Weltklugheit wenig, und Sparsamkeit kannte er nicht weiter, als den Namen nach. Er suchte nur immer für den gegenwärtigen Augenblick Rath zu schaffen, wobey denn freylich Ehre und Gewißen nicht selten

ten ins Gedränge kam, und war für die Zukunft unbesorgt.

Dodd gab jedoch ein auffallendes Beyspiel, daß Schwäche und Neigung gegen das Laster, mit wirklichem Triebe und Thätigkeit zum Guten, in seltsamer Gemeinschaft neben einander wohnen können. Sein Eifer zur Beförderung wohlthätiger Stiftungen blieb bey allen seinen Ausschweifungen unverändert, und nahm fast immer mehr zu, je näher er seinem Falle kam. Unter andern predigte er auch zu verschiedenen mahlen vor der Gesellschaft mit großem Nachdruck, welche sich der im Waßer verunglückten, dem Ansehen nach ertrunkenen Personen, rettend annimmt.

Im Jahr 1776. kündigte er ein Werk in zwey Quartbänden an, das unter dem Titel: "Fräumäurerey" eine allgemeine Geschichte der Civilisation enthalten, den Ursprung und Fortgang der Künste, Wißenschaften, Geseze und Religionen zeigen und die Lebensbeschreibungen solcher Weisen, Philosophen, merkwürdiger Männer und Mäurer einschließen sollte, die zur Cultur und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes etwas beygetragen hätten. Die Pränumeration war auf 2. Guineen, (nach unserm Gelde 2. Carolins) festgesezt. Zu eben der Zeit schenkte ihm der Graf Chesterfield, den er um eine Beihülfe an Geld ansprach, aus Erkenntlichkeit für seine ehemalige Dienste, eine beträchtliche Summe. Ein anderer würde seine Gläubiger damit befriediget haben; allein Dodd

gieng

gieng nun zum drittenmahl nach Frankreich, und erschien bey dem Pferderennen zu Paris, das auf der Ebene des Sablons gehalten wurde, in einem vierspännigen Phaeton. Der Graf, der sich ebenfalls dahin verfüget hatte, war erstaunt, den Mann, den er in der dringendsten Noth geglaubt hatte, hier in einem glänzenden Modekleide, mit Degen und Haarbeutel, anzutreffen, und noch mehr wunderte er sich, als derselbe sein Geld zu allerley verwegenen Wetten anwendete.

Eine solche Verschwendung konnte nicht lange mehr dauern, so viele Kunstgriffe Dodd auch anwendete, seinem Credit eine Frist nach der andern zu verschaffen. So nahm er, zum Exempel in Paris verschiedene Kupferstecher an, die ihm zu einer neuen Ausgabe seiner Schönheiten Shakespears prächtige Kupfer verfertigten mußten. In London hingegen ließ er sich mit Buchhändlern in Unterhandlung ein, um zu dieser Unternehmung Vorschuß und Käufer zu bekommen. Endlich nahm er sogar Antheil an einer Zeitung, die Kelly schrieb, und sich als die schwärzeste Chronique scandaleuse auszeichnete, aber auch deshalben von den Verlegern sehr reichlich bezahlet wurde. Doch alles war nunmehr umsonst. Seine Schulden waren izt so hoch angelaufen, und sein Credit so tief gesunken, daß er sich in der Woche nicht mehr auszugehen getrauete, um nicht von seinen Glaubigern festgesetzt zu werden, und nur des Sonntags zuweilen sein Haus verließ, weil an diesem Tage niemand in England Schuldenhalben eingezogen werden darf.

Wenn

Wenn Dood damahls in seiner so äußerst schlimmen Lage seine ansehnliche Bibliothek hätte verkaufen wollen, so würde er sich dadurch gewiß, wo nicht ganz, doch größtentheils von seiner schweren Schuldenlast haben befreyen können. Allein diesen, wie er vielleicht glaubte, so demüthigenden Schritt, wollte ihn seine Eitelkeit nicht thun lassen. Er gerieth vielmehr, um sich aus seinem verzweifelten Zustande zu retten, auf den unseligen Gedanken, eine Summe Geldes, auf seines Wohlthäters, des Lord Chesterfields Namen zu negotiiren, und zu seinem Unglück gelang der Streich anfänglich nur gar zu wohl. Er setzte am 4ten Februar 1777. eine erdichtete Rentenverschreibung auf, vermittelst welcher sich der Graf Chesterfield anheischig machte, demjenigen, der ihm die Summe von 4200. Pfund Sterling vorstrecken wollte, so lange er (der Graf) leben würde, jährlich 700. Pfund Sterling zu zahlen, und die erste vierteljährige Zahlung am 4ten May zu leisten, widrigenfalls aber, das Duplum der vorgestreckten Summe, nemlich 8400. Pfunde verschuldet zu haben. Unter dieses falsche Dokument setzte Dodd des Grafen Chesterfields Namen, den er genau nachzuahmen wußte, drückte ein Siegel dabey und unterschrieb seinen eigenen Namen, als Zeuge des ganzen Vorgangs. Hierauf ließ er einen gewissen Mäckler, Herrn Ludwig Robertson rufen, erzählte demselben, daß der Graf Chesterfield zu einer unvermutheten Ausgabe Geld brauche, und ihm, als seinem ehemahligen Hofmeister, die dazu

erfor-

erforderliche Schuldverschreibung eingehändiget habe, er möge nun gleich ihm dieß Instrument unterschreiben, das Robertson ohne Bedenken that, und dann suchen, baares Geld oder Wechsel dafür zu schaffen. Etliche Kaufleute wiesen Robertson ab, endlich aber erklärte Herr Heinrich Fletcher, ein reicher Banquier den Handel einzugehen, nur verlangte er ein schriftliches Zeugniß vom Grafen Chesterfield, darinn dieser bekennen sollte, daß er eine solche Verschreibung ausgestellt und Herrn Robertson aufgetragen habe, sie zu verhandeln. Robertson entwarf sogleich einen Aufsatz, der dieß besagte, und händigte ihn dem Dr. Dodd ein, um den Grafen zur Unterschrift deßelben zu bewegen. Auch diesen Aufsatz unterschrieb Dodd mit dem Namen Chesterfield; unterschrieb ferner mit eben dem Namen, einen besondern Empfangsschein der 4200. Pfunde und setzte seinen eigenen Namen, in Qualität eines Zeugen hin, das alsdann auch Robertson that. Mit allen diesen untergeschobenen Documenten gieng nun der Mäkler zum Banquier und erhielt die Zahlung sogleich, und zwar 1200. Pfund baar, 3000. aber in Wechseln.

Herr Fletcher hatte kaum das Geld ausgezahlt, als ihm schon über die Gültigkeit der Verschreibung allerley Zweifel aufstiegen. Er ließ daher Herrn Joh. Manley, seinen Procurator holen, um sein Gutachten deshalben zu vernehmen. Dieser entdeckte nun einen Flecken an einem Buchstaben, der nicht von ohngefähr gemacht schien, und

rieth

rieth ihm, er möchte Herrn Chesterfield bitten lassen, die Verschreibung nochmahls rein zu copiren, von neuem zu unterzeichnen und auszufertigen, die alte hingegen zu zerreißen. Auf Ersuchen des Herrn Fletchers gieng Manley am 6. Februar zum Grafen, der alsdann sogleich beym ersten Anblick der Verschreibung betheuerte, sie seye falsch, und er wiße nicht das mindeste von der ganzen Sache. Nun gieng Herr Fletcher und sein Procurator sogleich zum damahligen Lord Major, Sir Thomas Halifax, der ihnen sogleich die Vollmacht ertheilte, sowohl Dr. Dodd, als den Mäckler Robertson einzuziehen. Leztern bekamen sie auf der Stelle und fuhren mit ihm nach Dodds Wohnung, der auch zu Hause war. Hier eröfnete ihm Herr Manley die Ursache seines Besuches, und bezeugte ihm sein Beyleid über die unangenehme Veranlaßung deßelben. Dodd war hierüber, wie vom Donner gerühret, ward bleich und konnte nicht eine Silbe hervorbringen. Man fragte ihn, was ihn zu einem solchen gefährlichen Schritt bewogen hätte? Da läugnete er nun nicht das mindeste, und entschuldigte sich blos damit, daß einige Krämer und Kaufleute, denen er schuldig gewesen, auf unverzügliche Bezahlung gedrungen hätten und daß ihn folglich die äußerste Noth dazu getrieben habe. Er hätte weder Lord Chesterfield noch sonst jemand vervortheilen, sondern in 3. Monaten alles wieder erstatten wollen. Und als Herr Robertson von ihm ein öffentliches Zeugniß seiner Unschuld verlangte, so ertheilte er ihm solches sogleich. Nun forder-

forderte man das Geld zurück, und Dodd gab alles, so wohl Wechsel als Baarschaft wieder heraus bis auf 400. Pfund Sterling, die schon ausgegeben waren; für die er sein ganzes Vermögen verpfändete. Herr Manley hatte ihm Hofnung gemacht, daß die Sache in der Stille beygelegt werden sollte, falls er alles ersetzte. Hätte nun Dodd dieß lieber gleich gethan, und deßwegen Anstalten sogleich getroffen, da Herrn Fletcher nur an seinem Gelde gelegen war; hätte er überdieß noch verlangt, daß ihm gegen Zurückgabe der Gelder seine nachgemachten Verschreibungen eingehändiget würden, wobey Herr Manley gewiß ihm willfahret hätte, so würde sich Dodd, der so strengen englischen Gesetze ohngeachtet, sicher erhalten haben, weil alsdann auch das Corpus delicti, als der Hauptbeweiß zur Klage nicht mehr vorhanden gewesen wäre. Allein er hatte im Augenblick seiner Entdeckung alle Gegenwart des Geistes verlohren, und verscherzte also dieses einzige und sicherste Mittel zu seiner Rettung.

Am folgenden Morgen ward er vor den Lord Major geführt und förmlich angeklagt, und da er sich vom ersten Schrecken noch nicht erholt hatte, so fiel seine Entschuldigung sehr schwankend aus. "Ich weiß nicht (sagte er) was ich in diesen Umständen sagen soll — Ich hatte nicht die Absicht, Lord Chesterfield zu betrügen — Ich hoffe Sr. Excellenz werden dieß bedenken — Ich war in der äussersten Verlegenheit, und brauchte zu Bezahlung verschie-

verschiedener Rechnungen drey bis 400. Pfund. — Ich suchte mir nur auf eine Zeitlang zu helfen. — Ich würde das Geld binnen einem halben Jahre wieder abgetragen haben — Ich habe bereits alles erstattet und hoffe, daß man dieses erwegen wird — Milord Chesterfield ist mir von jeher zugethan gewesen. Er weiß, daß ich ihn lieb habe, daß seine Ehre mir so lieb, als meine eigne ist — bey seinem Herzen hoffe ich Vergebung und Erbarmung zu finden. Niemand fordert eine Untersuchung dieser unglücklichen Sache. — Ich flehe Sie an, Milord Major, bedenken Sie alle diese Umstände und laßen Sie mich frey. — Herr Robertson ist gewiß ganz unschuldig!"

Da in dieser Vertheidigung Dodds nichts war, das ihn rechtlicher Weise Anspruch auf Gnade geben konnte, so wurde er und Robertson, jeder in ein besonders Gefängniß geschickt, Lord Chesterfield, Herr Fletcher und einige andere aber musten versichern, daß sie als Kläger und Zeugen vor der Grand Iury erscheinen wollten — ein Gericht, das aus 12. vereideten aus der Bürgerschaft gewählten Personen besteht, die vorläufige Untersuchungen anstellen müßen, ob der Beklagte würklich schuldig, oder nur aus Uebereilung oder Bosheit angeklaget worden sey. Die Gültigkeit der Anklage beruhte größtentheils darauf, ob der Name Dodd, der als Zeuge unter den falschen Dokumenten stand, wirklich von Dodds eigener Hand geschrieben wäre. Dieses ward aber vom Mäckler Robertson, welcher

durch

durch einen Betrug, wider Wißen und Willen des Richters als Zeuge abgehört wurde, bewiesen, denn der alleine war zugegen gewesen, da sich Dodd als Zeuge fälschlich unterschrieben hatte. Als der förmliche gerichtliche Prozeß am 24. Febr. seinen Anfang nahm, so protestirten Dodds Advocaten, gleich bey der ersten Sitzung, gegen das Erkenntniß der 12. geschwornen Richter, weil sich solches blos auf Robertsons Zeugniß gründe, das man durch unerlaubte Mittel erhielt. Endlich wurden sie zur Apellation an das Tribunal der 12. Richter von England verwiesen, mit dem Beyfügen, daß der Fortgang des Prozeßes deshalben nicht unterbrochen werden müße. Bald hernach waren die einzelnen Sätze der wider ihn eingereichten Klage unumstößlich erwiesen, daher denn die Richter Dodd vor sich kommen ließen und ihn fragten, was er zu seiner Vertheidigung etwa noch beyzubringen habe?

Hierauf antwortete nun Dodd ziemlich weitläufig, in einer Rede, die schon mehr zusammenhängend und studirter war, als sein bey der ersten Verhör gemachter ängstlicher Vortrag. Er widersprach darinnen eben dieser seiner ersten Aussage, und suchte mit Vertheidigungsgründen durchzukommen, die mehr auf Spitzfündigkeiten als auf richtige Schlüße hinausliefen. Am meisten hielt er sich darinnen bey dem Puncte auf, daß seine Absicht nicht gewesen sey, zu betrügen, sondern daß er sich nur aus der gegenwärtigen Noth hätte helfen, und am Ende alles wieder erstatten wollen.

Doch der Betrug war zu offenbar, als daß Dr. Dodds künstliche Rede und seine Scheingründe denselben hätten bemänteln können. Daher ermahnte denn der Richter die 12. Geschwornen, nach Erwägung der angeführten Beweise und Gegenbeweise zu erklären, ob sie ihn für schuldig oder nicht schuldig hielten. Nachdem sie sich ohngefähr 10. Minuten lang darüber berathschlaget hatten, so erklärten sie Dodd schuldig, doch übergaben sie zu gleicher Zeit den Richtern eine Bittschrift an den König, daß dieser ihn begnadigen möchte.

Es blieb nun nichts mehr übrig, als daß die Richter den Ausspruch der Geschwornen bestättigten und das Urtheil publizirten. Dieß wollten sie aber nicht eher thun, als bis das Tribunal der 12. Richter entschieden haben würde, ob Robertsons Zeugniß gelten könne oder nicht, und ehe diese Entscheidung erfolgte, gieng der Termin der dießmahligen Gerichtsseßion zu Ende. Also mußte Dodd bis zur neuen Seßion, die erst im May angieng, in Verhaft, und seines Schicksals wegen, in quällender Ungewißheit bleiben. Sein Vermögen war unterdeßen schon eingezogen, und zu Herrn Fletchers und anderer Glaubiger Befriedigung, ingleichen zur Bezahlung der Sherifs (d. i. der Criminalrichter) angewandt worden. Gleichwohl blieben noch sehr viele Schulden ungetilgt, und ihm selbst nichts übrig, um sich im Gefängniße einige Bequemlichkeiten zu verschaffen, so daß ihm der schnelle Wechsel vom ehemahligen Ueberfluß zum jetzigen äußer-

 sten

sten Mangel überaus hart fallen mußte. Zwar versorgten ihn seine Freunde und andere unbekannte Wohlthäter in seiner traurigen Lage mit allem, was er nur wünschen konnte; allein, er lebte demohngeachtet nur sehr mäßig und enthaltsam.

Von dem Augenblicke an, da ihn die Geschwornen für schuldig erklärt hatten, ließ er die Hofnung begnadiget zu werden, schwinden, und fieng an, sich mit dem Tode bekannt zu machen. Er nahm zuerst gewißenhafte Selbstprüfungen vor, und entdeckte zu seiner größten Demüthigung, daß sein ganzes bisheriges Leben eine lange Reihe von Fehltritten war, die er itzt, freylich spät genug und recht ernstlich zu bereuen hätte, wenn er vor dem Throne seines ewigen Richters Gnade finden wollte. In dieser schrecklichen Lage, wo menschlicher Trost nichts mehr für ihn vermochte, kamen ihm die Tröstungen der Religion alleine zu statten, und der Zuspruch des Herrn Villette, des ordentlichen Gefängnißpredigers zu Newgate, verhalf ihm nach und nach zu einiger Beruhigung. In dieser Gemüthsfaßung predigte er zum öftern vor seinen Mitgefangenen mit solchem Nachdruck, daß selbst die verworfensten und abgehärtesten Bösewichter bis zu Thränen gerührt wurden. Eine dieser Predigten, die er am 6. Junii 1777. in dem Gefängniße über die Worte des Kerkermeisters: "liebe Herren, was muß ich thun, daß ich selig werde" Apost. Gesch. 16, 30. hielte, die Hr. Villette, im Drucke ausgehen ließ, und die auch in Deutsch-

land durch eine gute Uebersezung bekannt wurde, verdient wirklich als eine trefliche, herzrührende Rede bestens empfohlen zu werden.

Außerdem fehlte es ihm auch nicht an Besuchen anderer Freunde, die ihn in seinem Gefängniße mit Trost aufrichteten. Unter diesen verdient besonders ein armer Landgeistlicher erwähnt zu werden. Seine zahlreiche Familie zu ernähren, sahe er sich bey seiner äußerst geringen Einnahme genöthigt eine kleine Schuld zu machen. Da er diese nicht zahlen konnte, so wurde er ins Gefängniß gelegt. Sobald Dodd, als Stifter der Gesellschaft zur Lösung gefangener Schuldner solches erfuhr, so zahlte er an seiner Statt; der Geistliche kam frey, und dankte nachher persönlich seinem Retter, der ihm bald darauf durch seine Empfehlung zur Erlangung einer einträglichern Pfarrstelle im Fürstenthum Wallis, die ihm hinreichendes Auskommen gab, behülflich war. Zum Beweiß seiner Dankbarkeit hiefür, eilte nun dieser würdige Mann gleich darauf, als er D. Dodds Unglück in den Zeitungen las, nach zuvor zu sich genommenen gänzlichen Vorrath seines ersparten Geldes, nach der über 100. Meilen weit von seinem Pfarrorte entfernten Hauptstadt, gieng zu D. Dodd ins Gefängniß, und sagte zu ihm: "Mein Herr, ich habe Ihnen alles zu danken, und vielleicht haben Sie izt eine Unterstützung nöthig. Ich bedaure es izt, daß ich nicht mehr habe ersparen können, aber ich habe noch ein gutes Pferd, und dieß will ich verkaufen, und

zu Fuße nach meinem Dorfe zurückkehren, wo ich meine Thränen und Flehen mit den Thränen und Gebet meiner Frau und Kinder, die durch ihre Gutthätigkeit Brod haben, vereinigen will, um Ihnen den Trost, welchen Sie so nöthig haben, vom Himmel zu erflehen.

Endlich berathschlagten sich die 12. Richter mit einander, und erklärten Robertsons Zeugniß für gültig. Er wurde am 12. May vorgefordert, und einer von ihnen, der Ritter Richard Aston, machte ihm solches in einer Rede bekannt, deren Schluß also lautete: "Es kommt lediglich darauf an, ob ein Mitschuldiger, rechtmäßiger und gültiger Weise als Zeuge gebraucht werden könne? Dieß erlauben nun die Gesetze ausdrücklich und ohne Ausnahme; mithin ist Ludwig Robertson, in dieser Sache als ein unverwerflicher Zeuge anzusehen. Die Richter sind daher einstimmig der Meynung, daß gegen euch gesezmäßig verfahren, und ihr der Schuld rechtsmäßig überwiesen worden seyd. Wir haben für gut befunden, euch diesen Ausspruch unverzüglich bekannt zu machen, damit ihr euch, auf die am Ende der Seßion zu gewartenden Folgen, vorbereiten könntet." Dr. Dodd antwortete hierauf nur folgendes: "Mylord! Ich danke Ihnen, und den übrigen gelehrten Richtern demüthigst, daß sie dem Einwurf meiner Advocaten, an jenem schrecklichen Tage meines Verhörs, so viel Aufmerksamkeit zu bezeugen geruhet haben. Ihre Kenntniße und Gerechtigkeitsliebe sind mir Bürge,

daß

daß Ihr Ausspruch nicht anders als dem Recht gemäß seyn könne.

Nach 14. Tagen ward Dr. Dodd aufs neue vor Gericht gebracht, um sein Urtheil zu empfangen. Auf die gewöhnliche Frage: ob er noch etwas vorzubringen hätte, daß das Urtheil nicht gesprochen werden dürfte? hielt er folgende, wirklich rührende Rede:

"Mylords! Sie haben an mir ein schreckliches Beyspiel menschlicher Schwachheit vor Augen! Meiner Talente wegen von Jugend auf geschmeichelt, bekam ich früh eine allzuhohe Meynung von mir selbst. Vermöge dieser hielt ich mich beym Eintritt in die große Welt zu den feurigsten Erwartungen berechtigt, und glaubte, daß durch meine Beförderung zum Predigtamt, dem Ansehen und der Würde des geistlichen Standes wohl eben nicht Eintrag geschehen sey: Auch war ich weder ein müßiger, noch ein unnützer Arbeiter. Ich lehrte die Wahrheiten des Christenthums mit dem Eifer, den Ueberzeugung hervorzubringen, und mit dem Nachdruck, den das Bewußtseyn, daß wirs gut meynen, dem Vortrage mitzutheilen pflegt. Mit Freuden sah ich, daß meine Bemühungen nicht ohne Beyfall blieben; meine Predigten wurden häufig besucht, und ich glaube nicht ohne Grund, daß manche von meinen Zuhörern dadurch vor Sünden und Lastern bewahrt, andere aber davon zurückgeführet worden sind. Wenn diese Umstände, auf der einen Seite, mein Verbrechen um desto schwerer machen;

so können Sie wohl denken, Mylords, daß mir auf der andern, die Strafe auch in eben dem Maaße um soviel empfindlicher werden muß. Durch das Zutrauen der Menschen verleitet, trauete ich mir selbst zu viel. Ich glaubte das wirklich zu seyn, wofür mich andere hielten, "von Herzen rechtschaffen," und diese Rechtschaffenheit gegründet und gestärkt durch Religion; dafür hielt ich sie, ohne zu erwägen, wie groß die Gefahr der Eitelkeit, und überhaupt, welch ein betrügliches Ding das Herz des Menschen sey! Der Tag des Kampfes kam, und ich war nicht stark genug, der Versuchung zu widerstehen! Stündlich, ja jeden Augenblick hält mir mein Gewissen das Verbrechen, deßen ich mich schuldig gemacht habe, in seiner ganzen Schädlichkeit und Bosheit vor. Doch, wie manche haben der Versuchung untergelegen, die jezt mit den Bußfertigen im Himmel sind!

Ich unterstehe mich nicht, einer Handlung, der gleich jezt die rächende Gerechtigkeit das Urtheil sprechen wird, den beßern Theil meines Lebens, einen Zeitraum von beinahe 30. Jahren entgegen zu stellen, welchen ich in Beförderung und Ausübung christlicher Liebeswerke, in Linderung ähnlichen Elends, als ich jezt selbst fühlen muß, in Darreichung des Trostes, deßen ich selbst jezt bedarf, zugebracht habe! Ich will auch sonst auf keine Weise meine Schuld zu verringern suchen; nur so viel will und muß ich betheuern, es war nicht meine End-Absicht, irgend jemand zu betrügen!

gen! Das ergiebt sich aus allen Umständen, und davon werden auch die mehresten von Ihnen wohl bey sich selbst überzeugt seyn. Wenn es mir zukäme, meine Strafe selbst abzumeßen, so würde ich gestehen müßen, daß ich jezt schon, nicht viel weniger, als ich verdient, gelitten zu haben glaube.

Mein guter Ruf, der mich vorsichtig und Glücksumstände, die mich zufriedner hätten machen sollen, sind dahin. — Ich bin auf einmahl in Armuth und Verachtung gesunken. — Mein Name und mein Verbrechen sind zu einem Volksliede geworden, womit auf allen Gaßen der Leichtsinnige Kurzweil, der Boshafte Spott treibt.

Es kann sonderbar scheinen, Mylords, daß, wenn ich bedenke, was ich ehedem, ja ohnlängst erst gewesen; daß ich da noch wünschen sollte, zu bleiben, was ich jezt bin. Allein Verachtung des Todes mag unter heidnischen Tugenden noch so sehr glänzen; mit christlicher Reue hat sie nichts gemein. Viele Beweggründe machen es mir zur Pflicht, Sie, Mylords, um die Fristung meines Lebens demüthigst anzuflehen. Nicht blos, weil ich so gut als jedes andere Geschöpfe vor einem gewaltsamen Tod Abscheu fühle; nicht blos, weil jene allgemeine Furcht vor einer zu frühen Auflösung, sich auch in meinen Adern regt; sondern vornehmlich, um den Schaden, den ich der Geistlichkeit, der Welt und der Religion zugefüget habe, zu erstatten, und das Aergerniß, welches ich gegeben, durch das Beyspiel meiner Buße abzuwischen, deshalben vor-

nemlich begehre ich noch zu leben! Vor allen Dingen aber wünschte ich, mit mehr gesammelten Gemüthe, nach einer ruhigern Vorbereitung erst zu sterben! Die Schrecken des finstern Kerkers, die Aengstlichkeit des Verhörs, die beständige Unruhe, in welcher sich die Seele bey der Ungewißheit unsers Schicksals befindet; alles das macht eine stete Ebbe und Fluth von Gemüthsbewegungen aus, wobey der Geist unmöglich zu der Faßung gelangen kan, die zu den heiligen Uebungen des Gebets, und zur stillen Prüfung des Herzens erfordert wird. — Man versage mir daher nicht eine Frist, die ich zu keinem andern Behulf fordere, als daß ich durch Nachdenken und Reue vorbereitet werde, vor dem Richterstuhl des Allmächtigen zu erscheinen, und die Gegenwart des Richters zu ertragen, der einem jeden thun wird nach seinen Werken; der den bußfertigen Sünder annehmen, und ihm verzeihen wird, und bey dem auch die, welche hie Barmherzigkeit geübet haben, Erbarmung suchen und finden werden.

Um dieser Ursachen willen, Mylords, wünsche ich selbst unter Elend und Schande noch zu leben, und flehe demüthigst, daß Sie mich der Gnade des Königs empfehlen mögen!"

Diese Rede konnten die mehresten von den Anwesenden, nicht ohne die äußerste Rührung mit anhören. So viel Wahres und Wahrscheinliches aber auch darinne angebracht seyn mochte; so siehet man doch wohl, daß sein Geständniß noch immer

mer nicht so ganz aufrichtig war. Er berührte seinen lasterhaften Wandel nur von fern, um in den Augen seiner Richter der Gnade, die er von ihnen zu erlangen wünschte, nicht ganz unwerth zu scheinen.

Als diese seine so rührende Rede geendigt war, erfolgte ein allgemeines Stillschweigen von einigen Minuten, worauf der Stadtschreiber von London, Herr Glynn in folgenden Worten das Urtheil sprach:

"Doctor Wilhelm Dodd! Ihr seyd des Verbrechens überwiesen worden, eine falsche nachgeahmte Verschreibung ausgestellt zu haben, von der ihr wußtet, daß sie falsch und nachgemacht wäre, und ihr seyd des Vortheils theilhaftig geworden, den die Gesetze dieses Landes jedermann zugestehen, nemlich, ihr habt ein billiges, unpartheiisches und aufmerksames Verhör gehabt.

Die Geschwornen, an deren Gerechtigkeit Ihr euch gewendet, haben Euch schuldig erfunden, Ihr Ausspruch ist von den gelehrten Richtern in Erwägung gezogen, und gegen die Billigkeit deßelben nichts einzuwenden gefunden worden. Ihr selbst habt die Gerechtigkeit dieses Ausspruches anerkannt, und so bleibt mir noch die sehr schmerzliche Pflicht übrig, welche unsere Landesgesetze den Richtern auflegen, diese nemlich, das Urtheil über Euch zu sprechen.

Ihr scheint von der Größe Eures begangenen Verbrechens sehr richtig und lebhaft überzeugt zu

seyn. Ihr scheint auch in busfertiger Gemüthsfaßung zu stehen, und werdet Zweifelsohne wohl überdacht haben, um wie viel mehr die Schädlichkeit Eures Verbrechens durch den Einfluß des Beyspiels vermehrt wird, da es von einem Manne begangen worden, der, so wie Ihr in einem öffentlichen, heilig geachteten Lehramte gestanden hat. Dieß sind, dem Ansehen nach, Eure eigene Gedanken. Ich wünschte sie näher zu entwickeln, allein, das würde zu Betrachtungen Anlaß geben, die ich einem Manne in euren Umständen zu ersparen wünsche.

Mit Eurem Anliegen um Gnade müßt Ihr Euch nicht an uns wenden. Es wäre grausam, wenn Euch die Richter mit Hofnung schmeicheln wollten. Nicht Sie, ein anderer hat Macht zu begnadigen, an den richtet euer Flehen. Bey euren Kenntnißen, und bey der Reue, die ihr bezeuget, werdet ihr es selbst für Eure Pflicht erkennen, den Einfluß des Beyspiels zu vermindern, und ihr werdet einsehen, daß dieß nicht würksamer, als durch Bekanntmachung eures herzlichen und aufrichtigen Abscheues vor der That, deren man euch überführt hat, geschehen könne. Ihr werdet folglich auch nicht suchen, sie zu bemänteln oder zu verringern: Wenn ein Mann von eurem Caracter und euren Fähigkeiten das thun wollte; wozu könnte sich dann der minder erleuchtete Haufe nicht berechtigt halten? Ihr sehet selbst, auf was für Abwege das leiten würde, ich brauche Euch also wohl nicht dafür zu

warnen.

warnen. Und nun habe ich Euch nichts, als noch das Urtheil des Gesetzes bekannt zu machen; es lautet dahin: daß Ihr, Doctor Wilhelm Dodd, von hier, an den Ort, von dem man Euch heraufgebracht, zurückgeführet werden sollt; daß ihr von da, nach dem Hinrichtungsort gebracht, und daselbst beym Halse gehangen werden sollt, bis ihr todt seyd."

Mit so menschenfreundlicher Schonung Herr Glynn durch den Anfang seines Vortrags, den unglücklichen Dodd auf den fürchterlichen Schluß desselben vorzubereiten suchte, und so sanft auch seine Anrede selbst war, ja so viele Zeit auch ihm, seit dem vernommenen Ausspruch der Geschwornen, gelassen war, sich auf ein Urtheil dieses Inhalts gefaßt zu machen, so sank er doch bey Anhörung deßelben in Ohnmacht.

Nun blieb ihm also nichts weiter übrig, als die Gnade des Königs anzuflehen. Freunde und Bekannte arbeiteten daran, ihm das Leben zu erhalten, ja seine ehemahligen Amtsbrüder empfahlen ihn sogar von ihren Canzeln herab dem Mitleid und der Vorsprache ihrer Zuhörer. Mit besonderm Nachdruck that dieß einer derselben, Namens Topladi; denn nach Endigung seines Gottesdienstes waren bey 500. Personen vor seiner Hausthüre versammlet, um eine Vorstellung zu unterzeichnen, die er ihnen zu dem Endzweck aufsetzen mußte.

Die

Die gesammte Burgerschaft von London ließ durch den Grafen Percy eine ähnliche Supplik an den König gelangen, die in den rührendsten Ausdrücken abgefaßt war, und von der man sich die beste Würkung versprach, weil sie von nicht weniger als 23000. Personen unterschrieben war. Der König hielt auch in der That die Sache für wichtig genug, um das Gutachten seines geheimen Staatsraths darüber zu vernehmen. Allein auch da waren die meisten der Meynung, daß Dodd nicht begnadiget werden dürfe. Man stellte nemlich dem König vor, daß in einem Handlung treibenden Staat, die Sicherheit des Eigenthums nicht strenge genug geschützt werden könnte; daß in England, wo der Reichthum meist idealisch ist und größtentheils nur in Bancozetteln oder andern Papieren bestehet, der Wohlstand ganz von dem Credit solcher Verschreibungen abhienge und also jeder Unterschleif dabey für äußerst strafwürdig angesehen werden müße; daß dergleichen Verfälschungen seit kurzen, sehr überhand nehmen, indem erst kürzlich für 30000. Pfund Sterling falsche Bancozettel entdeckt worden wären, welche die Bank gleichwohl unweigerlich habe bezahlen müßen; daß es nicht zu rechtfertigen seyn würde, wenn Dodd begnadiget werden sollte, da doch die Gebrüdere Perreau ohnlängst, einer ähnlichen Betrügerey wegen, zum Tode verurtheilt worden, ohnerachtet es auch damahls nicht an kräftigen Vorbitten fehlte; daß Dodds Vorgeben, als habe er den Betrug wieder gut machen wollen, für gar nichts zu rechnen, und wenn

wenn man es gelten ließe, sich in Zukunft jeder Betrüger damit würde hinaus helfen wollen, und daß endlich Dodds übrige gute Eigenschaften und vorherige Verdienste nicht gegen sein Verbrechen aufgewogen werden könnten.

Der König gab daher so triftigen und einleuchtenden Gründen Gehör, und bestättigte das Todesurtheil, obgleich Dodds Freunde sich noch immer mit dem Gegentheil geschmeichelt hatten. Ihm selbst machten sie die Hofnung zur Begnadidung äußerst wahrscheinlich, und einer von ihnen, der das voreilige Gerücht, als ob er auf Bitten des Prinzen von Wallis am 4. Junii, als am Geburtstage des Königs begnadigt worden seye, war so unbesonnen, ihm deshalben einen schriftlichen Glückwunsch zuzuschicken. Dadurch mußte er in seinen traumähnlichen Hofnungen mehr gestärket, dadurch mußte ihm aber auch nachher die Nachricht vom Gegentheil desto schmerzlicher werden. So behutsam man ihm auch dieselbe beyzubringen suchte, so konnte er sich doch nicht enthalten, die bittersten Thränen darüber zu vergießen. Er faßte sich aber bald wieder, und versicherte, daß er zwar von jeher Pardon zu erhalten gewünscht, jedoch nicht eher, als seit den lezten 3. Tagen auf das Zureden seiner Freunde wirklich gehoffet habe.

Von nun an verdoppelte der ordentliche Gefängnißprediger, Herr Villette, seine Besuche bey ihm. Als dieser am lezten Sonntage vor seiner Hinrichtung zu ihm kam, lag Dodd auf dem Bette und

und klagte über Seitenstiche. Hr. Villette fragte ihn, woher die Schmerzen wohl rührten? Ach antwortete er seufzend: "es ist der Pfeil des Todes, den ich schon in mir fühle!" Am Abend vor der Execution besuchte er ihn wieder, nebst einem andern seiner Freunde. Sie glaubten, ihn kleinmüthig zu finden, doch Dodd rief ihnen schon beym Eintritt ins Zimmer entgegen: "Nun ist die Bitterkeit des Todes vorüber, ich bin bereit. Ich fürchtete mich vor dem Abschiede meiner Frau, fand diese Scene aber leichter, als ichs mir vorstellte. Sie betrug sich standhafter, als ich es erwartet hätte. Wir schieden von einander, als Leute, die einst wieder vereiniget zu werden hoffen." Er konnte es wohl im eigentlichen Verstande eine Wiedervereinigung nennen, denn hier auf Erden war ihre Trennung so weit gegangen, daß er und sie, in den letzten Jahren, zwey ganz verschiedene Häuser bewohnten. Als die Gesellschaft derer, die von ihm Abschied nehmen wollten, noch durch einige neu hinzugekommene vermehret war, sagte Dodd: "Ich habe noch eine Bitte an Sie, meine Freunde! Es könnte seyn, daß nach meinem Tode einige von denen, die meine Begnadigung umsonst suchten, den König und seine Räthe für grausam ausgeben, und im Affecte zu viel reden möchten. Sagen Sie diesen, daß sich diese Gesinnungen keineswegs von mir herschreiben. Ich liebe und ehre den König; ich bin von seinem menschenfreundlichen und mitleidigen Herze überzeugt. Er und seine Räthe haben der Gerechtigkeit gemäß gehandelt, und Seine

Maje-

Majestät würden mir Gnade erwiesen haben, wenn Sie geglaubt hätten, daß es mit der Wohlfarth ihres Volkes bestehen könnte." Unmittelbar darauf betete er mit aufgehobenen Händen für den König, und erflehete ihm Segen in der Regierung, so wie dem Vaterlande baldigen Frieden.

An dem zur Hinrichtung bestimmten Morgen (es war solches Freytag der 27. Junius 1777.) war Dr. Dodd ganz ruhig, und versicherte Herrn Villette und Herrn Dobey, den Prediger des Magdalenenspitals, den er ebenfalls gebeten, ihn auf seinem letzten Gange zu begleiten, er habe gut geschlafen, und fühle sich dadurch, auch cörperlicher Weise, so gestärkt, daß er seine letzten Pflichten desto beßer zu erfüllen hoffe. Sie giengen darauf nach der Capelle des Gefängnißes, und trafen dort noch mehrere Geistliche und verschiedene andere Freunde Dodds an, die sich in der Sacristey versammelt hatten, und nun ihr Gebet mit dem seinigen vereinigen wollten.

Unter dieser Versammlung befand sich auch der andere Verurtheilte, Namens Joseph Harris, ein junger Mensch, der eines begangenen Straßenraubes wegen, jezt ebenfalls hingerichtet werden sollte. Dieser hatte noch wenig Tage zuvor versucht, sich im Gefängniße selbst umzubringen, war aber von dem dazu gekommenen Kerkermeister verhindert worden. An diesen hielt nun Dodd eine Anrede, die nicht nur dem unglücklichen Jüngling, der bisher bey allen Gelegenheiten das verstockteste

Herz

Herz gezeigt hatte, so rührte, daß er in Thränen zerfloß, sondern auch allen übrigen Anwesenden Zähren auspreßte. Sie schloß sich mit folgendem Ausrufe: "O Herr Jesu, sey uns gnädig und gieb, o gieb ihm meinem Mitverbrecher, daß, so wie wir zugleich leiden, wir auch zugleich in die ewige Glückseligkeit eingehen mögen, die du allen Bußfertigen verheißen hast." Bey dem nachherigen Genuß des heiligen Abendmahls und dem ganzen Gottesdienste in der Capelle selbst, zeigte sich wahre Reue und heiße Andacht an ihm auf das Deutlichste.

Als er eine gute Weile auf die Gerichtsdiener gewartet hatte, und ihm die Zeit darüber lang wurde, so fragte er, wie viel Uhr es wäre. Da man ihm nun antwortete, es seye schon über halb neun, so sagte er: "ich wünschte, sie wären da, mich verlangt zu gehen." Er wurde hierauf in den äussern Vorhof des Gefängnißes geruffen, wo er zween Gefangene erblickte, die am Fenster standen und ihn betrachteten. Auf diese gieng er nun zu, und ermahnte sie in so nachdrücklichen Worten, daß beede bitterlich zu weinen anfiengen. Auf die, von seinen um ihn sehr besorgten Freunden erhaltene Nachricht, daß er sich noch vor seinem Austritt aus dem Gefängnishofe, der Ceremonie würde unterwerfen müßen, mit dem Stricke, woran er aufgeknüpft werden sollte, sich seine Arme binden zu laßen, sah er gen Himmel und antwortete: "Immerhin, ich bin dennoch frey, meine Freyheit ist

dro-

droben." Die Gerichtsschergen selbst waren betreten, als sie ihn binden sollten, und entschuldigten sich, daß es so ihr Amt mit sich brächte. "Wohl dann, versetzte er, ich danke euch für Eure Zuneigung, aber laßt euch dadurch nicht abhalten, eure Schuldigkeit zu thun." Nun bot ihm Herr Villete den Arm, um ihn, durch den Hof nach den Wagen zu führen, er schlug es aber aus, und sagte mit heitrer Mine: "Nein, ich bin fest, wie ein Fels!" Auf dem Hof war eine Menge Menschen, die ihn beym Durchgehen laut beweinten und beklagten. Dieß rührte ihn ungemein und er betete für alle.

Um 9. Uhr stieg er endlich in die Trauerkutsche, die seiner vor dem Gefängniß wartete. Drey Geistliche, Herr Villette, Dr. Dobey und Dr. Buttler begleiteten ihn in selbiger bis zum Richtplatze. Ein Trupp Gerichtsbediente gieng zu Fuß, und der Criminalrichter fuhr in seinem Wagen voran; Dann folgte die Trauerkutsche worinn sich Dodd befand, nach ihr noch etliche andere mit guten Freunden, die ihn ebenfalls begleiteten, und zuletzt ein Karren, auf welchem der Gefährde seiner Todesstrafe, Joseph Harris, neben dem Henker, so wie deßen alter Vater saß, der seinen Sohn selbst zu diesem traurigen Tod begleitete, auch nachher unter dem Galgen sitzen blieb, bis er abgeschnitten wurde, um deßen Leichnam in Empfang zu nehmen.

Vom Gefängniße bis nach Tyburn, dem Executionsorte, welches eine halbe deutsche Meile beträgt, waren die Straßen mit einer unbeschreiblichen Menge Zuschauer besetzt, unter denen er fast überall weinende Gesichter erblickte. Bey der Ankunft am Hochgerichte mußte er auf den Karren steigen, der bereits unter dem aus zween aufgerichteten Balken und einem Queerbalken darüber, gewöhnlich bestehenden Galgen, mit dem andern Verbrecher still hielt. Dr. Dodd hatte ein ordentliches schwarzes Kleid an, und seine gewöhnliche Peruque auf, der Hut aber war etwas tief in das Gesicht gesetzt und die Krempen waren heruntergelaßen. Nachdem er ohne Merkmale der Bestürzung oder Verwirrung auf der einen, so wie ohne einigen Schein der Frechheit, neben Joseph Harris hingetreten war, so umarmte er selbigen, und gab ihm diese Ermunterung: "Sey getrost, mein Bruder! Jetzt sind wir den Menschen ein Schauspiel und Spott, aber bald werden wir ein Schauspiel und die Freude der Engel seyn." Hierauf betete er mit den anwesenden Geistlichen eine ganze Zeitlang im Stillen und mochte dieß Gebet vielleicht auch in der Absicht ausdehnen, daß, wenn er allenfalls noch begnadiget werden sollte, der Bote des Pardons Zeit haben möchte, anzukommen; und diese Augenblicke, wo er den Kampf des Lebens mit dem Tode so vorsetzlich verlängerte, mögen ihm wohl unter allen die bittersten gewesen seyn. Dodd hatte noch eine Anrede an das Publikum aufgesetzt, und sie Herrn Villete übergeben, der solche,

an

an seiner Statt vor der Execution ablesen sollte. Da aber das Getümmel zu groß war; so unterblieb dieß, und Herr Villete machte sie erst nachher durch den Druck bekannt. Sie enthält das aufrichtigste Geständniß, ohne alle Ausflüchte und lautet folgendermaßen:

"Da die letzten Worte der Sterbenden fast überall Aufmerksamkeit zu erregen und Eingang zu finden pflegen; so hoffe ich, daß auch den meinigen ein gleiches wiederfahren werde. Ich bin hieher gekommen, für eine Betrügerey zu büßen, deren ich mich, mit aller Beschämung, die mein vergangenes Leben nur immer verdient, schuldig erkenne, und die ich so aufrichtig und schmerzlich bereue, daß es von dem, der unser aller Herzen prüfet, hoffentlich nicht ungeachtet bleiben wird. Ich bereue, daß ich die Gesetze, wodurch Sicherheit und Zutrauen unter den Menschen aufrecht erhalten werden, beleidigt habe; ich bereue, daß ich es versucht, meine Mitmenschen zu vervortheilen, ich bereue endlich, daß ich meinen Stand befleckt, ja Freunden und Feinden der Religion ein Aergerniß gegeben. Von meinen übrigen Verbrechen und Fehlern, womit ich gegen Gott gesündigt, kann und darf ich hier nur so viel sagen, daß sie ohne Namen und Zahl sind, daher ich sie auch nur überhaupt genommen, hier öffentlich bekenne, und herzlich bereue. — Gieb, barmherziger Gott, um Jesu Christi willen, daß meine Buße, so spät und so unvollkommen sie ist, dennoch nicht vergeblich seyn möge.

Das einzige Gute, das ich jetzt noch stiften kann, bestehet darinne, andere gegen die Versuchungen zu warnen, denen ich selbst untergelegen habe. Ich habe allemahl gegen meine eigne Ueberzeugung gesündigt; meine Grundsätze sind nie erschüttert worden. Ich habe die christliche Religion allezeit für eine Offenbarung von Gott, und ihren göttlichen Stifter für den Erlöser der Welt gehalten. Allein, wenn ich gleich die Gesetze Gottes nie verläugnet, so habe ich sie doch oft vergeßen. Durch die Liebe zur Pracht, und durch den Hang zur Wollust habe ich mich von der Sittsamkeit und Enthaltsamkeit, welche mein Amt so vorzüglich von mir forderte, ableiten laßen. Ich habe mich nicht genug um Sparsamkeit bekümmert, und bin in meiner Haushaltung nie auf Einschränkung bedacht gewesen. Eitelkeit und Vergnügen, worein ich mich vertiefte, erforderten Kosten, zu denen meine Einnahme nicht hinreichte. Diese Ausgaben versetzten mich in Noth, und Noth, dringende Noth trieb mich zu einem Betruge, der freylich nur eine Zeitlang dauern sollte! — Für diesen Betrug muß ich sterben, und ich sterbe unter der feyerlichsten Betheurung, daß, so sehr ich selbst von meinen eigenen Lehren gewichen bin, ich dennoch andern, nach meiner besten Erkenntniß und mit aller Aufrichtigkeit, den Weg zur ewigen Glückseligkeit gelehret habe. Mein Wandel ist, besonders in den letzten Jahren, überaus sträflich, aber meine Lehre ist jederzeit lauter und rein gewesen. Ich habe beständig geglaubt, und verlaße jezt die Welt mit der feyer-

lichen Betheurung, daß ich überzeugt bin, wie unter dem Himmel kein anderer Name ist, in dem wir können selig werden, denn allein der Name unsers Herrn Jesu, und ich bitte alle, die hier zugegen sind, sich mit mir in meiner letzten Bitte zu vereinigen, daß, um des Herrn Jesu Christi willen, mir meine Sünden vergeben, und meine Seele in sein ewiges Reich aufgenommen werden möge.

D. Dodd.

Als Dodd endlich sahe, daß alle menschliche Hülfe ausblieb, und dem Joseph Harris bereits das Gesicht verhüllet war, so nahm er seinen Hut und Perüque ab, und eine große weiße Nacht-Mütze aus der Tasche, und zog sich alsdann selbige, bis aufs Kinn über das Gesicht herab. Darauf legte ihm der Henker den Strick um den Hals, befestigte diesen an den Queerbalken des Galgens, und ließ, auf das vom Sherif gegebene Signal den Karren wegrücken. Dodd streckte nun nochmahl die Hände gen Himmel, seinem Richter und Erbarmer entgegen, und gab nach wenigen Minuten kein Zeichen des Lebens mehr von sich. Genau eine Stunde nachher wurde das Zeichen zum Abschneiden der Leichname gegeben und da sich Seine Anverwandten Dodds Leichnam ausgebetten hatten, so wurde er durch sie in einem schon bereitstehenden Postwagen, auf das eilfertigste nach dem Hause eines sogenannten Undertackers oder zur Uebernehmung aller Leichanstalten bestimmten Mannes gebracht,

welches aber, um der neugierigen Menge auszuweichen, durch einen ziemlichen Umweg geschehen mußte. In diesem Hause waren schon etliche Aerzte und Chirurgi bestellt, die alle zu Rettung der Erstickten vorgeschlagenen Mittel anwendeten, um dem entseelten Leichnam wieder einen Odem einzuhauchen. Allein ihre Bemühungen kamen zu spät und blieben ohne Erfolg. Der todte Cörper ward also in der Nacht aus der Stadt gebracht und fern von London auf einem Dorfkirchhofe ganz in der Stille zur Erde bestattet.

So endigte sich das Leben eines Mannes, der zum schrecklichsten Beyspiele menschlicher Schwachheiten dienen kann.

Dodd hinterließ keine Kinder, und seine Stelle ward auf Vermittelung des Grafen Chesterfield seinem Bruder zu Theil; seine Frau aber lebte nachher bey einer Verwandtin auf dem Lande von einem Wittwengehalt von ohngefähr 200. Pfund Sterling oder 1200. Thalern, welche ihr Dodd zu der Zeit, als er noch in guten Umständen war, in einer Wittwencaßa ausgemacht hatte.

Uebrigens haftet die Schande einer öffentlichen Hinrichtung, in England nicht auf des Hingerichteten Familie, und gereicht derselben nie zum Vorwurf: eine billige Denkungsart, die Nachahmung verdient!

X. Anton

X.

Anton Joseph Suter *)

Landammann von Inner-Rhoden im Canton Appenzell, daselbst 1784. enthauptet.

Dieser unglückliche Mann, deßen trauriges Schicksal als merkwürdiges Beyspiel von dem wilden und blutdürstigen Geiste der Verfaßungen angesehen werden kann, die in der Schweiz noch immer als frey und vorzüglich glücklich gepriesen werden, war vormahls in der Gemeinde Gonten Bademeister und Gastwirth, welche leztere Claße von Leuten in den democratischen Cantonen fast lauter wichtige Ehrenmänner, oder Volksmänner enthält, weil Gastwirthe mehr als andere Gelegenheit haben, sich den Landleuten bekannt, und auf eine fühlbare Art um sie verdient zu machen. Suter hatte nicht weniger Ehrgeiz, als viele andere Gastwirthe in- und außer Appenzell gehabt hatten. Er begegnete daher im Jahre 1759. ein Jahr vorher, ehe Appenzell Inner Rhoden einen Landvoigt über das Rheinthal ernennen konnte, den Bauern, die

 ihn

*) S. Meiners Briefe über die Schweiz, III. B. p. 194 — 215. Historisches politisches Journal, Hamb. 1784. I. und II. Band. Historisches Portefeuille, 1785. III. Stück, p. 379. 2c.

ihn besuchten, so freundlich, und machte seinen Gästen eine so billige Zeche, daß diese es bemerkten und ihm oft sagten: Sepp, oder Sepli, (eine Abkürzung von Joseph) du mußt Landvoigt werden. Die dankbaren Bauern erinnerten sich an der nächsten Landesgemeinde ihres Versprechens, und ernannten ihn vor fünf andern Männern, und unter diesen selbst vor dem Landammann Johann Jacob Geiger, zum Landvoigt im Rheinthal.

Dieser Sieg, den Suter über seine Nebenbuhler davon trug, machte die leztern und deren Anhänger, vorzüglich aber den ebengenannten Geiger zu seinen unversöhnlichsten Widersachern. Selbst Suters Freunde gestehen, daß er sich in seiner neuen Ehrenstelle nicht immer mit gehöriger Würde betragen, und, was noch viel glaublicher ist, nicht immer diejenige Einsicht und Erfahrung bewiesen habe, die man von einem Landvoigt fordern konnte. Unterdeßen begieng er eben so wenig schreyende Ungerechtigkeiten, als er den Unterthanen auffallende Wohlthaten erwieß. Auch gewann Suter auf seiner Landvoigtey sehr wenig, denn die Appenzeller Bauern glaubten, daß er ihr ewiger Schuldner seye, und besuchten ihn daher sehr oft. Wenn aber gleich diese häufigen Besuche den größten Theil des Gewinns der Landvoigtey wegnahmen, so trugen sie doch dazu bey, den gastfreyen Landvoigt immer beliebter zu machen. Viele der Besuchenden dankten ihrem Freunde beym Abschiede mit den Worten: Herr Landvoigt, ihr müßt Landammann werden!

Auch

Auch diese Verheißung wurde erfüllt, und Suter im Jahre 1762. wirklich zum Landammann erwählt. Suter glaubte, das große Zutrauen seiner Landsleute, und die Ertheilung der höchsten Würde, durch irgend einen außerordentlichen Dienst vergelten zu müßen. Er wollte entdeckt haben, daß Appenzell auf eine im Lande gelegene Alp, die Säntis-Alp, welche der Hof, oder das Dorf Oberried in Rheinthal seit undenklichen Zeiten beseßen hatte, ein gegründeteres Recht, als die bisherigen Besitzer, habe. Er theilte diese seine Meynung dem Rath in Appenzell mit, und diesem leuchteten Suters Gründe so sehr ein, daß er das Urtheil fällte: die Alp sollte nach Billigkeit geschäzt, und im Namen des Landes in Besitz genommen werden. Die Ober-Rieder waren mit diesem übereilten und ungerechten Ausspruche nicht zufrieden, und wandten sich daher an die Tagsatzung in Frauenfeld. Weder Suter, noch der Rath zu Appenzell ließen sich durch diesen Schritt irre machen. Lezterer schickte den ersten im Namen des Landes und mit gehörigen Instructionen versehen, nach Frauenfeld, um vor der Tagsatzung die Beståttigung des von ihm gefällten Urtheils zu betreiben. Als aber der Rath merkte, daß die Sache eine ungünstige Wendung nehmen würde, so zog er sich allmählich aus dem angefangenen Rechtshandel zurück, und ließ den guten Landammann, der freylich Urheber desselben war, ganz allein vor dem Riß stehen.

Im Jahre 1775. erfolgte endlich der Ausspruch der schweizerischen Ehrengesandten: daß Suter mit beßern Gründen einkommen solle. Wenn er aber dergleichen nicht vorbringen könnte; so sollte die Alp ihren ehemaligen Besitzern wieder abgetreten und den Oberriedern die Prozeßkosten, die sich auf ohngefähr 1600. Gulden beliefen, vergütet werden. Freunde und Feinde waren auf Suters Zurückkunft, und den Bescheid, den er mitbringen würde, gleich begierig. Der heimgekommene Landammann wurde daher von mehrern Neugierigen gefragt: wie die Sache abgelaufen sey? Diesen soll er nun, wie einige vorgeben, geantwortet haben: der Prozeß sey gewonnen. Andere hingegen versichern, er habe bloß erklärt, daß er mehr erhalten, als er gesucht habe. Noch viel heftiger, als durch diese unwahren, oder zweydeutigen Antworten, brachte Suter den Rath und einen großen Theil des Volks dadurch gegen sich auf, daß er sich eine Zeitlang unter allerley Vorwand weigerte, von dem, was in Frauenfeld vorgegangen war, Bericht abzustatten.

Da man nun von andern erfuhr, was Suter auszusagen fürchtete; so versammelte der Rath einen großen Landrath, und dieser beschloß: daß man den Landammann Suter seines Amtes entsetzen, und ihm das Landessiegel abnehmen wolle, weil er mit Lügen berichtet, und die Appenzeller gegen ihre lieben Mit-Eidgenoßen in Verlegenheit gesetzet habe. Auch solle er in

vier-

vierzehn Tagen die Unkosten zu bezahlen angehalten, und allen Landleuten bey Ehre und Eid untersagt werden, ihm fernerhin ihre Stimme zu geben. Dieses eigenmächtige Verfahren war Sutern so unerwartet, daß er in der ersten Bestürzung das Landessiegel herausgab. Allein bald nachher bemerkte er, daß der Landrath ihm die höchste Würde nicht nehmen könne, die das ganze Volk ihm gegeben habe, und wenn jener auch das Recht besitze, was ihm nicht zukomme, daß er niemand, am wenigsten die erste Magistratsperson unverhört verurtheilen dürfe.

Mit diesen Aeußerungen wandte sich Suter an den Rath, und verlangte, daß ihm das Landessiegel wieder ausgeliefert werde, welches man ihm aber abschlug. Als der Rath ihm keine Gerechtigkeit wiederfahren laßen wollte; so bat er, daß man eine außerordentliche Landesgemeinde zusammenrufen möchte, damit er sich vor derselben rechtfertigen könnte. Diese Forderung schien so gerecht, daß die Obrigkeit es nicht wagte, das Gesuch geradezu abzuweisen. Man berief also im September des Jahres 1775. einen doppelten Landrath, um des vorläufig verstoßenen Landammanns Sache, und besonders sein letztes Anliegen in Ueberlegung zu nehmen. Während der Sitzung dieses doppelten Landraths, versammelte sich eine große Menge von Landleuten, welche die letzte Entschließung deßelben vor dem Rathhause mit Ungedult erwarteten, und ein Theil der Bauern, die sich nicht mäßigen konnten,

ten, drang ungestüm mit Sutern in die Rathsstube, um die Bitte ihres Freundes zu unterstützen: daß man ihm entweder das Siegel herausgeben, oder eine außerordentliche Landesgemeinde bewilligen solle.

Als der regierende Landammann die Versammleten fragte: wer ihnen befohlen habe, herzukommen, so antworteten sie: Niemand. Ihre Absicht sey nur, zu wißen, wer die Unwahrheit vorgegeben, und dann um die Bestrafung der Schuldigen zu bitten. Auch Suter betheurete beständig, und erbot sich, es mit vielen Zeugen zu beweisen, daß er keinen zum Eindringen in die Rathsstube aufgefordert, und noch weniger mit denen, die vor dem Rathhause blieben, einen gewaltthätigen Anschlag gemacht habe. Die Gegenwart so vieler Landleute und vielleicht noch mehr die Grobheit derer, die sich mit Sutern in die Sitzung des Raths gewaget hatten, bewogen den letztern, eine außerordentliche Landesgemeinde gleich auf den nächsten Sonntag zu berufen. Zugleich aber verbanden sich alle Glieder des Raths auf das feyerlichste: daß keiner von ihnen auf Sutern rathen, das heist, Sutern zum Landammann vorschlagen solle.

In dem kurzen Zwischenraume von zween Tagen, die zwischen der Bewilligung und Zusammenkunft der Landesgemeinde verstrichen, bewiesen selbst die heftigsten seiner persönlichen Feinde keinen so thätigen und wilden Verfolgungsgeist, als die ehrwürdigen Väter Capuziner, die man billig

für

für die vornehmsten Triebfedern oder Werkzeuge des traurigen Schicksals ansehen muß, welches Sutern in der Folge betraf. Diese wütenden Mönche rannten in allen Häusern umher, versagten Suters Freunden im Beichtstuhle die Absolution, verdammten sie in ihren Predigten als Opfer der Hölle, ermunterten die Obrigkeit zur äußersten Schärfe gegen die Rebellen, weil Gott ihnen das Schwerdt der Gerechtigkeit nicht umsonst anvertrauet habe, stellten Prozeßionen an, ermahnten bey diesen Umgängen das Landvolk zum Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, und erklärten, daß es um Freyheit und Religion geschehen wäre, wenn Suter wieder Landammann würde. Als Gründe dieser unchristlichen, den Stand der Capuziner entehrenden Ausbrüche von Feindseligkeit, giebt man theils ihre Ergebenheit gegen die mächtige Geigerische Parthey, theils aber auch die unmönchischen Gesinnungen von Sutern an, der sehr tolerant dachte, und, was den Appenzellischen Capuzinern sehr auffiel, den der reformirten Religion zugethanen ehemahligen Schultheißen von Erlach zu Bern, zum Gevatter gebeten hatte.

So grob auch die Künste der Capuziner und so empörend ihre gehässigen Bemühungen waren, so thaten sie doch bey einem großen Theile des abergläubigen oder furchtsamen Pöbels, ihre Wirkung. Am 16. September 1775. als am Tage der außerordentlichen Landesgemeinde, führte der Landammann Geiger die Gemeinde, bestieg mit

Hülfe

Hülfe seiner Parthey den Stuhl, berührte aber einen der Hauptgegenstände, um welcher willen das Volk versammelt worden war, den Prozeß wegen der Alp Säntis, und die Rechtfertigung, wozu Suter sich vor der Landesgemeinde erbotten hatte, nur mit wenigen Worten, und ließ gleich um die beyden Candidaten, welche der Rath vorgeschlagen hatte, und um Sutern, der von den Landleuten genannt worden war, durch Aufhebung der Hände mehren. Suter bemühete sich vergebens, auf den Landammanns Stuhl zu kommen, um sich vor dem Volke zu vertheidigen, indem er von Geigers Anhängern mit Gewalt daran verhindert wurde. Wegen der Unordnung, die daher entstand, fiel das Mehr, oder die Mehrheit der Stimmen auf den Alt-Statthalter Fäßler, der gleich nach seiner Wahl die gegenwärtige Stimmung des Volks nützte und anfragte: ob man nicht die Rebellen gefangen nehmen wolle? Die übermächtige Faction, die so eben den Landammann Suter von seiner Würde und von seiner Rechtfertigung verdrängt hatte, bewilligte Inquisition und Strafe gegen Personen, die niemand bisher genannt und angeklagt, und noch viel weniger verhört oder verurtheilt hatte.

Nach diesem ungerechten Volksschluß zog man gleich einige der geringern Anhänger von Sutern in Verhaft, allein an ihm selbst vergriff man sich noch nicht, weil man nicht wußte, ob sich nicht die Gesinnungen des Volks ändern, und viele einen peinlichen Prozeß gegen einen Mann, den man so eben

eben seiner Würde entsetzt hatte, zu hart finden würden? So furchtsam oder gemäßigt aber Suters Feinde Anfangs schienen; so traute ihnen doch der Verfolgte nicht, und er entfernte sich daher eine Zeitlang unter dem Vorwande, daß er der Mutter Gottes in Einsiedlen eine Wallfarth gelobet habe.

Sobald Suter den Schauplatz verlaßen hatte; so verurtheilte der große Rath den ehemahligen Landammann, ohne ihn vorzufordern und zu hören, als einen galgenmäßigen Rebellen und Aufrührer, als einen Friedens- und Freyheits-Störer, mit welchen Schimpfwörtern Suters Name an den Galgen geschlagen wurde. Man zog alle seine Güter ein, verbannte ihn aus der ganzen Schweiz, und setzte demjenigen, der ihn lebendig oder todt liefern würde, einen Preiß von 100. Thalern aus. Man untersagte allen Landleuten bey Ehre und Eid, keine Verbindung mit dem Verurtheilten zu unterhalten, und drohete denjenigen, die dieß thun und entdeckt werden würden, daß man sie, wie den Aufrührer selbst ansehen wolle. Man strafte sogar den Statthalter Signer, weil er im Rathe gelindere Gesinnungen geäußert hatte, um funfzig Thaler und verwieß ihn fünf Jahre lang von Rath und Gericht; und eben so zwang man einen Pfarrer Büchler, der sein Amt dreißig Jahre lang untadelich verwaltet hatte, seine Pfründe aufzugeben, weil er der Suterischen Parthey zu sehr gewogen, und keine Ruhe zu hoffen sey, so lange er seinen Posten behalte.

Die

Die Verdammungsgründe, welche der Rath in seinem Urtheile gegen Sutern anführte, waren folgende: Erstlich habe Suter seit sieben Jahren unrechtmäßige Proceße geführet. Zweytens habe er sich seit zwey Jahren rebellisch gegen seine Obrigkeit betragen, und einige Herren Hauptleute Narren gescholten. *) Drittens sey er rebellischer Weise bey den Bauern herumgelaufen, und habe diese zum Aufruhr aufgewiegelt. Viertens habe er sich mit vielen Bauern verbunden und sich mit diesen in die Rathsstube eingedrängt. Fünftens habe er eben diesen Haufen von Bauern auf die Versammlung des zweyfachen Landraths wieder bestellt, um das ihm abgenommene Landessiegel zu erzwingen. Sechstens habe er sich mit seinen Anhängern verabredet, daß diese ihm an der Landesgemeinde auf den Stuhl verhelfen sollten. Siebtens habe er gotteslästerlicher Weise gesagt: Gott nehme nicht alles in Obacht: er (Suter) wolle wünschen, daß er ein Blitzstrahl sey, um einigen vom Rath die Köpfe einzuschlagen. Achtens habe er ehrenrührige Reden ausgestoßen, und gesagt: die Herren des großen Raths hätten ein Urtheil gemacht, wie Schelmen und Diebe, und hätten ihm Unrecht gethan.

Es

*) Welches, wie man in Appenzell selbst sagte und schrieb, so gar unverdient nicht sey, da unter hundert und zwanzig Ehrenmännern dieser Art, lange nicht die Hälfte, einige sagen, gar nur sechs, lesen und schreiben können.

Es ist ganz unbegreiflich, wie die Obrigkeit eines Bauernstaates, dergleichen Appenzell Inner-Rhoden ist, das Herz haben konnte, das Wort Rebell auf eine so unverantwortliche Art zu misbrauchen als in dem angeführten Urtheile geschah; wie sie es ferner wagen konnte, einem aus ihrem Mittel notorisch falsche oder unerwiesene Verbrechen aufzubürden, und einen Mann, der die erste Würde in seinem Vaterlande bekleidet hatte, ungehört und ungerufen zu verurtheilen, ja so gar auf seinen Kopf einen Preiß zu setzen, als wenn er das Vaterland an einen auswärtigen Feind hätte verrathen, oder die ganze Regierungsform hätte umkehren wollen.

Als Suter erfuhr, daß man ihn aus der ganzen Schweiz verbannt und in seinem Vaterlande vogelfrey gemacht hatte, wandte er sich nach Costanz, wo er von seinen Freunden, und selbst von mitleidigen Unbekannten unterstützt, ein stilles und untadeliches Leben führte. Vergebens flehte er die Eidgenoßenschaft und den kaiserlichen Hof um kräftige Fürsprache an, und eben so vergeblich bat er in zweyen Sendschreiben, die nachher gedruckt wurden, die Obrigkeit in Appenzell, daß man ihm ein sicheres Geleit geben, und erlauben möchte, seine Sache entweder vor der Landesgemeinde in Appenzell, oder vor unpartheyischen Richtern zu vertheidigen, indem er ungehört verurtheilt worden. Das erste Sendschreiben wurde vernachläßigt, das andere aber durch die Hand des Henkers verbrannt, und zu-

zugleich seiner Frau angekündigt, daß sie bey Verlust ihres Land- und Erbrechts, ihren Mann verlaßen sollte.

Dieses Verfahren des Raths war zu hart, als daß es nicht Suters Freunde im höchsten Grade hätte empören und zugleich bewegen sollen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um dem unterdrückten Manne Gehör und Gerechtigkeit zu verschaffen. Es versammleten sich daher in der Gemeinde Gonten bey nächtlicher Zeit gegen siebenzig Mann, die sich mit einander verabredeten, den Rath zu bitten, daß man Sutern einen Geleitsbrief geben und ihm gestatten möge, zu seiner Vertheidigung ins Land zu kommen, da seine Klage vorzüglich darin bestehe, daß er nicht gehört worden seye. Werde er alsdann des Todes schuldig befunden, so könne man ihn gleich fest halten und dabey zugleich das Geld ersparen, welches man auf seinen Kopf gesetzt habe.

So lobenswürdig dieser Eifer der Gemeindegenoßen von Sutern, und so gerecht ihre Bitte war; so sträflich und aufrührisch schien ihr Verfahren der Obrigkeit in Appenzell. Ehe noch die Männer von Gonten ihr Gesuch anbrachten, waren sie schon verrathen. Vier derselben wurden in Verhaft genommen, und kurz und gut als Rebellen zum Tode verurtheilt. Nachdem man diese Freunde Suters drey Tage lang die schrecklichste Todesangst hatte ausstehen laßen; so wurden sie begnadigt, und mit Ruthen ausgestrichen. Die übrigen Beförde-

förderer der Fürbitte bestrafte man gleichfalls an Ehre und Gut, und nur diejenigen wurden verschont, die ihren Vorsatz auf die kriechendste Art bereueten.

Nach allen diesen Gewaltthätigkeiten verlohren Suters Freunde den Muth, und Suter selbst alle Hofnung, jemahls in sein Vaterland wieder aufgenommen zu werden. Weil nun Suter und seine Anhänger zu ruhen schienen; so ließ auch die Angst und Rachbegierde der Verfolger so sehr nach, daß sie es nicht bemerkten, daß Suter häufig in die Gemeinden von Appenzell Außer-Rhoden, und sogar von Zeit zu Zeit in das Gebiet seines Vaterlandes selbst kam, um seine Freunde heimlich zu besuchen. Allein die Aussage eines Verräthers änderte auf einmahl die Gesinnungen und Maasregeln der Obrigkeit in Appenzell, die sich nicht mehr sicher dünkte, und alles anwenden zu müßen glaubte, um den gefährlichen Flüchtling in ihre Gewalt zu bekommen, und aus der Welt zu schaffen.

Suters falscher Angeber war ein gewißer Baptista Röß, der vormahls einer seiner eifrigsten Freunde gewesen, und eben deswegen um 500. Gulden gestraft und seiner Ehre beraubt worden war. Weil die Obrigkeit selbst fühlte, daß sie den Röß, wie andere Freunde Suters viel zu hart strafe, so ließ sie den erstern schwören, daß er sich nie über sein Urtheil beklagen wolle. Allein der Unwille siegte über die Ehrfurcht gegen den erzwungenen Eid, und

Röß äußerte sich auf eine unvorsichtige Art über die Ungerechtigkeit der Strafe, die man an ihm vollzogen habe. Diese Reden schienen der Obrigkeit eines angeblich freyen Volkes sträflicher Hochverrath, und man machte eben Anstalten, den Urheber derselben zur Rechenschaft zu ziehen, als dieser sich aus dem Staube machte.

Nach einer Abwesenheit von mehrern Jahren dachte Röß, daß die Väter des Volks einige unüberlegte Worte entweder vergeßen oder verziehen hätten, und kehrte in sein Vaterland zurück. Er erfuhr aber bald, daß seine Feinde nicht schlummerten, indem man ihn ergriff, und als einen Rebellen zu behandeln anfieng. Der kleinmüthige Röß fürchtete vielleicht eine härtere Strafe, als man ihm zugedacht hatte, und suchte sich also durch folgende Aussage zu retten: Suter habe in einem Wirthshause in Appenzell Außer-Rhoden den Vorsatz geäußert, daß er mit so vielen Leuten, als er aus den Außer-Rhoden aufbringen könne, Appenzell plötzlich überfallen, sich der öffentlichen Gebäude bemächtigen, und dann die Einwohner zur Behauptung ihrer Freyheit auffordern wolle. Nach dieser Außage eines Mannes, der aus mehrern einleuchtenden Ursachen verdächtig war, und den man selbst für ehrlos erklärt hatte, streute man das Gerücht aus, daß Suter den Anschlag habe, Appenzell in Brand zu stecken: und um diesem gehäßigen Gerüchte Glauben zu verschaffen, stellte man zahlreiche Wachen aus.

Ohn-

Ohngeachtet alle die Männer, die Röß als Mitwißer des Suterischen Entwurfs genannt hatte, eidlich betheuerten, daß sie dergleichen nie von Suter gehört hätten; und ohngeachtet Suter nachher auf der Folter standhaft bey der Versicherung blieb, daß ihm nie ein Gedanke des Ueberfalls oder der Verbrennung in den Kopf gekommen sey; so faßte doch der Rath in Appenzell den Entschluß, sich Suters auf die eine oder andere Art zu bemächtigen, und führte in der Folge das unglaubwürdige von Röß ausgesagte Verbrechen als einen Hauptgrund der zuerkannten Todesstrafe an. Die Mittel, welche die Obrigkeit in Appenzell gut hieß, und die Werkzeuge, die sie brauchte, waren in gleichem Grade verabscheuungswürdig. Ein Mitglied des Raths in den Innern-Rhoden und dann der Cronenwirth und Gemeinde-Hauptmann im Wald, also beyde Männer in öffentlichen Aemtern, verabredeten es miteinander, wie sie das auf Suters Kopf gesetzte Blutgeld verdienen möchten. Der Cronenwirth, der dieser Schändlichkeit wegen nachher von seinen Gemeindegenoßen der ihm anvertraueten Würde auf Zeit Lebens beraubet wurde, verbreitete ein Gerücht, daß er es sich nicht verdrießen laßen würde, Sutern weit nachzureisen, wenn er nur erfahren könnte, wo er sich aufhalte, denn er habe ihm wichtige und nützliche Dinge zu eröfnen. Da man glaubte, daß dieß Gerücht zu Suters Ohren gekommen seye, so verleitete man deßen in Appenzell verheyrathete Tochter, daß sie ihrem Vater schreiben möchte, er solle den Cronenwirth im Walde besuchen,

suchen, indem ihm derselbige geheime Dinge zu offenbaren habe.

Auf den Brief der Tochter kam der Vertriebene wirklich in das Wirthshaus im Wald, deßen Besitzer ihn nach einigem Weigern beredete, in seiner Gesellschaft nach Oberegg, einer großen Inner = Rhodischen Gemeinde, zu gehen, die aber von allen Seiten vom Rheinthal, oder von Appenzell Außer = Rhoden eingeschloßen ist. Sobald der Verräther mit dem Schlachtopfer seiner Treulosigkeit in Oberegg anlangte, wurde Suter in Verhaft genommen, und gleich am dritten Tage welches der 9te Merz im Jahre 1784. war, nach Appenzell gebracht. Die gefühllosen Inner = Rhodner, die den Gefangenen abholten, banden ihn auf einen Schlitten, und ließen ihren ehemahligen Landamman, einen Greiß von acht und sechzig Jahren, drey Stunden lang unter freyen Himmel auf dem Schlitten liegen, während daß sie in Altstätten auf obrigkeitliche Unkosten zechten.

Gleich nach der Ablieferung wurden drey Examinatores bestellt, die man unter den erklärten Feinden des Gefangenen aussuchte; und als diese durch Fragen und Zeugen nichts aus Sutern herausbringen konnten, was die falschen Aussagen von Röß bestättigt hätte, so ließen sie den kraftlosen Greisen innerhalb zweyen Stunden dreymahl foltern. Selbst die Schmerzen der Tortur preßten dem unglücklichen Manne kein Bekenntniß der ihm zur Last gelegten Unternehmung gegen sein Vaterland, aus.

aus. Nichts destoweniger sprach das Blutgericht, das aus hundert und einigen Personen bestand, noch an dem nemlichen 9ten Merz das Todesurtheil gegen Sutern aus, in welchem man eben die Verdammungsgründe wiederholte, die man schon in dem ersten Urtheil angeführt hatte; nur setzte man die von Röß ausgesagten, und durch die in den Außer = Rhoden abgehörten Zeugen gänzlich widerderlegten Verbrechen hinzu, beschuldigte ihn der Ketzerey, weil man bey seiner Gefangennehmung keinen Rosenkranz bey ihm fand, und rechnete ihm auch dieß zum Hochverrath an, daß er über das erste, gegen ihn gefällte Urtheil geschmähet, daß er alle hohe Stände der dreyzehn Orte um Hülfe angesprochen und sich sogar an den kaiserlichen Hof gewendet habe. Da man nach seinem Blut dürstete, so eilte man mit der Vollziehung seines Urtheils so sehr man konnte und ließ ihn an eben dem 9. Merz an welchen man ihn gefangen nach Appenzell gebracht, daselbst verhöret, gefoltert, und zum Tode verdammet hatte, ohne Gnade eben daselbst auch enthaupten. Seine Unschuld, die ihn bey seiner Vertheidigung und unter den Quaalen der Folter unterstützt hatte, verließ ihn auch in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht, sondern stärkte ihn freudig und standhaft den tödtlichen Streich zu leiden.

So wie schon vor und bey seiner Hinrichtung ein großer Theil der Bürger ihn beklagte, und mit dem äußerst harten Betragen der Appenzellischen

 Obrig-

Obrigkeit gegen ihn, äußerst unzufrieden war, so verursachte doch diese an ihm ausgeübte Strenge erst nachher noch größere Bewegungen unter diesen Bürgern Appenzells. Besonders protestirten bald darauf die protestantischen äußern Rhoden, welche seit 1597. von den 6. innern Rhoden ganz getrennet sind und für sich einen Freystaat ausmachen, feyerlich, daß sie an der Verurtheilung und Hinrichtung dieses Mannes auch nur den mindesten Antheil gehabt hätten.

XI.

Otto Brüggemann, *)

Herzogl. Holsteinischer Abgesandter nach Persien an den Schach Sefi, zu Gottorf 1640. enthauptet.

Er war zu Hamburg im Jahre 1600. den 29. Febr. gebohren, lernte in seiner Jugend die Kaufmannschaft, und trieb in der Folge einen Tuchhandel. Dieser gab ihm Gelegenheit genug, auf vielen Reisen nach Spanien, Portugall und andern noch entferntern Ländern, sich Welt- und Menschenkenntniß, vor andern seines Gleichen, verschaffen zu können. Da er jedoch bey diesem Handel ziemlich weit herabgekommen war, so nahm er seine Zuflucht an den Holsteinischen Hof, wo er auch wirklich die beste Aufnahme fand, und sich ihm bald nachher bey einer wichtigen Gesandschaft nach Persien, die beste Gelegenheit darbot, eine große Rolle spielen zu können.

*) S. Olearii Reisebeschreibung nach Persien, Schleswig 1663. Fol. Guthrie und Gray allgem. Weltgeschichte, XVI. Bandes III. Abtheilung p. 541 — 548. Franzisci hohen Trauersaal, I. Band p. 1083 — 1110. Nachrichten von merkwürdigen Verbrechern in Teutschland, Bornholm, 1786. p. 19 — 23. Allgem. histor. Lexicon, I. Band p. 549. 550.

Die Veranlaßung zu dieser Holsteinischen Gesandschaft war folgende: Der König in Persien wollte es nicht länger gestatten, daß der Vortheil des Handels, welcher mit persianischen und indianischen Waaren nach Europa getrieben wurde, den Türken, als seinen Feinden, zukäme, und durch ihr Gebiet getrieben würde. Daher errichtete er mit dem Könige in Frankreich einen Tractat, daß deßen Unterthanen, welche bisher die persianischen und indianischen Waaren zu Aleppo nach Marseille eingeschifft hatten, dieselben über das caspische Meer nach Astrachan und von dort durchs rußische Gebiet weiter führen sollten. Darauf entschloß man sich in Frankreich, diese durch Rußland geführten Waaren, von Narva durch den Sund nach Frankreich zu hohlen, wenn anders der König in Dänemark von den Schiffen, die diese Handlung treiben würden, einen geringen Zoll annehmen wollte, der auch wirklich auf gemachte Vorstellungen, und Erwägung seines eigenen Vortheils dabey, einwilligte. Als man aber hierauf in Frankreich den wirklichen Anfang zur Eröfnung dieses neuen Handelszweiges machen wollte, traf man allenthalben eine solche Menge von Schwierigkeiten an, daß man lieber die Sache gar aufgab, als daß man ungeheure Geldsummen auf einen ungewißen Ausgang verwenden wollte.

Dieses Verfahren der Franzosen mußte nun von diesem Entwurfe allerdings eine schlechte Meinung veranlaßen. Demohngeachtet aber machte

Otto Brüggemann denselben dem Herzoge Friedrich von Gottorp so annehmlich, daß er sich entschloß, denselben auszuführen, zu Friedrichsstadt einen Stapel persianischer und ostindianischer Waaren zu errichten, und diese ganze Handlung aus den Händen der Holländer nach Holstein zu ziehen, da doch nach aller Wahrscheinlichkeit Brüggemann selbst von der Unmöglichkeit dieses Entwurfs überzeugt war, und nur in der Absicht denselben dem Herzog vortrug, daß er ihm selbst zur Gelegenheit dienen sollte, seine Glücksumstände zu verbeßern, und, wo es auch seye, entweder ein großer oder doch ein reicher Mann zu werden.

Im Jahre 1633. ersuchte Herzog Friedrich daher die schwedische Regierung, ihm zu dieser Handlung den Weg durch das schwedische Gebiet in Ingermannland zu verstatten, zugleich an derselben Theil zu nehmen, und mit den Gesandten, welche der Herzog deswegen an den Zaaren und den König von Persien senden wollte, schwedische an eben diese Höfe gehen zu laßen. Der große schwedische Canzler Oxenstirn bewilligte den Durchzug als eine zur Aufnahme des schwedischen Reiches gereichende Sache gerne, versprach auch, am rußischen Hof für diesen Handel, doch mit der Bedingung zu arbeiten, daß in demselben die Schweden gleichen Vortheil mit den Holländern genießen sollten; aber zur Abschickung einer schwedischen Gesandschaft nach Persien wollte er sich vor itzt noch nicht verstehen, weil sie sehr große Kosten verursachen würde.

Nun

Nun trat die holsteinische Gesandschaft, die aus zween Gesandten, Philipp Crusius und Otto Brüggemann, und einem beynahe hundert Personen starken Gefolge bestand, unter denen auch der bekannte deutsche Dichter, Paull Flemming als Hofjunker, und M. Adam Olearius als Legationsrath und Secretair sich befanden, von Hamburg aus, den Weg nach Rußland und Persien an, um bey beyden Monarchen alles in Richtigkeit zu bringen. Dieß geschahe zu Ende des Jahres 1633. Da der, auf Oxenstirns Befehl nach Rußland geschickte Spiring, um dort zum Besten Schwedens selbst für sich insgeheim Unterhandlungen zu treffen, im Namen Schwedens nun verlangte, die Rußen sollten zwey gleichlautende Urkunden, eine für Schweden, und die andere für Holstein ausfertigen, so wurde dadurch bey den Rußen der Verdacht erregt, als wenn die Schweden unter dem Scheine der Kaufleute ihr Land auskundschaften, und die benachbarten Völker wider sie aufreizen, und mit Gewehr versehen wollten, vornemlich, weil die Schweden schon vorher einen Gesandten an die Tartarn geschickt, und darauf wieder einen tartarischen erhalten hatten.

Diese Umstände machten nun, daß die holsteinische Gesandschaft, als sie bald darauf in Moskau ankam, im Anfange eben so freundlich nicht aufgenommen ward. Brüggemann half sich jedoch dadurch, daß er von den Schweden ganz los, mit den Rußen allein einen einseitigen Vertrag ein-

eingieng, worüber die Rußen zwar zuerst stutzten, und denselben nicht eher unterzeichnen wollten, bis ihnen die Genehmigung des Herzogs vorgezeigt würde, aber doch selbigen verwilligten, da Brüggemann ausdrücklich festsezte: daß unter denen, welche wegen dieser Handlung durch Rußland gehen würden, kein gebohrner Schwede seyn solle; daß man mit den Tartarn keine Freundschaft machen, und noch vielweniger ihnen Waffen zuführen werde; daß man blos mit solchen Waaren handeln wolle, die der Zaar vorschriebe; und daß man endlich demselben jährlich eine Summe von 600,000. Rchsthl. auszuzahlen sich anheischig mache. Dergleichen für Rußland äußerst vortheilhafte Punkte, die Brüggemann eigenmächtig zugestand, machten denn nun freylich, daß die holsteinische Gesandschaft in der Folge zu Moskau alle Ehre und Freundschaft genoß. Durch Rußland war denn also der Handlung Holsteins freyer Weg gestattet, und nun kam es nur darauf noch an, wie alles in Persien von statten gehen würde. Die holsteinische Gesandschaft brach deswegen am 16. Junii 1634. in Moskau auf, wo man ihr nicht nur rußische Soldaten zur sichern Bedeckung nach Persien mitgab, sondern auch Brüggemannen ein wichtiges Empfehlungsschreiben des Zaars an den König in Persien, in die Hände lieferte.

Der Weg, den diese holsteinische Gesandschaft nahm, führte durch mehrere tartarische, dem russischen Zaare unterworfene Provinzen am Wolga-

strome.

strome. Am 15. Octobr. des gedachten Jahrs kam sie an dem nordlichen Ufer des Caspischen Meeres an, wo sie sich einschiffte, und nachher am 15. November auf Persischem Boden ausstieg. Wegen eines erlittenen Sturmes mußte sie in dem ersten Persischen Orte, Niasabath, der kaum aus 15. Häusern bestand, einige Zeit verweilen, um sich wieder zu erhohlen. Da kamen nun den Holsteinern die Präsente sehr gut zu statten, die ihnen der persische Statthalter zu Derbent durch ein paar angesehene Männer dahin entgegen sendete, die aus zwey Pferden, mehrern Ochsen, Schafen, Hünern, Weine, Mehl und andern Lebensmitteln bestanden. Die beeden Perser, welche Brüggemannen und seinen Collegen bewillkommten, überreichten zugleich ein Schreiben des Statthalters, in welchem nur eines Pferdes Erwähnung geschah, weil er nicht wußte, daß zween Gesandte kommen würden, hatten aber unterwegs, sobald sie es erfuhren, daß mehr als ein Gesandter käme, in Eile noch ein Pferd dazu angeschafft. Da nun Brüggemanns Pferd, als das nachher erst gekaufte, geringer war, in Vergleichung mit dem, welches seinem Collegen zu Theil wurde, so wollte er solches durchaus nicht annehmen, so sehr ihn auch die Perser darum baten, er möchte doch ihrem Statthalter den Schimpf nicht erweisen, daß er sein Geschenk zurückschickte. Eben so gestattete es auch Brüggemann nicht, daß man dem Statthalter einige Gegenpräsente sendete, obgleich solches in Persien gewöhnlich war. Dieß sein unkluges Verfahren gab in der Folge Anlaß,

daß

daß die Gesandschaft selbst, in manchen Dingen Hinderniße fand. Bald nachher ließ er einige dicke Bolen, welche der König in Persien mit großen Kosten an das Ufer des Caspischen Meeres zum Schiffbau hatte hinbringen laßen, zu Stücken hauen und Lavetten zu seinen bey sich habenden Canonen daraus verfertigen. Zwar widersetzten sich ihm hiebey die Perser, die ihm versicherten, wenn er die besten Stücke dieses Holz-Vorraths auf solche Art zu seinem Nutzen anwenden würde, so könnten für dieses Jahr die Schiffe des Königes nicht gezimmert werden, und dieß müße selbigen allerdings sehr beleidigen; zwar wollten ihn selbst auch die Seinigen von diesem Vorhaben durch liebreiches Zureden abhalten, aber es half alles nichts, und diesen letztern gab er zur Antwort: Die Art der persischen Nation brächte es einmahl so mit sich, daß man dasjenige, was sie nicht in der Güte hergeben wollte, mit Gewalt nehmen müßte. Doch die Perser rächten sich für diesen Streich an ihm nur gar zu gut. Als er nemlich mit seinem ganzen Gefolge aufbrach, um weiter zu reisen, so wurden ihm weniger Pferde, als er vonnöthen hatte, herbeygeschaffet, daher er denn die Canonen blos auf die vorhandenen Cameele packen konnte, die Lavetten davon aber zurücke laßen mußte.

Nun gieng die Reise weiter fort zur Stadt Schamachia hin, in welche die Gesandschaft, von dem dasigen Chan oder Statthalter, feyerlich eingehohlt wurde. Er erwieß Brüggemannen und

seinem Collegen, so wie dem ganzen Gefolge nachher in der Stadt selbst, große Ehrenbezeugungen und stellte deshalben Gastmahle und Feyerlichkeiten in Menge an. Als der Zug nach einiger Zeit weiter gieng, gelangten sie zwischen der Stadt Caswin und Saba in einen anmuthigen Ort, der voller Lustgärten war und von einem Bache durchschnitten wurde. Hier legte Brüggemann einen neuen Beweis ab, daß er zu nichts weniger sich schicke, als zu einem vornehmen Gesandten. Er kehrte nemlich im Hause eines Voigtes ein, der ihm eine Schaale mit Waßer, zum waschen, darbot, welches er eben aus dem vorbeyfließenden Bache geschöpfet hatte. Kaum bemerkte Brüggemann, daß dieses Wasser etwas trüb wäre, so ergriff er die Schaale und warf selbige nach dem Kopfe des Voigtes. Ob er sich nun gleich voritzt eine so unanständige Behandlung gefallen ließ, so widerfuhr doch der Gesandschaft auf dem Rückwege um deßwillen der Schimpf, daß sie in diesem Orte kein Quartier mehr erhielt, und sich schimpflich abgewiesen sahen, ja die Drohung hören mußte, wenn sie viele Umstände machen würden, so wolle man ihnen allen die Hälse brechen. Auch andere Vergehungen verschiedener Art ließ Brüggemann unterwegs zu schulden kommen. So trieb er z. Ex. mit den gerne ausschweifenden Töchtern der armenischen Christen Hurerey und brachte dadurch nicht nur die Mönche, sondern selbst die ganze Nation wider sich sowohl als wider die ganze Gesandschaft gewaltig auf.

Nach

Nach einer Reise, die mehrere Monate gedauert hatte, gelangte endlich die Gesandschaft zu Anfang des Augusts 1635. in Jspahan, als der königlich persischen Residenz an, und hatte die Ehre, feyerlich eingeholet zu werden. Am 16. August erhielt sie alsdann öffentliche Audienz, bey welcher der größte asiatische Prunk gleichsam verschwendet wurde. Die Gesandten wurden im festlichen Zuge, bey dem gleich vorne die Geschenke getragen wurden, so sie dem Könige zu überliefern hatten, in die königliche Burg geführt, daselbst mit aller Achtung empfangen, und in den prächtigen, von Gold und Kostbarkeiten glänzenden Saal gebracht, in welchem der König auf der Erde, auf einem seidnen Kissen in einem goldgestickten Kleide mit creuzweise übereinandergelegten Füßen, saß. Ein vornehmer persischer Fürst, führte sie zum Könige hin, der ihnen Ehrenhalber das Knie zu küßen darreichte, dahingegen seine Unterthanen ihm den Fuß küßen mußten. Der König blickte sie liebreich an, und alsdann wurden ihnen niedrige Stühle neben den persischen Fürsten angewiesen, auf welche sie sich niedersetzen durften.

Bald hierauf wurden sie nach dem Namen ihres Fürsten befragt, der sie ausgeschickt hätte; und sogleich stand Crusius und Brüggemann auf, traten mit dem Dollmetscher vor den König hin, hielten eine kurze Rede, und übergaben alsdann ihr fürstliches Creditivschreiben, so wie den vom rußischen Zaare mitbekommenen Empfehlungsbrief in die

Hände des Königes. Nach diesem mußten sie sich wieder auf ihren vorigen Platz niederlaßen, und erhielten von dem vornehmsten Sekretaire die Antwort, der König wolle sich ihre Schreiben übersetzen laßen, selbige durchlesen, und in künftigen Audienzen das nähere ihnen zur Antwort entdecken laßen. Uebrigens sollte ihnen, so lange sie in Ispahan wären, ihr Aufenthalt so angenehm als möglich, gemachet werden.

Nach geendigter Audienz wurden sie mit an die königliche Tafel gezogen, auf goldnem Service gespeiset und mit alle dem bewirthet, was nur immer einer der reichsten Monarchen des Orients im Vermögen hatte. Auch in der Folge nahmen sie jederzeit an öffentlichen Festen und Vergnügungen Theil. Möchte nur auch Brüggemanns Verhalten, so lange er in Ispahan war, immer so beschaffen gewesen seyn, daß alle Ehrenbezeugungen, die ihm wiederfuhren, ihm nicht als einem derselben ganz unwürdigen, hätten erwiesen werden dürfen! Zwar suchte er sich am persischen Hofe dadurch bestens einzuschmeicheln, daß er dem Könige den Vorschlag that, sein Kriegsvolk nach Art der Europäischen Mächte einzurichten, und daß er dazu die beste Beyhülfe vom Kaiser und Pohlen, versprach, die damals mit ihm einen gemeinschaftlichen Feind, die Türken nemlich, hatten: allein sein übriges schlechtes Bezeigen verdarb alles wieder.

Brüggemann hatte an dem persischen Hofe einen leiblichen Schwager, der ein gebohrner

Schwei-

Schweizer war, und schon seit fünf Jahren als Uhrmacher sich die Gunst und Liebe des Königes durch seine künstlichen Arbeiten verschaffet hatte. Dieser wünschte nun wieder in sein Vaterland zurückzukehren, und da er glaubte, es böte sich ihm anitzo die beste und sicherste Gelegenheit dar, in Gesellschaft der ganzen Gesandschaft heimreisen zu können, eine Gelegenheit, die er nicht versäumen dürfte, so hielt er bey dem Könige um seine Entlaßung auf das dringendste an. Dieser bot ihm ein Geschenk von 400. Reichsthl. nach unserm Gelde an, wenn er noch 2. Jahre an seinem Hofe bleiben wollte. Doch Rudolph Stadler, (so hieß dieser geschickte Uhrmacher) schlug dieß Anbieten aus, wendete sich aufs neue durch die beeden Gesandten, besonders durch seinen Schwager, Brüggemann, an den König, und ließ sie kräftige Fürbitten einlegen, in Hofnung, desto sicherer entlaßen zu werden.

Unterdeßen fügte sichs, daß noch in der ersten Nacht auf den Tag, woran dem guten Stadler ein solch Präsent versprochen worden war, ein Dieb bey ihm gewaltsam einbrach, um ihm die 400. Thaler zu entwenden, von denen er glaubte, daß sie ihm bereits eingehändiget worden wären. Doch der herzhafte Schweizer hörte den ungeladenen Gast, bewillkommte ihn bey seinem Einbruch mit den Waffen, versetzte ihm einige Wunden, verfolgte ihn alsdann bis auf die Gaße, und schoß mit einem Pistole nach ihm, wodurch er sogleich todt zur Erde stürzte. Es erfuhren solches die Freunde des Ent-

leibten sogleich, die dann ohne Säumniß den Thäter verklagten, und nicht eher ruheten, bis sie ihn mit Feßeln im Kerker erblickten, und ihm das Todesurtheil auswirkten. Der König wollte ihm zwar aus Achtung gegen die Gesandten, und weil er ein so geschickter Künstler war, das Leben schenken, aber freylich blos unter der Bedingung, wenn er sich wollte beschneiden laßen.

Doch dieser Unglückliche war viel zu religiös, als daß er einen Vorschlag dieser Art hätte annehmen können. Er war vielmehr standhaft in seinem Glauben, und opferte eher das Leben als seine Religion auf. Da alle bey ihm angewendeten Versuche, ihn zum Abfall zu bringen, vergebens waren, so wurde er endlich den Freunden des Getödteten überliefert, die ihn auch wirklich mit vier Säbeln hinrichteten. Er gieng dem Tod freudig entgegen, trat getrost zu seinen blutdürstigen Mördern hin, knieete nieder, redete sie an: Hauet nur getrost, in Christi Namen zu! und gab in kurzem den Geist auf.

Wie verhielt sich nun wohl Brüggemann bey der grausamen Hinrichtung dieses seines Schwagers? War er gerührt über seinen Muth, über seine Glaubensfreudigkeit selbst in den letzten Lebensaugenblicken? Nichts weniger als dieß! Um sich vielmehr aller Traurigkeit desto beßer zu entschlagen, stellte er am Todestage dieses Beklagenswürdigen ein Ringelrennen an, zu dem viele Perser geladen wurden und wobey er aus seinen mithabenden Canonen

nonen mehr als hündert Freudenschüße thun ließ. Den in Stücken gehauenen Cörper ließ er hingegen den ganzen Tag über auf freyem Platze liegen, und erst am darauf folgenden Abend brachte er ihn, auf Vergünstigung des Königs in den Hof, wo die Gesandschaft ihren Aufenthalt hatte, bis er selbigen einige Tage darauf zur Erde bestatten ließ, wobey ihm viele Armenische und andere Christen das Geleite zum Grabe gaben.

Als zuletzt der persische König diese holsteinische Gesandschaft entließ, machte er den Gesandten nicht nur ansehnliche Präsenten an pretiösen Sachen, sondern beschenkte sie auch mit 200. Tumain an Gelde zur Heimreise, eine Summe, die mehr als 3000. Reichsthaler betrug, welche aber Brüggemann alleine zu sich nahm, und davon, theils die Mannschaft, so das Comitat begleitete, nothdürftig unterhielt, theils aber auch seinen armenischen Freunden, ansehnliche Verehrungen gab.

So freundschaftlich und großmüthig sich der König gegen diese Gesandschaft bey ihrem Abschiede bewieß, so unanständig war im Gegentheil das Bezeigen Brüggemanns in den letzten Tagen seines Aufenthalts zu Ispahan. Auffallend beleidigend mußte es insbesondere für den König seyn, daß Brüggemann bey dem Abschiedsmahle, das die Gesandschaft veranstaltete, wobey viele Armenier, und selbst der Agent des spanischen Viceköniges in Goa, nebst vielen Damen, zugegen waren, und mit dem ein Ringelrennen vergesellschaftet war,

so oft den Donner seiner mithabenden Canonen hören ließ. Zwar ließ es der königliche Dollmetscher, der eine catholische Ordensperson war und Pater Joseph hieß, nicht an freundschaftlichen Erinnerungen und Bitten ermangeln, es möchte doch Maaß und Ziel beobachtet werden — er wiße gewiß, der König seye schon sehr aufgebracht gewesen, als er vor einiger Zeit das starke Donnern der Canonen gehöret habe, welches die holsteinische Gesandschaft in seiner Residenzstadt selbst veranstaltet habe — ja er befürchte, daß nun aufs neue, und dazu noch stärker der Unwille des Königs gereizet werden möchte. Doch dieß alles machte auf Brüggemann keinen Eindruck, er erregte vielmehr noch stärkern Tumult.

Es war ganz natürlich, daß der König hierüber in den heftigsten Zorn gerathen mußte und nachher öffentlich versicherte, wenn er nicht so viele Freundschaft und Hochachtung gegen den Herzog von Holstein hegte, so würde er gewiß die Vermeßenheit Brüggemanns mit seinem Tode rächen. Wirklich war es zu bewundern, daß dieser sonst so jähzornige Fürst, seiner Hitze Einhalt that, und die Tollkühnheit dieses deutschen Mannes ungeahndet hingehen ließ. Doch dieser orientalische Fürst sollte noch mehr von selbigem gereizet werden, und zwar auf folgende Art:

Einer von dem Gefolge der Gesandschaft, ein aus Brabant gebürtiger Hofjunker, mit Namen Lyon Bernaldi, war auf Brüggemanns

Befehl

Befehl in Feßeln geworfen worden, weil er, ohne erhaltene Erlaubniß, zum holländischen Agenten gegangen war. Diesem gelang es nun aus seinem Gefängniße loszukommen und sich in die Alla Capi, das ist in ein Gebäude auf dem Hofe des königlichen Palastes zu flüchten, das zu einer allgemeinen Freystätte bestimmt war. Nun ließen zwar beede Gesandten den König bitten, er möchte ihnen diesen entwichenen Verbrecher ausliefern, allein sie bekamen von dem Schach Sefi zur Antwort: es stünde weder in seiner, noch in irgend eines Menschen Gewalt, jemanden, selbst nicht einmal denjenigen, welcher sich an seiner eigenen königlichen Person vergriffen haben sollte, an diesem Freyorte anzutasten. Diese abschlägige Antwort brachte den hitzigen Brüggemann so in Eifer, daß er auf die unbesonnenste Weise, nicht nur sich verlauten ließ, er müße diesen Flüchtling in seine Gewalt bekommen, und sollte er ihn auch selbst in der königlichen Burg erschießen, sondern auch 20. Leute zu Pferde und Fuß mit brennender Lunte und Feuerröhren an die Pforte des Palastes hinschickte, welchen er den Befehl gab, wenn Bernaldi etwa durch die Flucht sich retten sollte, (es war ihm nemlich durch einen Spion verrathen worden, daß dieß in der nächsten Nacht wahrscheinlich geschehen möchte) so sollten sie ihn, es sey nun lebend oder tod, ihm überliefern. So sehr ihn sein Colleg Crusius davon abzuhalten suchte, und so sehr man ihm auch die Gefahr vorstellte, die daraus für ihn und für die ganze Gesandschaft entstehen könnte, so half

doch alles dieß bey einem so tollkühnen Manne nichts — die Mannschaft rückte vielmehr Abends vor das Thor der königlichen Burg, und stellte sich, der Widersetzlichkeit der Wache ohngeachtet, daselbst bewafnet hin.

Der dabey entstandene Lärm weckte den König vom Schlafe auf, der alsdann, um gesichert zu seyn, das Thor zuzuschließen befahl, welches sonst noch niemahls geschehen war. Der äußerst aufgebrachte König ließ sich nun in seinem Staatsrathe verlauten, da er vor den Deutschen nicht einmahl sicher schlafen könne, so seye er fest entschloßen sie thätig dafür zu züchtigen. Er oder sie müßten aus Ispahan! Mit genauer Noth besänftigte noch für dießmahl der persische Staatskanzler seinen Zorn, und hielt deßen Ausbruch zurück.

Und nun zog auch die holsteinische Gesandschaft selbst ohne weitere Säumnuß aus Ispahan weg.

Unterweges begab sichs, daß Brüggemann eines Tages früh morgens, auf ebenem Wege, mit seinem sonst ganz vortreflichen Pferde stürzte. Der Fall war so heftig, daß dadurch der rechte Arm verrenket wurde, und selbst sein Kopf durch die Erschütterung heftig litt. Einen ganzen Tag über war er beynahe völlig des Verstandes beraubet, und seine oft wiederhohlten Reden waren ein beständiger Wirrwarr.

Einige Zeit darauf, als die Gesandschaft zu einem, am Fluße Araxis liegenden persischen Dorfe,

Ellies=

Elliesdu, kam, wollte einer von den Stallknechten Brüggemanns die sämtlichen Handpferde in das nächste Haus am Wege führen, ohne zuvor den Herrn deßelbigen um Erlaubniß ersucht zu haben. Dieser, der ein persischer Kisilbasch, oder Monat-Reuter war, trat unter die Thüre, hielt mit einem Stocke das vorderste Pferd in etwas zurück, und zeigte an, daß sein Haus von allen Einquartirungen von jeher befreyet wäre, und nicht einmahl tauglich dazu seye, da es ja keine Stallung in selbigem gäbe. Nun sprang Brüggemann eilends vom Pferde und rennte wütend auf den Kisilbasch los, der aber als Soldat Muth genug besaß, sich zur Wehre zu setzen, und auch Brüggemann wirklich einen derben Stockstreich über den Arm versetzte, ohne jedoch zu wißen, daß dieß der Gesandte selbst wäre.

Nun fielen einige von Brüggemanns Bedienten über den armen Perser her, und schlugen ihn jämmerlich, so daß er über und über verwundet, kaum von der Stelle kommen und sich kriechend in das nächste Haus begeben konnte. Alsdann brachen sie auf Brüggemanns Befehl in sein Haus, und plünderten selbiges rein aus. Doch an dieser Rache sättigte er sich noch nicht. Des Morgens darauf mußte vielmehr der arme Kisilbasch, obgleich die rührendsten Fürbitten und Vorstellungen seinetwegen geschahen, von vier Personen auf einem Bette zu Brüggemann gebracht werden, der einem Armenier befahl, daß er den ohne dieß dem Tode nahen

Perser mit einem dicken Stocke auch auf den Arm, wo er von ihm getroffen worden, gewaltsam schlagen sollte. Kaum zuckte der elend zugerichtete Mensch etwas, und da er gleich darauf noch einen starken Hieb in die Seite bekam, so blieb er ohne Empfindung tod liegen. Nun hat er seinen Theil, rief hierauf Brüggemann unter großem Frohlocken aus, und zog bald darauf weiter.

Als der Rückweg durch die Tartarey gieng, war es ihm äußerst zuwider, daß die Landeseinwohner, Reihenweise gestellt, den Zug des ganzen Comitats durch ihre Orte in Augenschein nahmen, und befahl daher, daß man blos mit Pulver laden, und so blind unter diese Zuschauer schießen solle. Allein sein toller Befehl wurde nicht vollzogen. Doch merkten es die Tartarn, daß ihm ihre Gegenwart beschwerlich fiele, fanden sich dadurch beleidigt, und sagten laut: Die Deutschen sollten nur nicht viel Umstände machen! Haben Sie wohl ein beßers Recht auf unserer Erde, als Ausländer, zu stehen, als wir, die Landeseinwohner? Wir sind Tagesthaner (das ist, freye Berg-Tartarn,) wir stehen weder unter dem König in Persien, noch unter dem Zaar in Rußland, uns hat nur Gott zu befehlen. Und wenn diese fremden Trotzköpfe nicht gleich ruhen wollen, so kommt es nur auf einen Wink an, und gleich soll ein ganzes Heer beysammen seyn, das sie alle zusammen hauen wird.

Selbst wider seine eigenen Reisegefährden hatte Brüggemann bey einigen Gelegenheiten nicht viel

Gutes

Gutes im Sinne, und er würde es gerne gesehen haben, wenn sie unterweges alle miteinander umgekommen seyn würden, damit seine so mannichfaltigen aus Tollkühnheit begangenen Thaten, durch sie nicht zu seiner Zeit gehörigen Orts angezeiget werden könnten. Dem holsteinischen Geistlichen, der sich bey der Gesandschaft befand, der zu Brüggemanns Thorheiten nicht schwieg, sondern vielmehr sein Gewißen öfters ernstlich rügte, bekam solches übel genug! Er ließ ihm, um sich an ihm zu rächen, keinen Priesterhabit mehr geben, ja selbst seine übrigen Kleider großentheils wegnehmen, so daß er sich genöthigt sahe, im Schlafhabite nicht nur zu predigen, sondern auch selbst Communion zu halten, das ganz natürlich großes Aergerniß verursachen mußte.

Das einzige Gute, was er vielleicht bey dieser, mehrere Jahre lang daurenden Gesandschaft gethan haben mag, bestand darinnen, daß er den Rußen in Astrachan zwey junge Mädchen abkaufte, die nachher in der christlichen Religion unterwiesen wurden. Das eine davon, welches die Rußen einem tartarischen Schulmeister in Perecop entführet hatten, war zehn Jahre alt, das andere aber, welches sie aus einer Nogaischen an Astrachan gränzenden Horde, von ihrer Großmutter Seite weggerißen hatten, zählte erst sieben Jahre. Beede Kinder, die an den Backen mit zwey blauen Tupfen in Linsengröße bezeichnet waren, brachten diese Rußen in Säcken, fasenackt zum Verkauf, und überließen das ältere um

25. das jüngere um 16. Reichsthaler. Beede wurden nachher der Herzogin von Holstein zum Geschenke gegeben, die selbige 1642. als eben eine fürstliche Taufe sich ereignete, ebenfalls taufen ließ, und nachher für ihre Erziehung mütterlich sorgte.

Endlich erreichte die so lange entfernt gewesene Gesandschaft den Holsteinischen Boden wieder, und gelangte im Jahre 1639. den 1. August in der herzoglichen Residenz Gottorp glücklich an. Während der vieljährigen Abwesenheit der ganzen Gesandschaft, hatte Herzog Friedrich zu Gottorp auf Brüggemann das größte Vertrauen gesetzet, und auf seine unterdeß nach Schleswig geschriebenen äußerst vortheilhaften Nachrichten, sogar schon anfangen laßen, einen Canal zu graben, durch welchen man die Ostsee mit der Nordsee verbinden könnte. Ja, es war gar schon so weit gekommen, daß man mit einem spanischen Prälaten, Joh. Baptista Gramaje, der als römischer Mißionair und Allmosensammler zur Befreyung der in mahomedanischer Sclaverey lebenden Christen gerade damals nach Holstein gekommen war, wegen des ausschliesenden Absatzes aller persianischen und indianischen Waaren in allen spanischen Ländern, und wegen Sperrung der Straße zu Gibraltar vor allen Schiffen, die keinen holsteinischen Paß vorzuzeigen hätten, in Unterhandlung trat. Doch als die holsteinische Gesandschaft wieder ins Vaterland zurückgekehrt war, so sahe man ein, daß das ganze Vorhaben so gut als zernichtet seye, und Brüggemann den Herzog gewaltig

waltig hintergangen habe. Sie kehrte nicht allein heim, sondern brachte im Gegentheile Gesandschaften vom rußischen Zaare und Könige in Persien mit sich. Da entdeckte es sogleich der rußische Gesandte, daß sein Hof durch ihn anitzt die 600,000 Thl. verlange, welche ihm Brüggemann ohne Beystimmung seines Mitgesandten Crusius, als Handgeld versprochen habe. Da trat der persische Gesandte auf und erzählte das gesammte höchst unanständige Bezeigen, das Brüggemann an seinem Hofe geäußert habe. Da stellte aber auch selbst der holsteinische Legationsrath und Secretair Andreas Olearius, der die ganze Reise nach Persien und Rußland mitgemachet hatte, und nachher eine Beschreibung davon im Druck herausgab, eine förmliche Klage wider Brüggemann an, in Absicht so mancher Injurien, die er ihm unterwegs zugefügt hatte und verlangte öffentliche Genugthuung.

Nachdem der Herzog von Gottorp sich gegen den rußischen Gesandten erklärt hatte, daß er zur Bezahlung der 600000. Thl. nicht gehalten seye, weil Brüggemann dabey seine ihm ertheilte Vollmacht überschritten habe, und in der Folge Rußland auch wirklich von dieser Forderung abstund, so übergab er diesen seinen untreuen und so hart angeklagten Gesandten, Brüggemann, dem peinlichen Criminalgerichte zu Schleswig, das seine Verbrechen untersuchen, und ihm ein verdientes Urtheil fällen sollte. Zwar wurde es ihm gestattet, mehrere Sachwalter anzunehmen, die ihn wegen

der

der ihm gemachten schweren Beschuldigungen rechtfertigen sollten. Allein da es diesen, aller angewendeten Mühe ohngeachtet, unmöglich war, ihn zu vertheidigen, so wurde er den Landesgesetzen gemäß, zum Strange verurtheilt.

In der That waren seine Verbrechen zu zahlreich und zu schwer, als daß er nicht dadurch des Strangs nur gar zu würdig geworden seyn sollte. Demohngeachtet aber milderte doch der Herzog, von Güte und Mitleiden angetrieben, das Urtheil in so weit, daß er ihn bloß mit dem Schwerdte hinzurichten befahl. Kaum erfuhr es Brüggemann, daß sein Todesurtheil gefällt worden seye, so bat er um die Mittheilung der richterlichen Sentenz; worinn man ihm auch zu willfahren, kein Bedenken trug. Er hatte sich eine viel schmerzlichere und schimpflichere Todesart eingebildet, folglich war er froh als er vernahm, daß er nur enthauptet werden sollte. Er dankte daher dem Herzog für diese unverdiente Gnade schriftlich auf das demüthigste, und hub die Abschrift des Urtheils bis zur Vollziehung deßelbigen bey sich auf. Uebrigens dankte er auch Gott dafür, daß er ihm voll Langmuth Zeit und Raum zur Buße laße, und säumte keinen Augenblick, um sich ernstlich und wahrhaftig zu bekehren, wobey ihm die öftern Besuche seines Seelsorgers sehr gut zu statten kamen, durch den er zum Tode vorbereitet wurde. Und als er am Abend vor seinem Todestage zum letztenmahle beichtete, und bereits der Geistliche zur Absolution schreiten wollte, so ersuchte

ersuchte er ihn, noch eine kurze Zeit inne zu halten, weil ihm noch etwas auf dem Herzen läge, deßen er sich vorher noch durch ein reuevolles Geständniß entledigen müßte. Als er solches gebeichtet hatte, so hörte er die Absolution ganz ruhig und freudig an, und ward nun mit jeder Stunde gefaßter zum Tode.

Endlich brach sein Todestag, der 5. May 1640. selbst an. Als er auf die öffentliche Richtstätte geführet wurde, so ließ er Standhaftigkeit und Freudigkeit zum Sterben deutlich blicken. Ein Beweis davon war seine Anrede an den Scharfrichter, den er ermahnte: er solle nur nicht erschrocken seyn, oder sich vom Mitleiden zur Furcht bewegen laßen; da es einmahl das Urtheil mit sich brächte, daß er durch ihn mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht werden müße, so sollte er auch, wenn der erste Hieb mislänge, nur getrost durch einen zweyten den Kopf vom Rumpfe trennen. Alsdann fiel er auf seine Kniee nieder und betete mit vieler Andacht. Nach diesem begehrte er, daß man den für ihn bestimmten Sarg in den Kreis bringen solle, und als solches geschehen war, so sah er ihn einige Augenblicke ernsthaft an, und setzte sich auf selbigen. Nun befahl er seinen Bedienten Sten Jenson, daß er ihm mit einem Florbande die Haare aufwärts zusammen binden solle, und als derselbe ihm auch zugleich die Augen verhüllen wollte, so redete er ihn an: "Meynst du vielleicht ich entsetze mich vor dem Tode? Ich fürchte mich

nicht,

nicht, ja ich sehe vielmehr freudenvoll die Engel in Bereitschaft stehen und auf meine abscheidende Seele warten." Er stand alsdann vom Sarge auf, knieete nieder, richtete die gefalteten Hände, so wie die Augen, zum Himmel empor, und erwartete den tödlichen Streich, den er auch gleich nachher empfieng. Sein Leichnam wurde, wie er vor seinem Ende gebeten, zu Gottorp auf dem St. Michaeliskirchhofe ganz still beerdigt.

XII.

Jacob Clement *)

Mörder König Heinrichs des III. 1589. erstochen, nachher geviertheilt und verbrannt.

Dieser junge, höchstens 22. Jahr alte Dominikanermönch, aus dem Dorfe Sorbonne in dem Gebiete von Sens gebürtig, bewies, durch die von ihm begangene höchstverabscheuungswürdige Mordthat, zu welchen schrecklichen Verbrechen, Schwärmerey in Sachen der Religion verleiten könne. Er hatte sich durch die heftigen Schmähungen, welche die Prediger in Paris wider den König Heinrich III. ausstießen, und durch die damahls übliche gottlose Lehre, daß man einen Tyrannen auf dem Thron, mit gutem Gewißen des Lebens berauben dürfe, zu dem rasenden Entschluß, den König zu ermorden, verführen laßen. Sein Verstand war überdieß durch eine ungesunde Mystik verdorben, und durch vorgegebene Erscheinungen sowohl als durch vom Himmel herabgeredete Stimmen,

*) S. allgem. Welthistorie 38. Band p. 710. 711. Guthrie und Gray allgem. Weltgeschichte, X. B. II. Abtheil. p. 278. — 280. Allgem. Histor. Lexikon. Leipz. 1722. I. B. p. 834.

men, womit man ihn täuschte, wurde er in seinem verruchten Vorsatze nur desto mehr gestärkt. Edmund Bourgoing, sein Prior, hatte, wie man ihn beschuldigte, diese verfluchte List gebraucht, und die Herzogin von Montpensier gerieth in den Verdacht, daß sie diesen Elenden nicht nur durch eine der schändlichsten Gunstbezeugungen, sondern auch durch Versprechung eines Cardinalshutes, wenn er davon käme, zu diesem Bubenstück gereitzt habe.

Er hatte sich öfters unter seinen Mitbrüdern gerühmt, der König müße nur von seiner Hand sterben, denn Gott habe ihn ausersehen, sein Leben für den Glauben aufzuopfern, und die Kirche von einem abtrünnigen Könige zu befreyen, weswegen ihn diejenigen, so dergleichen Reden von ihm hörten, im Scherz nur den Capitain Clement zu nennen pflegten. Er hatte sogar einen Ordensbruder um Rath gefragt: ob man den Heinrich von Valois mit gutem Gewißen tödten könne? Als nun dieser ihm hierauf antwortete: daß derjenige, welcher eine solche That aus Liebe zu Gott, zum Glauben und zum Vaterland verrichte, nicht allein kein Verbrechen begehe, sondern sich dadurch sogar bey Gott ein Verdienst, und, wenn die That etwa ihm das Leben kosten sollte, ganz gewiß die Märtirercrone erwerben würde; so nahm er von seinen Ordensbrüdern Abschied, empfahl sich ihrem Gebete und erklärte, daß er hingehe, um Gott einen Dienst zu erweisen,

sen, und das Volk vom Elende zu erretten. Die Bundesgenoßen, durch die er noch mehr angereitzt worden war, hatten ihm versprochen, eine große Anzahl von des Königs Anhängern gefangen zu nehmen, um der königlichen Parthey mit ihrer Hinrichtung zu drohen, und dadurch sein Leben, wenn er etwa ergriffen werden sollte, zu erhalten.

Inzwischen versahe sich Clement, ehe er von Paris weggieng, das damahls König Heinrich blokirt hielt, mit einem Geleitsbrief nach Orleans von dem Grafen von Brienne, der im Louvre gefangen saß und mit einem Brief von dem ersten Präsidenten Harlay, den dieser entweder wirklich geschrieben, oder den man ihm angedichtet hatte. Nahe bey St. Cloud, begegnete er dem Herrn von la Guesle, Generalprocurator des Königs, und gab vor, er habe dem Könige wichtige Dinge zu eröfnen. Daher nahm er ihn mit sich nach St. Cloud, wo sich damals König Heinrich III. in dem Gondischen Hause aufhielt. Nie sah man einen Menschen bey dem gefährlichsten und abscheulichsten Vorhaben so unerschrocken als diesen fanatischen Mönchen. Er aß Abends ganz fröhlich mit den Leuten des Generalprocurators, blieb bey den Fragen, die man an ihn richtete, unbeweglich und schlief die ganze Nacht sehr ruhig.

Am darauf folgenden Morgen — es war der 1. August 1589 — führte ihn la Guesle in das königliche Schlafgemach: Heinrich saß noch unbekleidet auf dem Nachtstuhle und nahm die beyden

den Schreiben an, die Clement aus Paris mitgebracht hatte. Als er sie durchgelesen hatte, näherte sich ihm der Mörder und da ihn hierauf der König fragte; ob er ihm sonst etwas zu melden habe? so erwiederte er, er wiße noch Sachen von grosser Wichtigkeit, die aber der König nur alleine hören dürfe. Und da er darauf bestand, ließ ihn Heinrich näher treten, und neigte sich, damit ihm der Bösewicht ins Ohr reden könnte. La Guesle und Bellegarde, des Königs erster Kammerjunker, waren einige Schritte zurückgetreten und hatten sich auf die Seite gewendet, damit sie dem König und den Dominicaner nicht zu behorchen schienen. In dem Augenblicke zog der Mörder ein Meßer hervor, das er im Aermel versteckt gehabt hatte, stieß es dem König in den Leib, und ließ es in der Wunde stecken. Auf einmahl schrie nun der König: "Ach, mein Gott! ach Bösewicht! Du hast mich getödtet! Ach, Bösewicht! was hab' ich dir gethan, daß du mich so ermordest?" Nun kehrten sich die zurückgetretenen beeden Minister schnell um und sahen, daß der König ein blutiges Meßer aus dem Leibe zog, mit dem er seinem Mörder zween Stöße ins Gesicht versetzte. Dieser blieb dennoch gerade und unbeweglich vor dem Könige stehen. La Guesle zog hierauf den Degen, trat zwischen beyde, und stieß den Mörder mit dem Degengefäß so in das Gesicht und auf den Leib, daß er ihn zwischen zwey Betten, die in dem Zimmer standen, zu Boden warf. Bey diesem Lärm lief alles, was im Vor-

Vorgemach war, herbey, und Clement wurde, indem er sich wieder aufraffen wollte, getödtet, so sehr auch einige zuriefen, man sollte ihn beym Leben laßen. Sein Körper wurde alsdann in ein Nebenzimmer gebracht, und wirklich für den Leichnam desjenigen erkannt, für den er sich ausgegeben hatte, hernach aber ganz entkleidet zum Fenster hinausgestürzet, wo er über eine Stunde liegen blieb.

Die Wundärzte hielten Anfangs die Wunde des Königs nicht für gefährlich, zumahl da das aus ihr herausdringende Gedärme unverletzt war. Allein Schmerzen nach dem Verbande, kalte Schweiße und der veränderliche Puls ließen bald den Tod befürchten. Man hohlte daher den König von Navarra herbey, den Heinrich zärtlich umarmte, zu seinem Nachfolger erklärte und die umstehenden Prinzen und Herren ermahnte, ihn dafür zu erkennen, das selbige auch unverzüglich thaten, und indem sie vor selbigem mit einem Knie niederfielen, ihm Treue und Gehorsam zuschwuren.

Der König bereitete sich itzt zum Tode, beichtete nochmahlen, und erklärte, daß er als erstgebohrner Sohn der catholischen Kirche sterbe. Er verschied darauf am 2. August wirklich, in den Armen seines Nachfolgers auf dem Throne.

Der neue Beherrscher Frankreichs, Heinrich der IV. aus dem Hause Bourbon ließ ohne Zeitverlust den Leichnam des Mörders mit vier Pferden zerreißen, zu Asche verbrennen und selbige in den

Seinefluß werfen. Eine ganz ähnliche Hinrichtung wiederfuhr auch dem Prior Bourgoing, nachdem derselbige zuvor noch die Frechheit begangen hatte, auf der Canzel die Mordthat seines Zöglings zu rühmen, und das Volk zu versichern, Clement sey ein seliges Kind des heiligen Dominikus, und nun gewiß ein Heiliger im Paradiese.

Ueberhaupts verursachte diese Ermordung Heinrichs III bey den Aufrührern in Paris, die unter dem Namen der Liguisten bekannt sind, eine ausschweifende Freude. Man verkaufte Clements Bildniß, um das die ausschweifendsten Lobsprüche standen, auf vielerley Art öffentlich; man sahe hie und da auf den Plätzen der Stadt angezündete Freudenfeuer, und nicht etwa nur die Großen, zum Beyspiel der Herzog von Mayenne, die Herzogin von Montpensier und Nemours bezeugten ihr Wohlgefallen an Heinrichs Tode, sondern auch der Pöbel gestattete sich aus Vergnügen daran alle nur mögliche Ausschweifungen. Ja man sahe sogar Männer und Weiber auf der Seine nach St. Cloud fahren, um die Asche des Mörders auf dem Fluße aufzufangen, und als ein Heiligthum nach Paris zu bringen. Selbst auch die Geistlichen blieben bey dieser traurigen Begebenheit nicht unthätig, sie priesen vielmehr den Mönchen Clement als einen Martyrer; verglichen seine Mißethat mit der heldenmüthigen Unternehmung Judiths und behaupteten, Heinrich seye als ein Tyrann mit Recht, ja sogar auf Befehl des Himmels ermordet worden. Und

da

da die Mutter des Mörders nach Paris kam, so drängte sich der Pöbel, um sie zu sehen und zu verehren, ja der Unionsrath ließ ihr eine Summe Geldes reichen, weil sie den Mann zur Welt gebohren hätte, den sie für ihren Befreyer ansahen. Man wollte ihm sogar auf den Rath einiger, in der Hauptkirche zu Paris eine Statue, als dem Erretter des Vaterlandes, aufrichten. Ja zu Rom hielt der Papst Sixtus V. selbst im Consistorium eine Rede, worin er den Mörder Clement über die Judith und den Eleazar erhob, ihn sogar mit dem Heilande, und sein rasendes Bubenstück, welches er eine Befreyung der Ligue nennte, mit der Erlösung Christi verglich; und diese Rede wurde öffentlich zu Paris gedruckt!

XIII.

Peter Barriere*)

genannt la Barre,

wegen vorgehabter Ermordung König Heinrichs IV. zu Paris 1593. hingerichtet.

Der erste unter den drey verruchten Bösewichtern, welche einem der allervortreflichsten Könige Frankreichs nach dem Leben trachteten, und wovon der dritte, Ravaillac, auch wirklich seinen satanischen Endzweck erreichte, hieß Peter Barriere. Er war ein Bootsknecht, zu Orleans gebohren, und hatte etliche Jahre vorher die gefangene Königinn von Navarra entlediget. Bey dieser Gelegenheit lernte er eines von ihren Kammermädchen kennen, verliebte sich in selbiges, und bemühte sich um ihre Gunst. Als ihm aber selbige verweigert wurde, so verursachte ihm solches eine so heftige Kränkung, daß er, seines Lebens überdrüßig, auf den abscheulichen Entschluß gerieth, den König zu ermorden, das damahls, besonders unter manchen Geistlichen, sogar für ein heiliges und Gottgefälliges Werk ausgegeben wurde.

Er

*) S. allgemeine Welthistorie, 39. Band, p. 45. Thuan. lib. VII. cap. 1 — 10. Zieglers tägl. Schauplatz der Zeit ꝛc. pag. 1001. 1002. Allgem. histor. Lexik. Leipz. 1722. I. B. p. 333.

Er kam hierauf im Jahre 1593. nach Lyon und entdeckte diesen verruchten Vorsatz einem Carmelitermönche und einem Capuciner, wie auch zween Priestern, die daran Wohlgefallen hatten und ihn in selbigem noch bestärkten. Zuletzt fragte er wegen seines Vorhabens auch einen Dominikaner, Serafino Bianco, um Rath, und dieser, von Florenz aus nach Frankreich ganz geheim gesendete Geistliche, der einen so abscheulichen Königsmord gern hintertreiben wollte, bestellte ihn auf den folgenden Tag wieder zu sich, wo er ihm seine Meynung hierüber näher anzeigen würde. Unterdeßen ließ er einen gewißen, im Dienste der verwittweten Königin Aloyse stehenden Brancaleon, von deßen Treue gegen den König er überzeugt war, zu sich kommen; entdeckte ihm die Gefahr des Königs, und bat ihn, am folgenden Tag, wenn Peter Barriere wieder käme, sich bey ihm abermahls einzufinden, ihn genau zu betrachten in Absicht seines Gesichts, seiner Person und Kleidung, und alsdann eilends nach Paris sich zu verfügen und daselbst Anstalten zu treffen, daß der Bösewicht bey seiner Ankunft ergriffen würde.

Des andern Tags erschien Barriere bey dem redlichen Dominicanermönche, wo bereits der treue Brancaleon sich befand, und wurde mit einer zweifelhaften Antwort wieder abgefertigt. Brancaleon machte sich nun auf den Weg nach Paris, und Barriere that desgleichen, ja kam wahrscheinlich eher daselbst an. Gleich nach seiner Ankunft

gieng der Bösewicht zu einem Priester, Christoph Aubry und entdeckte ihm: "er seye zwar gesonnen gewesen, den König zu ermorden; da er aber vernommen, daß selbiger zum catholischen Glauben sich gewendet habe, so trüge er nun billig ein Bedenken, sein Vorhaben auszuführen; und erwarte deshalben von ihm nähere Belehrung." Der verruchte Geistliche gab hierauf des Königs Religionsänderung für heuchlerische Verstellung aus, behauptete gegen ihn, es könne die Religion nicht anders, als durch des Königs Tod in Sicherheit gebracht werden, ermunterte ihn in seinem Entschluße fortzufahren, und führte ihn zum Pater Rector der Jesuiten, Varada, welcher ihn nicht nur noch mehr, die That zu begehen, anfeuerte, sondern ihm auch durch einen andern Priester, der nichts von der Sache wußte, Beicht hören und das Abendmahl reichen ließ.

Peter Barriere kaufte sich nun sogleich ein großes Meßer und wetzte es zweyschneidig zu, dann begab er sich nach St. **Denis**, wo der König gerade damahls sich aufhielt. Als ihm der aus der Meße gehende König begegnete, und er nun seine abscheuliche That begehen wollte, deuchte es ihm, als ob er mit einem Strick um den Leib gewaltsam von seinem Vorhaben zurückgezogen würde. Dem ohngeachtet gieng er dem König und seinem Gefolge durch **Gournay**, **Creßi**, **Campe** und **Brie** nach, ja begleitete ihn sogar bis **Melün**. Obgleich **Barriere** auf diesem Weg öfters als einmahl Gelegen-

legenheit gehabt hätte, den König zu ermorden, so widersetzte sich ihm doch immer, wenn er diese Gelegenheit nützen wollte, eine ihm selbst unbegreifliche höhere Macht. Unterdeßen war der treue Brancaleon in Paris angelangt, der ohne Säumniß dem Könige nacheilte, und in Melün sogleich den an das Gefolge des Königs sich andrängenden Barriere, erkannte, ergreifen und in Feßeln werfen ließ.

Da man den Bösewicht gerichtlich verhörte, und ihm den Brancaleon unter die Augen stellte, der ihm seine an den Bianco, wegen des vorhabenden Königsmords gerichteten Fragen vorhielt; da er die Biße seines Gewißens nicht verheimlichen konnte, so gestand er alles willig ein, und bereuete seinen Vorsatz als einen höchststräflichen, ja prieß sich glücklich, selbigen nicht ausgeführt zu haben, ob ihm gleich die Hand der Gerechtigkeit, schon um seines bösen Vorhabens willen, das Leben gewaltsam nehmen würde. Zugleich verfluchte er auch alle diejenigen, welche ihm so verwerfliche Grundsätze eingeflößt, und zur Begehung der That ihn angefeuert hätten, wobey er seine Augen zum Himmel empor hub. Eine solche Aenderung seines Sinnes war bey ihm eine Frucht der Belehrung und Todesbereitung, die ihm Olivier Berengarius, ein zu ihm ins Gefängniß geschickter Dominikanermönch, gab.

Es währte nicht lange, so fällete man ihm folgendes Todesurtheil: "daß er mit glüenden Zangen gerißen, ihm die Hand abgebrannt, er sodann gerädert und aufs Rad gelegt werden solle." Als seine

Hin-

Hinrichtung am 31. August 1593. auf öffentlichem Richtplatze erfolgte, milderte man wegen seiner bewiesenen Reue, und wegen seines aufrichtigen Bekenntnißes das Urtheil um vieles, und beraubte ihn bloß durchs Rad von unten auf des Lebens. Ja als er es unter der Execution selbst noch entdeckte, von dem Capuciner zu **Lyon**, ingleichen durch **Aubry** einen Priester von St. **André des Arts** zu **Paris**, und dem Jesuiten **Varade**, zu einem so abscheulichen Entschluß bewogen worden zu seyn und den König vor selbigen warnen ließ, so befahl der anwesende Richter, daß man sogleich seine Marter durch einen Strick endigen solle, das auch geschahe. Man hinterbrachte dieß dem Könige, und beschuldigte zugleich den Richter, als ob er durch diese Beschleunigung des Todes den **Barriere** gehindert hätte, noch mehrere Mitschuldige zu entdecken. Doch der König rühmte das Verfahren dieses Mannes, und bediente sich dabey unter andern dieser Ausdrücke: "Wenn der bußfertige Sünder wäre vor mich gebracht worden, wie er öfters begehret, so hätte ich ihn vielleicht völlig begnadiget!" Was die angezeigten mitschuldigen Geistlichen anbetrift, so hatte der König seine Ursachen dazu, warum er damahls noch nicht gerichtlich mit ihnen verfahren ließ.

XIV. Jo-

XIV.

Johann Chatel,*) wegen vorgehabter Ermordung König Heinrichs des IV. im Jahre 1594. zu Paris hingerichtet.

Dies schreckliche Ungeheuer, das die Lebenstage des vortreflichen Heinrichs verkürzen wollte, war der neunzehnjährige Sohn eines ziemlich vermöglichen Bürgers und Tuchhändlers zu Paris, mit Namen Peter Chatels. Er ergab sich von seinen ersten Jünglingsjahren an dem Laster der Päderastie, und war in der Folge so gar von unnatürlicher Lust gegen seine leibliche jüngste Schwester entbrannt. Die öftere Stillung dieser ausschweifenden Begierden erregte ihm zwar nicht selten heftige Gewißensbiße, allein er erstickte selbige allemahl bald wieder, weil das Laster bereits zu viele Gewalt über ihn hatte, und er die Reize zu demselben, nicht gehörig bekämpfte.

Er

*) S. Thuan. L. 109. 111. 112. Allgemeine Welthistor. 39 Band p. 54 ꝛc. Zieglers täglicher Schauplatz der Zeit, pag. 1364. 68. 69. d'Aubigne Tom. II. lib. 4. Allgem. histor. Lexikon, Leipz. 1722. I. Band p. 775. IV. Band, im Anhange p. 890.

Er besuchte die Schule der Jesuiten zu Clermont, und machte sich wegen seines fähigen Kopfes und seiner Wißbegierde bey ihnen bald so beliebt, daß sie ihm mit aller möglichen Freundschaft begegneten, ihm ihre geheimsten Lehren beyzubringen kein Bedenken trugen, besonders aber den Satz, daß man einen König, der den Protestanten geneigt wäre, mit gutem Gewißen umbringen dürfe, recht tief in die Seele prägten. Freylich konnte ihnen sein Lieblingslaster nicht verborgen bleiben, sie untersagten es ihm daher nicht nur auf das ernstlichste, sondern droheten ihm sogar mit dem ewigen Feuer nach dem Tode, wenn er selbiges auch in der Folge zu befriedigen ruchlos genug seyn würde.

Als er wegen seiner vortreflichen Wißenschaften mit allgemeinem Beyfall belohnt, und wegen einer zuletzt noch öffentlich vertheidigten, und dem Präsidenten Seguier dedicirten philosophischen Disputation, mit Ruhm überhäuft, diese Schule der Jesuiten verlaßen hatte, die sich fest überredeten, an ihm einen solchen Schüler zu haben, mit dem sie künftig Ehre einlegen würden, so fiel ihm bald darauf der unselige Gedanke ein, den König, der ihm von seinen Lehrern als Tyrann, als Verächter des Papsts, als heimlicher Hugenotte, geschildert worden war, zu ermorden. Da er in seinem verblendeten Wahn, dieß für eine That hielt, die der catholischen Kirche ungemein nützlich wäre, so glaubte er durch Begehung derselbigen, wo nicht den Himmel sich zu verdienen, doch wenigstens es dahin zu brin-

gen,

gen, daß er einst in der Hölle um vier Grade weniger Pein leiden dürfte, da er einmahl wegen seines Lasters der Unreinigkeit sich für verdammt hielt, acht Grade ausstehen zu müßen.

Mit diesem verruchten Vorsatze begab sich denn Johann Chatel am 27. December 1594. an welchem der König von St. Germain nach Paris kam, unter das Gefolg Heinrichs und fand Gelegenheit unter der Menge selbst bis ins Zimmer seiner Favoritin, der Gabrielle von Etrees, worein Heinrich sich begeben hatte, zu kommen. Es war schon später Abend und die Lichter brannten bereits im Zimmer. Nun stellte man dem König, der noch nicht einmahl seine Stiefeln ausgezogen hatte, die beeden Herren, den Marschall von Montigny und den Franz de la Grange vor, die er auch gnädigst empfieng. Diesen Zeitpunkt benützte Chatel, drängte sich ganz nahe an den König hin, und wagte mit einem scharfen Meßer den mörderischen Stoß. Wahrscheinlich zielte solcher auf die Brust oder auf den Hals, allein da der König zu seinem größten Glück sich in dem nemlichen Augenblicke in etwas vorwärts bog, um den Marschall zu umarmen, so fuhr das Meßer in den Mund, traf den untern Kinnbacken und zerbrach ihm einen Zahn, ohne ihm weiters eine tiefe Wunde zu machen.

Anfangs meynte der König, der erlittene Stoß käme von einer gewißen Närrin, Mathurine, her, welche die Gabrielle bey sich hatte, und befahl dahero, selbige fortzuschaffen. Allein da er

eine genauere Untersuchung anstellte und die Verletzung fühlte, so gerieth er, wie leicht zu erachten in den größten Schrecken und rief aus: "ich bin verwundet." Weil nun Chatel sogleich nach vollbrachter That das Meßer hatte fallen laßen, auch in etwas zurückgetreten war, so wußte man einige Augenblicke nicht, wen man für den verruchten Thäter halten sollte. Bald nachher aber machte Chatels verwirrtes Gesicht den zunächst dabey stehenden Grafen von Soißons aufmerksam, der den ihm ganz unbekannten Bösewicht augenblicklich ergriff und ihn anredete: "Entweder ich oder du haben den König ermorden wollen!" Als nun die Anwesenden auf den Mörder eindrangen und schon nach ihren Degen griffen, um ihn auf der Stelle niederzuhauen, so verhinderte solches der König durch den ertheilten Befehl: "man solle den Thäter unverletzt zur gefänglichen Haft und zur Tortur bringen," ließ sich sodann die empfangene leichte Verletzung seines Mundes verbinden, rieth nachher sogleich auf die Anstifter dieses gewagten und mislungenen Mordes, und bediente sich deshalben der Ausdrücke: "Müßen denn die Jesuiten auch durch meinen eigenen Mund überwiesen werden?"

Johann Chatel wurde sogleich ins Gefängniß gelegt, und ohne Säumniß durch die an ihm vorgenommene Folter zu folgenden Geständnißen bewogen; "daß zwar keiner der Jesuiten um seine unternommene That etwas wiße, oder sie veranstaltet habe; daß er jedoch in ihrer Schule, die er

über

über 2. Jahre lang besuchte, zum öftern die Behauptung gehöret habe, es seye keine Sünde den König zu ermorden, weil er ein Tyrann wäre, und ihn der Papst noch nicht als einen König erkannt hätte; daß er wegen in seinem Herze aufgestiegener Gewißensangst sich bey seinen ehemaligen Lehrern Raths erholet habe, und durch ihre Bedrohung, verdammt zu werden, auf die Gedanken gerathen seye, durch den Mord des Königs, das für die catholische Kirche ein gutes Werk seye, seine Verdammniß zu mindern; daß er zwar seinem Vater sein Vorhaben entdecket habe, aber von ihm es ja nicht auszuführen, ermuntert worden seye, und daß er das Meßer, womit er den Stoß gethan, von seiner Eltern Hause mitgenommen habe, daß jedoch solches keinesweges vergiftet gewesen seye." Man ließ zwar eben diesen seinen Vater nebst seiner Mutter und seinen beeden Schwestern einziehen, und jede Person in ein besonderes Gefängniß bringen, allein man fand bey ihrem Verhöre, daß sie sämtlich ganz unschuldig waren.

Da die That vollkommen klar und der Verbrecher hinreichend überwiesen war, so konnte ihm bald dafür der schreckliche Lohn zuerkannt und das von dem Parlament gefällte fürchterliche Urtheil an ihm vollzogen werden. Dies geschahe auch wirklich schon zwey Tage nach begangenem Verbrechen, am 29. December nemlich, und zwar auf folgende fürchterliche und schmerzliche Art. Man brachte ihn vor die Thür der Pfarrkirche, wo er

 fast

fast ganz nackend, und mit einer zweypfündigen brennenden Kerze in der Hand, niederknieen, seine Bosheit, seinen grausamen Vorsatz als unrecht bekennen, und Gott, den König und die Gerechtigkeit um Verzeihung bitten mußte, das er aber sehr leichtsinnig that, und die deshalben ihm vorgesagten Worte, äusserst nachläßig nachsprach. Der an diesem Tage gewesenen grimmigen Kälte ohngeachtet, ließ er doch nicht das mindeste Zeichen eines ihm empfindlichen Frostes wahrnehmen, und bewies durch sein ganzes Betragen, daß er eben so wenig Todesfurcht als Reue über sein Verbrechen fühle. Er wurde hierauf, neben dem Henker auf einem Karren sitzend, durch die Portuenserstraße zum Richtplatze geführet, wo man ihm in die rechte Hand ein Meßer gab, und selbige ihm abhauete. Nach diesem wurde er mit glüenden Zangen an den Armen und Schenkeln gerißen, und sodann durch vier Pferde in eben so viele Stücken zerrißen, welche zulezt in Asche verwandelt wurden. Alle diese so fürchterlichen Martern hielt der verblendete Bösewicht mit der größten Standhaftigkeit aus, ohne ein Glied zu zucken oder einen wehklagenden Laut von sich zu geben; ohne seine That zu bereuen oder seine Gesinnungen zu ändern. So tief hatte man seinem Gemüth die Meynung eingeprägt, man bringe Gott ein angenehmes Opfer, wenn man die Welt von einem zurückgefallenen und exkommunicirten Fürsten befreye!

Eine so ganz erstaunliche Hartnäckigkeit schrieb man dem Unterrichte seiner Lehrer, der Jesuiten zu,

gegen

gegen die vorher schon allerley Klagen waren erhoben worden. Man nahm sie daher in ihrem Collegio gefangen, stellte die genauesten Nachsuchungen an, und fand besonders bey dem Pater Johann Guignard aus Chartres, verschiedene Schriften wider den König, die nichts als Mord und Aufruhr riethen. Unter andern las man in einem dieser verruchten Aufsätze folgende Worte: "Es seye bey dem Aufruhr am Bartholomäitag ein großes Versehen gewesen, daß man das Blut nicht aus der vornehmsten Ader gelaßen hätte: denn wenn dieß geschehen wäre, so wäre die Sache aus einem Fieber in einen Aberwitz gerathen. Es wäre ein grausamer Nero von dem Clemente getödtet und ein angenommener Mönch durch eines rechten Mönchs Hand gefället worden. Sollte man nicht den König in Frankreich einen andern Nero und Sardanapal, ja auch einen Fuchs zu Bearn nennen?" Man machte daher mit diesem Pater Guignard kurzen Prozeß, und da er durch sein eignes, ohne Tortur abgelegtes Bekenntniß, sich zu einem Verbrecher der beleidigten Majestät qualificirt hatte, so wurde ihm das Urtheil gefällt, daß er vor der Hauptthüre der Kirche zu U. L. Frauen im blossen Hemde mit dem Stricke um den Hals und einer brennenden Kerze in der Hand, Gott und den König auf den Knieen um Vergebung bitten, und nachher auf dem Greveplatz an einen besondern Galgen gehängt, und wenn er verschieden seyn würde, mit sammt dem Galgen verbrannt werden solle. Zu dem ersten, zur Abbitte, war er nicht zu bewegen, was aber die übrigen Puncte seines Urtheils be-

 trift,

trift, so wurden sie schon am 7. Januar 1595. genau an ihm vollzogen. Erträglich war das Schicksal der übrigen Jesuiten, sie wurden nemlich alle, unter dem Namen schädlicher Feinde der öffentlichen Ruhe und der Krone, aus dem Reiche verbannt.

König Heinrich äußerte große Empfindlichkeit bey diesem Vorfalle. Einige Tage lang war er höchst traurig und niedergeschlagen. Sein Herz erlag unter dem Gedanken, daß sich unter einem Volke, für das er sein Leben tausendmahl würde hingegeben haben, noch Ungeheuer fänden, die des tödtlichsten Haßes gegen ihn fähig wären. Er wohnte dem allgemeinen Umgange bey, der am 5. Januar 1595. gehalten würde, um Gott für die Erhaltung seines Lebens zu danken; aber auch da verließ ihn die Schwermuth nicht, und es gehörte noch eine gute Zeit dazu, bis die Regimentsgeschäfte, und das Geräusch der Waffen seine Melancholie verscheuchen konnten.

XV.

Franz Ravaillac, *)

Mörder König Heinrich des IV. 1610. schrecklich hingerichtet.

Dieses Ungeheuer, das sich, als ein anderer Herostrat, blos durch seine abscheuliche Ermordung eines der besten und größten Monarchen der Erde, ein ewiges, freylich höchst schändliches Andenken, zuwegen brachte, war von Angoulesme gebürtig. Er war ehehin Layenbruder bey dem Orden der Feuillanten, oder Geißelbrüder, die eigentlich eine Gattung von Barfüßermönchen waren. Allein, da man diesen Unglücklichen für einen Mondsüchtigen, ja gar für einen Besessenen hielt, so wurde er noch vor Ablegung der Gelübde von den Ordensleuten fortgeschafft.

Zu der Zeit, als sich Heinrich IV. zu einem Kriegszug nach Deutschland, der jülichischen Erbschaftssache wegen, rüstete, im Frühjahre 1610. nemlich, drang seine Gemahlin, Maria von Medicis, welche er bereits während seiner Abwesenheit zur Regentin erklärt und ihr einen Staatsrath ernennet hatte, darauf, noch vor seiner Ab-

*) S. allgem. Welthistorie, 39sten Band p. 202 — 210. Guthrie und Gray allgem. Weltgeschichte X. Bandes IIte Abtheilung p. 380 — 389. Zieglers tägl. Schauplatz der Zeit, Leipz. 1728. p. 548. Allgemeines histor. Lexicon, Leipz. 1722. IV. B. p. 25. 26.

reise als Königin feyerlich gekrönt zu werden. Der König weigerte sich, ihr hierinne zu willfahren, weil ein solch Geschäft eben so viel Zeit kosten, als Geldaufwand verursachen würde, und gewiße Ahndungen eines ihm dabey bevorstehenden Unglücks bewogen ihn gleichfalls, ihr die Bitte abzuschlagen. "Ach, sagte Heinrich zu Sully, ach, mein Freund, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was dieß heist, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bey Gott, ich werde in dieser Stadt sterben; Ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen, denn ich sehe wohl, daß sie kein anders Mittel für sich haben, als meinen Tod!" Auf den Rath dieses treuen Dieners, wurden auch wirklich die bereits angefangenen Vorbereitungen zu der, der Königin so am Herzen liegenden Feyerlichkeit, wieder aufgehoben; allein da sie dieß übel aufnahm, und übrigens die Gutmüthigkeit des Königs ihn zur Nachgiebigkeit leicht bewog, so wurden sie wieder vorgenommen, und die Crönung selbst am 13. May zu St. Denis durch den Cardinal von Joyeuse vollzogen. Der feyerliche Einzug der Königin in Paris sollte aber erst drey Tage hernach geschehen.

Zween Tage vorher, am 14. May nemlich, befahl der König, der die Anstalten dazu besehen wollte, Nachmittags einen Wagen anzuspannen. Seine Kammerbedienten hatten den ganzen Tag über eine außerordentliche Unruhe und ein gewißes mürrisches Wesen an ihm wahrgenommen, so daß er

er äußerst wenig redete, und mehrern Personen kein Gehör gab. Als er ausfuhr, so saßen noch 7. Personen in seinem Wagen, denn die französischen Staatswägen sahen damahls wie die Landkutschen aus, und es konnten acht Menschen darinnen sitzen. Sie waren mit Juchtenleder bedeckt, und mit Scharlach ausgefüttert. Er ließ den Herzog von **Epernon** zu seiner Rechten sitzen, der Herr von **Lovardin** und von **Roquelaure** saßen rechts im Schlage, Herr von **Montbazon** und **de la Force** aber links, und vorn in der Kutsche befanden sich noch der Oberstallmeister von **Liancourt**, und der Marquis von **Mirabeau**.

Als der Kutscher den König fragte, wo er hinfahren sollte, so antwortete dieser ganz verdrießlich: "**Bringe mich nur von hier weg!**" So bald er unter das erste Thor kam, ließ er die Kutsche von allen Seiten aufmachen, um die Triumpfbögen, die man zum Einzug der Königin verfertigte, desto beßer zu sehen. Er schickte die Leibwache zu Pferde von sich, und behielt niemand, als die Laquayen. Als die Kutsche in die, durch viele an den Kirchhof von St. Innocent angebauete Buden,*) ganz verengte Eisenhändlergasse (la Rue de la Ferronnerie) kam, mußte sie wegen der häufigen Karren und Wagen stille halten,**) da inzwischen

R 4 die

*) König Heinrich II. wollte sie schon abbrechen laßen, um die Durchfahrt freyer zu machen, das jedoch unterblieb.

**) Auf der rechten Seite stand ein Wagen mit Wein, und auf der linken noch ein anderer beladener Wagen.

die Laquaien der Bequemlichkeit wegen meistens über den Kirchhof St. Innocent gegangen waren. Nur zween waren bey der Kutsche geblieben, wovon aber der eine vorausgieng, um der stillhaltenden Kutsche Platz zu machen, und der andere sich mit dem Festbinden seines Kniebandes beschäftigte. Der König bediente sich des Stillstandes seines Wagens, um dem Herzog von Epernon den Weg, welchen die Armee nach Jülich nehmen sollte, zu erklären, und bog sich dabey seitwärts auf ihn hin, um ihm etwas ins Ohr zu sagen. Deswegen kehrten die beyden, am Schlag auf seiner Seite sitzenden Minister ihre Köpfe gegen die Pferde hin und konnten also nicht wahrnehmen, was auf der andern Seite vorgieng. Die Seite des Königes war folglich an dem Orte, wo die Schirmwand hinaufgezogen war, ganz frey und unbedeckt.

Dieses unglücklichen Augenblicks bediente sich nun Franz Ravaillac, der dem Wagen immer nachgefolget war, zur Vollziehung seiner schrecklichen Frevelthat. Er drang zwischen die Buden und dem Wagen hinein, stand mit einem Fuße auf einem Steine, mit dem andern aber auf einer Speiche des einen hintern Rades, hob alsdann seinen Arm über daßelbige, und gab dem Könige durch die Oeffnung, welche durch die Schirmwand hätte vermacht seyn sollen, in weniger als einem Augenblicke zween Stiche, wovon der eine zwischen die andere und dritte Ribbe ein wenig über das Herz gieng, der andere aber gerade unter dem Herze die Hohlader

traf

traf und selbige durchschnitt. Die Stöße geschahen so äußerst schnell auf einander, daß keiner von denen, welche im Wagen waren, Zeit hatte, sie zu sehen oder abzuwenden. Der König schrie als er den ersten Stich bekommen hatte: "Mein Gott, ich bin verwundet!" Der Mörder wollte noch einen dritten Stoß anbringen; dieser gieng aber fehl, und traf nur in des Herzogs von Montbazon Ermel; allein er war überflüßig, denn die beeden vorhergegangenen waren schon so tödlich, daß Heinrich der Große, der gütigste, der beste König seiner Zeit, wenige Augenblicke nachher, im 58sten Lebensjahre starb, nachdem er 38. Jahre lang über Navarra und 21. über Frankreich auf das rühmlichste geherrscht hatte. Seine Begleiter waren alle so bestürzt, daß der Mörder gar leicht hätte entwischen können, wenn er nur sein blutiges Messer unter den Wagen geworfen hätte, und unter das Volk gesprungen wäre. So aber blieb er wie betäubt auf den Speichen stehen. Nun wollte ihn ein Edelmann umbringen, aber der Herzog von Epernon wehrte dieß, daher er denn mit leichter Mühe ergriffen, und in Verhaft genommen wurde.

Ravaillac wurde nun auf der Folterbank gepeinigt, und man suchte von ihm Mitschuldige zu erfahren, doch er stand alle Martern ohne alles Zucken aus, und kein anderes Geständniß war ihm auszupreßen, als dieß: Es hätten ihn unterschiedliche Erscheinungen und Offenbarungen zu dem Königsmorde veranlaßet, und es wäre ihm lieb, daß

sein Vorhaben gelungen seye. Daraus folgt jedoch nicht, daß er keine Mitschuldige gehabt habe. Es kann zwar seyn, daß er für sich bloß diesen schrecklichen Mord verübte, da er als ein schwärmerischer und von der Denkungsart der Ligue angesteckter Mensch vielleicht glaubte, er würde der catholischen Religion einen großen Dienst erweisen, wenn er einen König umbrächte, von dem er sich einbildete, daß er den Papst hintergehen, und die Catholiken in Frankreich, der Rache der Hugenotten überlaßen wolle. Allein, wenn man den Character der Königin **Maria von Medicis** bedenkt, die als eine Italiänische Dame, durch die immer abwechselnden Liebeshändel des Königs leicht zur heftigsten Eifersucht gereizt werden konnte; wenn man erwägt, daß der Marquis von Ancre und seine Gemahlin, beederseits aus **Florenz** gebürtig, über sie die gröẞte Gewalt hatten, und ihr nicht allemahl die besten Rathschläge gaben; wenn man die Nachläßigkeit überlegt, mit welcher von Seiten des Hofs die Untersuchung des Königsmords angestellt wurde, so daß sogar die Acten dieses Prozeßes wegkamen; wenn man die von dieser schrecklichen Begebenheit redenden geheimnißvollen Ausdrücke gleichzeitiger Schriftsteller, besonders des Herzogs von Sully, dieses vortreflichen Staatsmanns und Lieblings des ermordeten Königs, und deßen nachherige Furcht, ins **Louvre** zu gehen, in Betrachtung zieht; so kan man, auch ohne auf die Aussage einer Weibsperson Rücksicht zu nehmen, die nemlich beym König, deßen Beichtvater und dem Procurator der

Jesui-

Jesuiten keinen Glauben fand, als sie etwas von einer Verschwörung wider den König entdecken wollte, aus dem allen schon leicht den Schluß machen: es seye sehr wahrscheinlich, daß Ravaillac nicht der erste Urheber eines so scheuslichen Mords gewesen seye. Es ist vielmehr, zwar nicht gewiß zu behaupten, doch aus vielen Ursachen zu vermuthen, daß man diesen elenden Menschen, der außer seinem Fanatismus auch dadurch wider den König aufgebracht war, daß er seine Schwester gemisbraucht hatte, nur zum Werkzeug genommen habe, um dem guten, vortreflichen, besten König den Dolch, der schon lange auf ihn gewetzt war, ins edle Herz zu stoßen.

Frankreich hatte nie einen größern und beßern Regenten gehabt, als Heinrich den IV., denn er war eben sowohl Sieger der Feinde als Vater der Unterthanen; eben so großer Feldherr als Staatsmann. Daher verdiente er denn die allgemeine Klage, die ganz Frankreich über ihn führte; den Beynamen des Großen, der ihm auch nach seinem Tod selbst von auswärtigen Nationen gegeben wurde; und die Lobreden seiner Zeitgenoßen, so wie den Ruhm unserer gegenwärtigen Tage, ja selbst der spätesten Nachwelt.

Gleich nach begangener Frevelthat übernahm das Parlament den Proceß Ravaillacs. Es wurden ihm von selbigem die schrecklichsten Foltern zuerkannt, die er jedoch, ohne einen Mitschuldigen zu nennen, mit größter Standhaftigkeit ausstand.

Das

Das einzige, was er redete, bestand darinne, daß er seinen Mord dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er sich auf den verfluchten Grundsatz des Mariana (in seinem Buche de rege et regis institutione, Toled. 1598.) und gewißer Ordensleute berief: man dürfe die Tyrannen tödten. Endlich wurde ihm das Urtheil gesprochen, daß er an verschiedenen Theilen des Cörpers mit glüenden Zangen gezwickt, daß in die dadurch verursachten Wunden geschmolzenes Bley und Schwefel gegoßen, und er hernach mit 4. Pferden zerrißen werden sollte. Am 27. May 1610. wurde dieß schreckliche Urtheil auch wirklich vollzogen. Man führte ihn nemlich durch den Scharfrichter auf einem Karren im bloßen Hemde und mit einer brennenden Fackel in der Hand, vor die Kirche Notre Dame, wo er Gott und die Justiz um Verzeihung bitten mußte. Alsdann eilte man mit ihm zu dem öffentlichen Richtplatz la Greve, wo ihn die Henkersknechte auf eine Bühne brachten, niederwarfen; ihm den Arm, womit er den mörderischen Stoß vollbrachte, samt dem Meßer in der Hand bis an den Ellenbogen abbrannten, und in Asche verwandelten, auf den Stumpf aber zu unterschiedenen Malen heiß geschmolznes Bley und Schwefel schütteten. Nachher thaten sie ihm in die Schenkel und Waden zehen Riße mit glühenden Zangen, wie auch in die Brüste, und goßen alsdann in die dadurch gemachten Wunden gleichfalls geschmolznes Bley und Schwefel. Nach jedem Riße wurde inne gehalten zur Vergrößerung der Schmerzen, und nichts konnte ihn zum Schreyen zwin-

zwingen, als das Eingießen des Bleyes und Schwefels. Endlich spannete man 4. Pferde an ihn, um ihn zu viertheilen, die jedoch nicht im Stande waren seinen Cörper zu zertrennen, obgleich die Henker eine Stunde lang beschäftiget waren, dieselben heftig anzutreiben, wobey man zuweilen wieder inne hielt, um zu versuchen, ob nicht noch ein Geständniß von ihm herauszubringen wäre. Endlich gab der Unglückliche unter den entsetzlichsten Quaalen seinen Geist auf. Der Henker zerstückte hierauf seinen Cörper, und das Volk, das vorher schon die lebhaftesten Merkmahle der größten Erbitterung gegen diesen verruchten Mörder geäußert hatte, bemächtigte sich der Glieder deßelben, ließ noch an selbigen seine Wuth aus, schleppte sie durch alle Gaßen, und verbrannte sie zuletzt mit Feuer. Sein Vater, seine Mutter und seine Geschwistrigte wurden auf ewig aus dem Reiche verbannt, seinen Freunden aber verbotten, den Namen Ravaillac jemals mehr zu führen. Uebrigens riß man auch das Haus, worinnen er gewohnt hatte nieder, und zuletzt wurde noch das obenerwähnte schädliche Buch des **Mariana** auf Befehl des Parlaments öffentlich verbrannt.

XVI.

Robert Franz Damiens *)
wegen seines mörderischen Anfalls auf König Ludwig XVI. 1757. hingerichtet.

Dieser Bösewicht wurde zu Tieuillois, einem Dorf in dem Kirchspiele Mouchy-Breton bey St. Pol nicht weit von Arras, von ganz geringen Eltern gebohren. Er verließ diese Provinz noch sehr jung, und gieng nach Paris, wo er nachher eine gewiße Elisabeth Molerienne heyrathete, mit welcher er eine Tochter, Maria Elisabeth, erzeugte, die man damahls, als ihr Vater hingerichtet werden sollte, als eine Arbeiterinn bey einem Kupferstichmahler antraf und höchstens 15. Jahre alt war.

Damiens war jederzeit Bedienter, so wie seine Frau gleichfalls bey mehrern Herrschaften in Diensten stand, und sich jederzeit gut verhielt. Man gab ihm, zur persönlichen Auszeichnung den Namen, Flandrer, oder flandrischer Damiens, und unter

*) S. Geschichte des Rob. Fr. Damiens, aus dem Französischen. Leipz. 1757. 8vo. Nachrichten und Briefe, den vorgehabten Königsmord in Frankreich und Portugall betreffend, Frankf. und Leipz. 1759. und histor. Bildersaals XIII. Th. p. 208 ꝛc. 818. ꝛc.

unter diesem Namen wurde ihm auch in der Folge, wegen eines groben Verbrechens, die Gefängnißstrafe zuerkannt. Seine Leibesgestalt war groß, das Gesicht lang, und dessen Farbe ein wenig schwarzbraun, der Bart schwarz und dick, die Augen groß und schwarz, der Kopf mit Haaren von gleicher Farbe stark bewachsen und sein Blick unerschrocken. Er besaß von Natur ziemlichen Verstand, den er durch die Gelegenheit, öfters in seinen Diensten mit Leuten von Stande und Lebensart umzugehen, merklich verbeßerte, eben dadurch aber sich von dem gemeinen Haufen der Bedienten zu seinem Vortheil auszeichnete. Dazu war ihm vorzüglich sein Aufenthalt in dem von **Ludwig** dem Großen gestifteten Jesuitercollegio behülflich. Als Aufwärter in demselbigen, der nicht bloß bey der Tafel diente und die Kostgänger besorgte, sondern auch in vielen andern Dingen sich gebrauchen ließ, lernte er die Kunst, geschwind und richtig zu antworten, merkte er mehrere lateinische Worte, und machte er sich einen eben so guten Anstand, als Ernsthaftigkeit und seltene Beständigkeit, die sogar bis zur Kaltblütigkeit gieng, eigen. Wirklich hatten auch die Jesuiten eine so gute Meynung von ihm, daß einer von diesen Vätern, der ein Anverwandter des Hrn. von **Bourdonaye** war, ihm diesen Bedienten als ein Opfer gab, welches ihm sein Collegium brachte. Einige Zeit nachher kam er zu dem Petersburgischen Negotianten, **Michel**, in die Dienste, war jedoch untreu gegen diesen seinen Herrn und bestahl ihn, worauf er denn sogleich,

um der ihm zuerkannten Gefängnißstrafe auszuweichen, aus Paris sich entfernte. Nachdem er einige Zeit hie und da auf dem Lande herumgeschweifet war, so kehrte er, von der Unruhe seines Gewißens gepeinigt, am 31. December 1756. wieder in die Hauptstadt zurück. Es war dieß allerdings große Verwegenheit von ihm, da das ihm gesprochene Urtheil in Paris bekannt war, daher ihm denn auch seine, über seine Zurückkunft ungemein erschrockene Frau fragte, ob er etwa gar mit der Schande seiner Verurtheilung auch noch die Schmach seiner Hinrichtung zu verbinden gesonnen seye? Die Antwort des Damiens hierauf war, daß er seiner verdienten Bestrafung ohne dieß nicht würde ausweichen können, denn er wiße es nur gar zu gewiß, daß er über kurz oder lang dieselbige würde ausstehen müßen. In der That begleitete ihn das Bild von der Zurüstung seiner Hinrichtung an allen Orten, und seine Einbildungskraft beschäftigte sich immer mit auf ihn wartenden Gerichtsdienern, Gefängniße, Feßeln und Galgen.

Mit dem Anfange des Jahres 1757. machte man in Frankreich große Zurüstungen, um dem Alliirten Hause Oesterreich wider Preußen Hülfsvölker zu schicken, besonders aber nahm König Ludwig der XV. nachdem bereits an die, nach dem Unterrhein bestimmten Truppen, alle nöthige Befehle ergangen waren, eine große Promotion vor, erhub den Botschafter am K. K. Hof, den Graf von Etrees zum Marschall, und trug ihm das Commando

mando über die französische Armee auf. Mitten unter diesen Beschäftigungen entschloß sich der König, am fünften Januar Abends nach Trianon sich zu begeben, um daselbst das Dreykönigsfest zuzubringen, und eben diesen Zeitpunkt wählte Damiens, zur Ausführung seines abscheulichen Entschlußes, den König ermorden zu wollen.

Die Bitten und Thränen seiner Gattin hatten diesen Bösewicht bewogen nach seiner Zurückkunft in Paris sich auf einige Zeit zu verbergen, ob er gleich nicht immer bey ihr eingeschloßen, zu Hause blieb, sondern vielmehr einige Besuche hie und da, besonders aber in Gilles Coeur abstattete. Doch bald darauf schien er die Gefahr, entdecket und wegen seines Verbrechens bestrafet zu werden, mit einemmahle zu verachten, und da er sich einmahl für ein, der Strenge der rächenden Gerechtigkeit gewidmetes Schlachtopfer ansahe, so hatte der Elende in seinem verzweiflungsvollen Zustande beschloßen, mit seinem eigenen Verderben den Untergang des Monarchen selbst genau zu vereinigen. Er gieng daher am 4. Januar nach Versailles, um auf alle Schritte des Monarchen Acht zu geben und die bequemste Zeit und Gelegenheit zu seiner Frevelthat sorgfältig abzuwarten.

Schon fieng es an Abend zu werden, als Ludwig, in Begleitung des Dauphins und anderer Prinzen und Herren sich dem vor der Thüre des Palastes stehenden Wagen näherte, der ihn nach Trianon bringen sollte. Da er nun eben im Be-

griff war hineinzusteigen, drang Damiens, der, in einem blauen Kleide, hinter einer Säule gestanden war, unvermerkt durch die Menge hindurch, stieß den Dúc d'Ayen und den Grafen von Brionne, ja den Dauphin selbst, auf die Seite, und versetzte dem König einen Meßer-Stich in die rechte Seite, so daß dieser hinterwärts der Brust, zwischen der vierdten und fünften Ribbe hineingieng, und ungefähr 3. Daumen breit eindrang.

Als der König den Stoß fühlte, so meynte er, es stieße ihn jemand, und fragte: "Wer ist der Trunkenbold, der so heftig an mich stößt?" und da er den ihm unbekannten Damiens erblickte; so sprach er: "Dieß ist der Mensch, der an mich will" und machte ihn zugleich durch seinen Hut kenntlich, den er auf den Kopf hatte, denn außerdem würde Damiens, aller Aufmerksamkeit ohngeachtet, entkommen seyn. Indeßen spürte er an der Seite eine Alteration und als er mit der Hand hinfühlte, so lief ihm das heiße Blut über die Finger, worauf er denn sogleich ausrief: "Er hat mich verwundet, arretirt ihn!"

Auf diese Worte erfolgte bey allen Anwesenden ein tödtlicher Schrecken; die Garde aber gerieth dabey in eine solche Wuth, daß sie den bereits ergriffenen Mörder sogleich in Stücken zerhauen haben würde, wenn der König nicht gerufen hätte: "Man thue ihm kein Leid." Sodann gieng Ludwig allein die Treppe hinauf und kam in sein Zim-

Zimmer, ohne daß ihn seine Standhaftigkeit verlaßen hatte.

Unterdeßen war der ganze Palast mit Schrecken und Bestürzung erfüllt. Alles jammerte, alles wehklagte, alles lief, Hülfe und Rettung leisten zu wollen. Da dieß der König gewahr wurde, so sagte er zu den Umstehenden: "Man beruhige sich! Keine Confusion! Diese dürfte mehr, als alles andere zu befürchten seyn. Vielleicht hat es miteinander nichts zu bedeuten. Sollte ich aber tödtlich verwundet seyn; so geschehe der Wille Gottes!" Zu allem Glück war jedoch der Stich nicht gefährlich, denn der König erhohlte sich täglich mehr und mehr, die Wunde heilte bald und schon am 16. Januar konnte wegen seiner völligen Genesung ein feyerliches Te Deum abgesungen werden.

Nachdem man sich der Person des Damiens bemächtigt hatte, so führte man ihn in den Saal der Leibwache, wo man ihn vor allen Dingen ganz auskleidete, um zu sehen, ob sich bey ihm keine Papiere fänden, die den Entwurf seines Verbrechens einigermaßen aufklären könnten; allein es wurde nichts angetroffen. Einige anwesende Herren vom Hofe fragten ihn, was ihn denn bewogen hätte, ein so abscheuliches Verbrechen zu begehen? Damiens antwortete hierauf mit dem grössesten Trotz, das die Umstehenden auf das äußerste erbitterte. Einer von diesen für den König eifernden und deßen Mörder verabscheuenden Herren, rief sogar in der ersten Hitze aus, man müße

diesen Nichtswürdigen rösten. Sogleich nahm ein junger Soldat von der Leibwache eine große Feuerzange, steckte sie in das Kohlfeuer, das in diesen Sälen immer groß genug ist, und hielt sie halb glühend an den Schenkel des Damiens. Als dieser den heftigsten Schmerz hiebey empfand, so versprach er ihnen dasjenige zu entdecken, was sie zu wißen begehrten. Man nahm daher das Eisen wieder weg und erwartete sein Geständniß, das jedoch bloß darinnen bestand: man habe ihm sehr übel begegnet.

Der Grand Prevot bemächtigte sich hierauf des Damiens, und fieng bereits innerhalb den wenigen Tagen, während welcher er zu Versailles gefangen gehalten wurde, seinen Prozeß an. Weil aber der König nicht ohne Grund geglaubet hatte, daß die Untersuchung eines Verbrechens, welches den ganzen Staat so sehr angienge, nebst dem Urtheile darüber der Aufmerksamkeit obrigkeitlicher Personen vom höchsten Range allerdings würdig wäre, so übertrug er, durch einen offenen Brief vom 17ten Januar, diese ganze Criminalsache der großen Kammer des Parlaments.

Aus diesem Grunde wurde denn Damiens unter einer sichern Bedeckung aus dem Gefängniße zu Versailles nach Paris in die Conciergerie gebracht. Man setzte ihn in eine Kammer des Thurms Montgommery, die unter derjenigen ist, in welcher man einst den Ravaillac gefangen aufbehalten hatte, aber in einer viel bequemern

Lage.

Lage. Er wurde auf ein mit Haaren ausgestopftes Bette gelegt und man band ihm die Arme und Beine mit starken ledernen Riemen, welche locker angezogen waren. Ein Wundarzt besuchte ihn täglich zweymahl und ein königlicher Mundkoch mußte ihn mit gesunder und unverdächtiger Speise versehen. Ueberdieß löseten zwölf Sergeanten von dem Garderegimente einander nach der Reihe ab, um ihn Tag und Nacht vor Augen zu haben, und ein starkes Detachement von eben diesem Regimente, das ein Officier commandirte, versah in dem Hofe des Palastes vor der Thüre seines Gefängnißes, beständig die Wache.

Mittlerweile, daß das Parlament den Anfang der gerichtlichen Untersuchung des Verbrechens machte, verfügte sich der Gouverneur von Artois, Prinz von Croy, in seine Provinz, um nach alle demjenigen, was nur auf entfernte Art den Damiens angieng, sich ganz genau zu erkundigen. Die Richter, unter denen sich auch Prinzen und Pairs befanden, beobachteten bey ihren Untersuchungen die größeste Pünktlichkeit, waren auf alles mistrauisch, und zogen schon auf die geringste Anzeige mehrere Personen ein, um etwa, durch mit denenselben angestellte gerichtliche Verhöre, auf den Grund der unternommenen Mordthat zu kommen. So wurde die Aussage eines Thürhüters untersucht, der da vorgab, als Damiens unter einem der gewölbten Bögen zu Versailles gestanden, um seine Gelegenheit abzulauren, so habe Je-

mand im Vorbeygehen zu ihm gesagt: Nun, nun, worauf er geantwortet: Ich warte. Ferner verhörte man eine kleine Tochter des Invaliden Adjutanten la Coudre, die bey den Nonnen zu St. Joseph in die Schule gieng. Sie hatte nemlich ihren Gespielinnen am 4. Januar erzählt, der König würde morgen ermordet werden, und als der Erfolg diese ihre Behauptung bestättigte, so befragten die Nonnen, denen ihre Rede hinterbracht worden, das Mädchen, welches auch offenherzig versicherte, ein schwarzgekleideter Mensch habe solches ihrer Mutterschwester erzählet; doch bey der gerichtlichen Untersuchung redete sie sich schlau genug also aus: Es seye solches eine bloß aus Eitelkeit erfundene Lüge, damit sie für gelehrt angesehen werden möchte. Ingleichen wurde auch eines Schuhmachers, L'Eperin, Ehefrau, eingezogen und in die Bastille gesetzt, die am 31. December, dem Pfarrer zu Langest in der Picardie, ihrem Vetter, schrieb, sie würde ihm nächsten Donnerstag, den 6. Januar etwas berichten können, das ihn in die größte Verwunderung setzen würde, auch wirklich nachher am 6. Januar in einem zweyten Brief selbigen von dem unternommenen Königsmorde Nachricht ertheilte, welche Briefe auch dieser Geistliche in der Urschrift an die Cammer ablieferte. Endlich sagte auch noch ein Kutscher, der am 5. Januar Abends um 8. Uhr von Versailles zurückgekommen war, gerichtlich aus, daß er um diese besagte Zeit auf der königlichen Brücke von zwey Geistlichen angehalten worden seye.

Der eine davon habe ihn gefragt: Ob sich der König wohl befände? Auf die von ihm erhaltene bejahende Antwort aber habe er zum andern Geistlichen gesagt: So hat man den Streich verfehlet.

Es ist leicht zu erachten, daß, so lange der Criminal-Prozeß des Damiens währte, man in ganz Paris, in allen Gesellschaften, von nichts als von selbigem geredet haben werde; daß jeder das ganze Geheimniß einer Zusammenverschwörung wider das Leben des Königs habe wißen wollen; daß der eine dieß, der andere das, so ausschweifend und grundlos es auch war, erzählet habe, und daß besonders des Jesuiterordens dabey nicht geschont worden seye, sondern man ohne Scheu zu behaupten gewaget habe, in dem Collegio derselben, wo ja Damiens gedient hatte, und bekannt war, seye er überredet und gedungen worden, den so verruchten Angriff auf das Leben des Monarchen zu wagen, eine Behauptung, die dadurch ein um so viel stärkeres Gewicht bekam, daß Damiens kurz vorher, um Weihnachten nemlich, bey einem Jesuiten von Arras gebeichtet, und das Abendmahl darauf empfangen hatte. Wirklich wurden auch mehrere Jesuiten, auf diese überall sich verbreitenden Gerüchte eingezogen, und in der Bastille gefänglich aufbewahret.

Doch alle angewendeten Bemühungen der Richter, Damiens Mitverschworne ausfindig zu machen, waren vergebens. Er blieb immer verstockt und ver-

versicherte, von niemand zum Mord angereizt worden zu seyn. Aus den Aussagen so vieler, die man gerichtlich verhört hatte, konnte nichts sicheres geschlossen werden, und die Untersuchungen des nach Artois gereiseten Prinzen von Croy waren gleichfalls fruchtlos. Folglich konnte sich denn der Arm der strafenden Gerechtigkeit wider niemand als wider den einzigen Damiens selbst wafnen, deßen Frevelthat vor Augen lag. Und in der That war auch die Strafe fürchterlich und entsetzlich genug, die ihm zuerkannt, und mit der er belegt wurde. Nach vielen Sitzungen, gab endlich am 26. Merz die große Cammer, nebst den Prinzen und den Pairs ein entscheidendes Arret, das den Mörder verurtheilte: "daß er, nachdem ihm die Hand durchstochen, und selbige bey einem gelinden Feuer verbrannt worden, mit glühenden Zangen zerfleischt; von vier Pferden zerrißen und dann verbrannt werden sollte."

Damiens wurde hierauf in der Nacht vom Sonntag bis zum Mondtag, als den 28. Merz auf eine neue Art schrecklich gefoltert, und an diesem Tage selbst litte er seine entsetzliche Todesstrafe. Man hatte auf dem Platz la Greve einen Bezirk gemacht, der 35. Fuß ins Gevierte betrug und mit starken, hölzernen, drey Schuh hohen Schranken vermacht war. Man nahm das Pflaster aus diesem Bezirke weg, und besetzte selbigen bey guter Zeit mit einem Theil der Nachtwache. Die französischen und schweizerischen Garden waren auf den Plätzen

und

und in einigen Straßen der Stadt, eben sowohl als die ganze Nachtwache zu Fuß und zu Pferde in Waffen, um allen Unordnungen des häufig zusammenlaufenden Pöbels dadurch zu steuern. Ob man gleich fast gewiß wußte, daß Damiens nichts weiter auszusagen habe, so hatte man doch der Klugheit gemäß, mehrere Personen in Bereitschaft, die sich augenblicklich an jeden Ort, welcher es nur seyn möchte, hinbegeben könnten, wenn die fürchterlichen Zurüstungen zu seiner Todesstrafe, oder die Schmerzen, unter währender Hinrichtung, ihn vielleicht veranlaßen sollten, Dinge zu entdecken, die er bisher immer verschwiegen. Daher behielten denn auch die Offiziere des Fußvolks ihre Leute an diesem Tage in ihren Häusern, bis nach völlig vollzogener Hinrichtung.

Am 28. Merz hohlte man gegen drey Uhr Nachmittags den unglücklichen Damiens aus seinem Gefängniße. Man ließ ihm eine Weste und Beinkleider, und zog ihm über beede, ein langes Hemde an. In diesem Zustande ward er mit einem Strick um den Hals auf einen Karren gestellt und an die Thüre der Kirche zu unserer lieben Frauen geführet, um daselbst öffentlich um Verzeihung zu bitten, wie solches sein Arret mit sich brachte. Die Folter hatte ihm jedoch die Füße und Schenkel dergestalt verrenkt, daß er sich nicht aufrecht erhalten konnte. Als ihn seine Henker von dem Karren, der Kirche gegen über, herunter führten, sagte er ganz gelaßen zu ihnen: "nehmet

euch in Acht, ihr verwundet mich!" Uebrigens verließ ihn seine Standhaftigkeit oder vielmehr kaltblütige Unempfindlichkeit auf diesem seinen Weg zum schrecklichsten Tode so wenig, daß er vielmehr auf die Zuschauer starr blickte, besonders auf diejenigen unter ihnen, an welchen er vorzüglichere Neugierde ihn zu sehen, wahrzunehmen glaubte. Dabey schien er jedoch auch auf die Ermunterung des ihn begleitenden Geistlichen zu merken, und küßte unterwegs bis er zum la Greveplatz kam, das in Händen habende Cruzifix zu wiederhohlten mahlen.

Als Damiens bey dem Hinrichtungsplatze ankam, so verlangte er, daß man ihn in das Stadthaus bringen sollte, und als solches geschah, so erklärte er daselbst von neuem und bezeugte vor Gott, von deßen Barmherzigkeit er die Vergebung seines Verbrechens hoffe, daß er solches allein begangen, und weder von jemand angestiftet worden seye, noch Mitschuldige habe. Da er wieder zum Platze la Greve zurückkam, so setzte man ihn auf die Erde, weil man mit den nöthigen Zubereitungen seiner vielfachen Martern noch nicht fertig war, die er alle ohne Unruhe, ja mit der seltensten Gelaßenheit ansahe, und unterdeßen 2. Gläser Wein trank.

Als alle Zurüstungen geschehen waren, so brachte man ihn auf das drey Schuhe hohe Schaffot, das von starken 6. Zoll dicken, und ohngefähr 7. Fuß langen Dielen gemacht und auf sechs starken Pfeilern

lern befestigt, mitten in dem durch Schranken eingefaßten Bezirk stand. Zuerst stellten ihn die Henker auf eine Ecke dieses Blutgerüstes, und einige hielten ihm den rechten Arm, ein anderer aber durchstach seine rechte Hand mit eben dem Meßer, womit er den verruchten Königsmord gewaget hatte. Hierauf legte man diese durchstochene Hand, in der er das Meßer halten mußte, so lange auf einen mit Schwefel geheizten Ofen, bis der äußere Theil, nemlich die Hälfte der Finger verbrannt war. Indem diese seine Hand brannte, so sahe man die Haare auf seinem Kopf, wie die Mähne eines Pferdes zu Berg stehen. Er schrie hiebey zwey oder dreymahl und bat die Henker seinen Tod zu beschleunigen, aber es entfuhr ihm keine Verwünschung. Nach diesem entkleidete man ihn, und strekte ihn auf dem Blutgerüste aus, auf welchen in der Mitte ein eiserner Gürtel in Gestalt eines Reifens befestiget war, der sich vermittels eines Gelenkes öfnete, daß der Cörper des Unglücklichen hinein gelegt werden konnte, und sich sodann wieder über ihn zuschloß. Als Damiens da hinein gelegt worden war, so band man auch seine Arme und Beine auf dem Schaffote fest an. Nun rißen ihm die Henker mit großen Schneidezangen, die glühend gemacht worden waren, die Brüste und das Fleisch an den Armen, Schenkeln und Waden ab, andere aber goßen unmittelbar darauf in die dadurch gemachten Wunden geschmolzenes Bley, kochendes Oel, heißen Theer und zusammengeschmolzenes Wachs und Schwefel. Bey Abreißung der

Brüste

Brüste schien er die größte Quaal auszustehen, denn er schrie dabey: Ach mein Gott, mein Gott! Bey den übrigen Martern aber sagte er fast gar nichts.

Als dieß geschehen war, so sagte ihm der Geistliche verschiedene Gebete vor, umarmte ihn, benetzte ihn mit seinen Thränen, machte ihm Muth, die letzte Peinigung vollends geduldig auszustehn, und bereitete ihn, zu seiner nun baldigen Erscheinung vor dem Richter aller Welt, erbaulich zu. Unterdeßen banden die Henker seine Arme und Beine los: der Körper aber blieb in der Mitte auf der Blutbühne befestiget. Nun knüpfte man seine Arme und Füße an die Stränge, welche an den Kumten von vier jungen Pferden hiengen, die als starke Thiere mit Fleiß ausgesucht worden waren, und an den vier Ecken der Blutbühne standen. Damiens richtete unterdeßen seinen Kopf zum öftern in die Höhe, um das ihm vorgehaltene Cruzifix zu erreichen und zu küßen, so schwer ihm auch solches wegen der bereits ausgestandenen Martern, und dadurch verursachter Entkräftung ankommen mußte. Nun trat der Geistliche ein wenig auf die Seite, und die Henker schlugen auf die Pferde los, um sie fortzutreiben. Diese zogen binnen ohngefähr sechs Minuten zu wiederholten mahlen an, blieben aber wieder stehen, ohne daß sie die Glieder des Unglücklichen hatten trennen können. Damiens blieb hiebey immer voller Lebhaftigkeit, redete beständig ganz gelaßen mit dem Geist-

Geistlichen, der sich, als die Pferde nicht mehr zogen, ihm wieder genähert hatte, und richtete den Kopf noch einmahl auf, um das Cruzifix zu küßen; ja wollte sogar die Arme, obgleich vergebens in die Höhe heben, um selbiges zu umfaßen.

Unterdessen hatte man die Pferde mit andern verwechselt, und deren zwey an jedes Bein gespannet, allein es gelang ihnen nicht beßer als den erstern. Nachdem sie wieder ohngefähr sechs Minuten lang vergeblich gezogen hatten, so hielt man kurze Zeit innen, spornte sie aber sodann zum drittenmahle an; allein auch dießmahl konnten sie den Elenden nicht zerreißen. Schon waren fast 3. Viertelstunden verlaufen, seitdem die Pferde an ihm zogen, und ihm namenlose Quaalen verursachten, dem ohngeachtet lebte er noch immer und blieb bey seiner Standhaftigkeit ganz unverändert. Endlich versicherten die Henker, daß man ihn nicht würde viertheilen können, wofern man ihm nicht zuvor das Fleisch und die Nerven an den Schultern und Schenkeln zerschnitte. Sie giengen daher zu den Commißarien, welche sich in dem Stadthause befanden, um sich die Erlaubniß dazu von ihnen auszubitten, und nachdem sie solche erhalten hatten, so erreichten sie auf diese Weise ihren Endzweck, daß sie anfänglich den rechten Schenkel, hernach den andern und endlich die beyden Arme abrißen. Man zündete sodann einen Holzstoß an, um auf selbigem die Glieder des Hingerichteten zu verbrennen, und als der

Henker

Henker den Rumpf von dem Blutgerüste aufhob, so sah man seine Augen noch offen und sterbend. Die übrig gebliebene Asche streuete man sodann in die Luft, seine beweglichen und unbeweglichen Güter aber wurden confiscirt, und das Haus, worinnen er gebohren war, niedergerißen und befohlen, daß in ewigen Zeiten auf demselbigen Platze kein anderes Gebäude wieder errichtet werden solle.

XVII. Her-

XVII.

Herzog v. Aveiro, Marquis v. Tavora, *) und deßen Gemahlin, nebst andern Mitverschwornen zu Lißabon 1759. hingerichtet.

In der Geschichte Portugalls zeichneten sich in diesem Seculo wohl keine Jahre durch wichtige und ganz außerordentliche Begebenheiten mehr aus, als das Jahr 1755. wegen des am 1. November entstandenen ganz erschrecklichen Erdbebens, das beynahe

*) Siehe: Nachrichten von dem Portugiesischen Hofe und der Staatsverwaltung des Grafen von Oeiras, aus Originalbriefen. Frk. und Leipzig, 1768. 8vo. Sammlung merkwürdiger Nachrichten und Briefe, den vorgehabten Königsmord in Portugall und Frankreich betreffend, Frankf. und Leipz. 1759. 8vo. Historischen Bildersaals XIII. Theil, pag. 347 — 357. Geschichte der Revolutionen oder Empörungen im Königreiche Portugall in dem vorigen und jetzigen Jahrhunderte, aus dem Franz. des Herrn Abbe Vertot, Regensburg 1788. Guthrie und Gray allgem. Weltgeschichte, XII. Band p. 549. ꝛc. Politisches Journal, I. Jahrgangs I. Th. p. 487. 488. II. Th. p. 309. 310. Historisches Portefeuille, II. Jahrgangs I. Band, p. 18 — 47.

nahe ganz Lißabon zerstörte, und über 15000. Menschen lebendig begrub, und das Jahr 1758. wegen darinnen statt gefundener großer Revolutionen in der Kirche sowohl, als im Staate.

Joseph Emmanuel, dieser seit 1750. über Portugall regierende König, wagte allerdings im Jahre 1758. ein kühnes Unternehmen, da er über die in seinen Staaten sich befindenden Jesuiten, eine genaue Untersuchung anstellen ließ, und die vorher mit so vieler Gewalt richtende Inquisition ungemein einschränkte. Der von den Jesuiten geschehene Misbrauch ihrer Gewalt, bewog ihn, mit aller Schärfe gegen sie zu verfahren. Sie maßten sich nemlich der in Westindien liegenden portugiesischen Provinz Paraguay beynahe gänzlich an, die deswegen insgemein nur das Land der Mißion genennet wurde, hatten in derselbigen bey 300000. indianische Familien an sich gezogen, und sich unsägliche Reichthümer gesammlet, eben dadurch aber dem Könige eine Menge Unterthanen, so wie seiner Renntkammer beträchtliche Summen gebührender Einkünfte entrißen. Ja man beschuldigte sie sogar, daß sie auch die im Jahre 1753. geschehene Austauschung des americanischen Gebiets Nuova Colonia del San Sagramento, gegen einen Theil von Paraguay, mit Spanien, hätten verhindern wollen.

Aeußerst gereizt hiedurch, ließ denn nun Joseph Emmanuel, den Vorstellungen des Grafen von Oeiras, seines Lieblings, gemäß, nicht nur

viele

viele Jesuiten gefangen nach Portugall bringen, und sie an die äußersten Gränzen des Königreiches schaffen, sondern er brachte es auch bey dem Papste Benedicto dem XIV. dahin, daß der Cardinaldiakonus Franz von Saldanha zum Visitator und Reformator des Jesuiterordens in Portugall ernennt wurde, und hinreichende Vollmacht zu diesem Geschäfte erhielt. Dieser legte ihnen vor allem am 15. May 1758. unter Bedrohung des Bannes die Pflicht auf, innerhalb dreyen Tagen eine richtige Charte von allen den Gütern und Ländereyen, welche sie besäßen, eine genaue Liste aller ihrer ausgeliehenen Capitalien; alle Schlüßel von allen ihren Magazinen und Packhäusern; eine pünctliche Anzeige der darinnen niedergelegten Waaren und Güter, nebst den Handlungsbüchern und dem Aufsatz aller ihrer circulirenden Wechselbriefe, ihm einzuhändigen, ohne auch nur das mindeste davon zurückzuhalten. Eben dergleichen sollte auch von ihrem Orden in Brasilien und in den Besitzungen Portugalls in Ostindien an die hiezu ernannten königlichen Minister, geschehen.

Beynahe zu gleicher Zeit, den 7. Junii 1758. nemlich, ließ auch der Cardinalpatriarch zu Lißabon, Joseph, ein Edikt ausgehen, das an die Kirchthüren angeschlagen wurde, und in welchem den sämtlichen Jesuiten das Beichtsitzen, predigen, und jede andere geistliche Amtsverrichtung gänzlich untersagt wurde, nachdem dieselben ohne dies schon einige Zeit her sich der Ehre beraubt sehen mußten, die

die ehehin beseßenen Stellen der Beichtväter bey der königlichen Familie zu bekleiden.

Mit dieser strengen Untersuchung wider die Jesuiten, stand nun auch die im Monate Merz 1758. erschienene königliche Verordnung, in Absicht der in Portugall statt findenden Inquisition, in genauester Verbindung. Dieß durch und durch mit den Grundsätzen ächter Menschenliebe übereinkommende Edikt, befahl ausdrücklich, daß ein solches bisher so grausam wider die Ketzer wütendes geistliches Gericht, in Zukunft niemand länger als 4. Tage ins Gefängniß schließen solle, es seye denn mit Vorwißen des größern Raths des Königs, und wenn wirklich die Mißethat als erwiesen bekannt gemacht worden wäre. Ferner enthielt diese königliche Verordnung den Befehl, es solle das Inquisitionsgericht für die Zukunft keinen einzigen, weder wegen Ketzerey oder des Judenthums, noch wegen irgend eines andern Verbrechens, mit der Todesstrafe belegen, es wäre denn zuvor der Criminalproceß in dem großen königlichen Rathe mit den richtig geführten Beweisen übersehen, untersucht, und das Urtheil selbst vom Könige mit eigner Hand unterschrieben worden. Dieses weise und milde Edikt erhielt nicht nur den Beyfall fast der meisten Unterthanen des Königes, sondern ward auch bey dem Auto da Fe, genau befolgt, das am 37. August 1758. zu Lißabon gehalten wurde. Es geschahe nicht mehr, wie sonst eine Publication davon. Die Verurtheilten giengen nicht in Pro-

Prozeßion, und es wurde weder Predigt, noch sonst einiger Gottesdienst dabey gehalten. Der König wohnte demselbigen nicht bey, und man sahe auch keine Liste der Verurtheilten. Die meisten von ihnen waren römischcatholische Christen, die schwere Verbrechen begangen hatten; die übrigen aber waren aus dem Judenthum bekehrt worden, und wurden beschuldigt, daß sie demselbigen auf das neue angehangen hätten: doch wurde keiner von allen diesen zum Feuer verdammt.

Mitten unter diesen so weisen und gütigen Reformen, die zwar von einem großen Theile der Einwohner Portugalls mit herzlichster Theilnehmung gebilligt und angenommen wurden, desto kränkender jedoch für die Jesuiten, und ihre Anhänger im Volke seyn mußten, spann sich eine geheime Verschwörung wider das Leben des Königs, unter einigen der Vornehmsten des Reiches an, und man glaubte nachher, daß diese so gedemüthigten Geistlichen aus gereizter Rache auch mitgewirkt hätten.

Der Oberste unter diesen Verschwornen war der Herzog von Aveiro, der von einem unächten Prinzen des königlichen Hauses abstammte, und ein Vetter des, unter der Regierung Königs Johann des V. in so hohem Ansehen gestandenen königlichen Beichtvaters, des Pater Gaspard del Incornatione, war. Da nun der jezige König, Joseph Emmanuel, diesem vornehmen Geistlichen seine vorige Gewalt genommen, die geistlichen Pfründen, welche er dem Herzoge von Aveiro zugewandt, zurückgefordert,

fordert, und die Vermählung des Sohns deßelben mit der Schwester des Herzogs von Cadaval nicht genehmiget hatte, als bis dieser schwächliche Prinz, ihr Bruder, majoren geworden seyn und sich vermählet haben würde; da ferner dieser Herzog von Aveiro es nicht mit gleichgültigen Augen ansah, daß der Graf von Oeiras, der nachher unter dem Namen Pombal sich so auszeichnete, das völlige Vertrauen des Königs besaß, und eben daher auf diesen Minister, deßen Stelle er selbst so gerne bekleidet hätte, den unversöhnlichsten Haß warf, so läßt sichs leicht vermuthen, daß er eben so viele Anreizung durch andere Feinde des Königs nicht gebraucht habe, selbst für seine Person gegen den König den tödtlichsten Haß zu hegen, von dem er glaubte, daß er seine eingebildeten großen Verdienste nicht gehörig einsehe, der im Gegentheil ihn als einen stolzen und kühnen Mann nur gar zu gut kannte, und verabscheuete.

Der Marquis von Tavora war damahls, als Joseph Emmanuel die Regierung antrat, Statthalter oder Vizekönig zu Goa in Ostindien, wohin ihn auch seine Gemahlin begleitet hatte. Sein leutseliges Betragen, seine Privattugenden, seine Gerechtigkeit und Güte, sein von allem Eigennutze entfernter Eifer für die Wohlfahrt des Landes, hatten ihm eine allgemeine Hochachtung zuwegen gebracht. Der König selbst sprach nie von ihm, als mit den größten Lobeserhebungen, und schätzte ihn vorzüglich deswegen, weil er, während seiner Statthalter-

halterschaft in Begleitung seiner heroischen Gemahlin einen Feldzug wider den König der Indier Sunda unternahm, die Vestung Pirroh eroberte, und selbige seinem Könige unterwarf. Vermuthlich erregte diese, dem Marquis vom Könige geschenkte vorzügliche Gunst, den Neid des ersten Ministers, Graf von Oeiras, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser feine Staatsmann, der alles über den König vermochte, demselben den Marquis von Tavora, als einen höchst gefährlichen Mann vorstellte. Doch, dem sey, wie ihm wolle: der Marquis wurde unvermuthet aus Goa zurückberufen und bey seiner Ankunft vom Könige sehr kaltsinnig empfangen, vom Grafen Oeiras hingegen mit den größesten Freundschaftsbezeugungen überhäuft. Tavora, der überhaupts die Gnadenbezeugungen des Hofes wenig achtete, blieb daher auch bey dem kaltsinnigen Betragen des Königes gegen ihn ganz gleichgültig gesinnt: allein zu seinem größten Unglücke hatte er eine Gemahlin von ganz anderer Denkungsart, die er auf das innigste liebte.

Diese Marquisinn von Tavora, war nemlich, ihrer übrigen Vorzüge am Geiste und Cörper ohngeachtet, ein eben so stolzes, als herrschsüchtiges und rachgieriges Weib. Ihr dünkte es äußerste Beleidigung zu seyn, daß der König ihrem Gemahl nicht mehr so leutselig wie ehehin begegnet wäre. Und da sie, als eine Frauensperson nicht selbst am Könige Rache nehmen konnte, so begegnete sie doch wenigstens dem Grafen von Oeiras,

 den

den sie für die Ursache des vom Könige geäusserten Kaltsinnes hielt, öffentlich mit vieler Verachtung, und feuerte ihren Gemahl zur Sache an. Sie lag ihm deswegen immer mit Vorstellungen und Schmeicheleyen in den Ohren, denen er leider nicht lange, nicht herzhaft genug, aus Liebe zu ihr, sich widersetzte. Kurz, der Marquis ließ sich wirklich zu seinem Untergang von seiner Gemahlinn überreden, und bald darauf boten sich auch noch andere Werkzeuge dar, welche sich bey Faßung des gottlosesten Anschlags auf das Leben des Königes, nur allzugeschäftig bewiesen.

Die Jesuiten waren nemlich wider den Minister des Königs, Graf von Oeiras äußerst aufgebracht, weil sie wußten, daß seine Rathschläge Ursache der Einschränkung ihrer Gewalt und des Verlusts ihrer Reichthümer sowohl als ihrer Beichtvaterstellen waren; und in diesem Haße vereinigte sich ein großer Theil des von ihnen aufgewiegelten Volks mit ihnen. Daher rührten denn verschiedene gefährliche Anschläge, die man bereits auf sein Leben gemacht hatte, denen er jedoch jedesmahl glücklich zu entgehen wußte. Da nun auch der König vielfältigen Vorstellungen, daß er seinem bisher so sehr begünstigten Minister nicht zu viel trauen möchte, kein Gehör gab, sondern ihm vielmehr stets neue und größere Beweise seiner Zuneigung schenkte, so sollen einige Glieder der Gesellschaft Jesu, die sich hiedurch für äußerst beleidigt hielten, den verruchten Entschluß gefaßt haben, den König selbst

aus dem Weg räumen zu laßen, weil sie glaubten, daß alsdann der ihnen so verhaßte Minister von selbst stürzen müßte, und daß ihnen unter einer andern Regierung vielleicht weit glücklichere Schicksale bevorstehen würden. Es wurden drey derselben als solche nahmhaft gemacht, die sich bey dieser Verschwörung am meisten wirksam bezeigten, **Malagrida, Matos** und **Johann Alexander**, sämtlich Patres.

Malagrida hatte sich einen großen Namen durch seine verstellte Heiligkeit und vorgegebene Erscheinungen zuwegen gebracht. Die Häuser der Größten und Vornehmsten des Reichs standen ihm offen, besonders aber war er im Hause des Marquis von **Tavora** sehr gut bekannt, und sogar der Beichtvater der Marquisin. Diese soll ihn daher zum Werkzeug gebraucht haben, ihren Gemahl vollends zu überreden, daß er zu dem Mordanschlage wider den König seine Einwilligung geben möchte. Man sagt, dieser Jesuit habe es sogar für ein verdienstliches Werk ausgegeben, wenn man das Volk von einem Tyrannen befreyete, und sich vorzüglich einiger vorgegebenen Erscheinungen und himmlischen Offenbarungen, als eines Hülfsmittels bedienet, den Marquis desto leichter zu überreden. Da man wußte, daß der Herzog von **Aveiro** eben so sehr aufgebracht war, so soll man durch **Malagrida** ihn noch mehr anzufeuern gesucht und ihm durch selbigen, außer den Beweggründen der Rache, auch noch die Vorstellung haben machen laßen, daß

der

der Herzog von Aveiro nach dem Tode des Königs, den Thron selbst würde besteigen können. Da sich nun der Herzog nicht ungeneigt finden ließ, der Verbindung beyzutreten, so soll Malagrida dem Marquis von Tavora, so bald als möglich, Nachricht davon gegeben haben.

Nun gieng man zu Rathe, wie der Mordanschlag am besten auszuführen sey, und Tavora und Aveiro wurden wieder gnte Freunde, die vorher nie in einem guten Vernehmen gestanden waren. Die Berathschlagungen wurden alle in dem Hause der Marquisin von Tavora gehalten, und nach dem, vom portugiesischen Hofe selbst öffentlich bekannt gemachten Urtheile, entdeckte man den eigentlichen Anschlag keinem Menschen, als zweyen Söhnen des Tavora, einem von seinen Schwiegersöhnen, einem Wachtmeister von seinem Regimente, und dreyen Bedienten des Aveiro. Der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora und deßen Gemahlin bestellten die Mörder, bezahlten ihnen 40. Moedas, oder 120. Ducaten, welches Geld sie alle 3. zusammengeschoßen hatten, und schafften Pferde und Gewehre für dieselbigen. Man erkaufte zugleich einige Personen, die hin und wieder aussprengen mußten, es wäre eine Weißagung vorhanden, daß der König nicht lange mehr leben, und der Monat September der letzte seines Lebens seyn würde; ja diese Prophezeihungen wurden sogar in fremden Ländern verbreitet. Endlich beschloß man auch noch in einer der letzten von diesen

sen schwarzen Zusammenkünften, daß am dritten September die Ausführung des Mordanschlags geschehen solle.

In der Nacht des eben angezeigten Tages versammleten sich die Verschwornen, die es aus sichern Nachrichten wußten, daß der König um 10. Uhr von Lißabon aus, wo er, wie man sagt, bey der jungen Marquisin Therese, Gemahlin des Ludwig Tavora einen geheimen Besuch gemacht haben soll, *) nach seinem Landhause Belem, fahren würde, in verschiedenen Rotten, und stellten zwischen dem Lustschloß Dû Meyo und dem von Cirna verschiedene Posten aus. Diese gedungenen Bösewichter hatten mit gehacktem Bley scharf geladene gezogene Röhre, und paßten hie und da dem König auf.

Joseph Emmanuel, der nichts weniger, als eine so große, seiner wartende Lebensgefahr, befürchtete, setzte sich allein in eine Chaise, und hatte bloß einen einzigen Bedienten, mit Namen Pedro Texeira neben sich sitzen, ja es schien beynahe unmöglich zu seyn, daß er dem ihm bestimmten Tode entgehen könnte. Denn wenn er auch bey dem ersten Trupp der Meuchelmörder glücklich vorbeykam, so mußte er doch dem andern in den Weg

 fallen.

*) Hieraus folgert Hr. v. Murr, daß der auf den König gefallene Schuß, nichts weniger, als die Folge einer Verschwörung des Herzogs von Aveiro und der Jesuiten gewesen seye.

fallen. Aber die Vorsehung hatte beschloßen, das Leben dieses Gesalbten, selbst in der größten und außerordentlichsten Gefahr, mächtig zu erhalten.

Als der König um die Ecke der Gebäude des Schloßes **Meyo** herumfuhr, so trat der Herzog von **Aveiro** zuförderst unter einem verfallenen Schwibbogen, woselbst er nebst zweyen Bedienten auf den König lauerte, hervor, und wollte zuerst auf den Kutscher Feuer geben. Allein das Gewehr versagte, und es brannte bloß das Pulver von der Zündpfanne ab. So bald der Kutscher den Blitz gewahr wurde, schloß er auf einen gefährlichen Mordanschlag wider den König, hielt die Pferde, statt sie anzustrengen und geschwinder fortzurennen, das sonst gewöhnlicher Weise bey großer Furcht vor einer androhenden Gefahr geschiehet, zurück; kehrte den Wagen eiligst um, und jagte alsdann mit möglichster Geschwindigkeit nach **Lißabon** zurück, um der Nachstellung zu entfliehen und den König in Sicherheit zu bringen, dem er jedoch kein Wort hievon sagte. Wäre er geraden Weges nach dem Lustschloße **Belem** weiter fortgefahren, so würde des Königs Untergang fast unvermeidlich gewesen seyn, weil er ja alsdann auf den zweyten Posten gestoßen wäre, wo die Zusammenverschwornen ihren Hinterhalt auflauren ließen, und der König alsdann mitten unter seine Mörder gerathen seyn würde.

Doch so gut auch das Umkehren war, und wirklich dem König das Leben rettete, so entgieng er

er dadurch keineswegs aller Gefahr. Als nemlich die beeden Bedienten, die eben so, wie ihr Anführer, Aveiro, Masken vor dem Gesichte trugen, und schwarz gekleidet waren, das Umwenden des Wagens bemerkten, so sprengten sie demselben im vollen Gallop nach, und, da sie keine bequemere Stellung erreichen konnten, so löseten sie von hinten zu ihre beeden mit gehacktem Eisen stark geladenen Carabiner, auf den Wagen, und es war zu bewundern, daß diese zwey Ladungen in einem so engen Raum, als die Postchaise begriff, eindringen konnte, ohne die darinnen sitzenden Personen durchaus zu tödten. Der eine Schuß verletzte nur den äußern Theil der rechten Schulter und des Arms des Königs, der andere Schuß aber fuhr zwischen dem rechten Arm, mit welchem sich der König an den Seitenstangen festhielt, folglich selbigen etwas vom Leibe entfernte, und zwischen der rechten Seite des Leibes durch, ohne einen wesentlichen Theil schwer zu beschädigen. Kaum fühlte er die erlittene Verwundung, als er sogleich dem Kutscher befahl, gerade nach dem Hause seines ersten Wundarztes des Herrn Anton Soares, eines Schülers des berühmten Aliots zu fahren, *) das nicht weit aus dem Wege lag. Er kam glück-

lich

*) Andere Nachrichten behaupten, daß der König nicht, wie in der Sentenz steht, zum Oberwundarzt gefahren seye, sondern vor der Thüre des Marquis von Angeya stillgehalten und denselbigen aus dem Schlafe gewecket habe.

lich daselbst an, setzte jedoch durch seine ganz unerwartete Erscheinung den Arzt in die größte Bestürzung; der alsdann die Wunde besichtigte, und den König durch die Versicherung beruhigte, daß er sie nicht für tödtlich halte. Hierauf ließ sich der König nicht eher verbinden, als bis er zuvor Gott für seine Errettung aus der augenscheinlichsten Gefahr des Todes feyerlichen Dank abgestattet hatte. Alsdann kehrte er nach dem Palaste (der freylich seit dem Erdbeben 1755. bloß aus einem schlechten Gebäude, ein Erdgeschoß hoch, bestehet,) zurück, ließ den Grafen von Oeiras hohlen, und gab demselben Nachricht von diesem mörderischen Ueberfalle.

So sehr dieser darüber erstaunte, so wenig wußte man, wem man die schwarze That zuschreiben sollte. Unterdeßen verfuhr der erste Minister mit der größesten Klugheit. Des andern Tages wurde ausgesprengt, der König sey im Garten einige Stufen hinunter gefallen, und habe sich sehr beschädiget. Den Wundärzten hingegen, und allen, welche zu seiner Bedienung um ihn seyn mußten, wurde unter angedroheter Lebensstrafe verbotten, die wahre Beschaffenheit der Sache irgend jemand zu entdecken. Ueberdieß stellte der Minister den Zustand des Königes von Tag zu Tag gefährlicher vor, ja es breitete sich sogar in Lißabon die Nachricht aus, daß er in den letzten Zügen läge. Dadurch überredete er die Verschwornen, während der Zeit, daß er in Geheim die genauesten Unter-

suchun-

suchungen anstellte, es seye vielleicht der König schon wirklich todt, oder doch wenigstens tödtlich verwundet, und folglich ihr Endzweck erreicht.

Man weiß nicht gewiß, auf was für eine Art gerade dieser so schlaue Minister, der nachherige Graf Pombal, die erste Anzeige von den Schuldigen bekommen habe. Die gemeinste Meynung ist, daß solches durch einen Handschuhmacher geschehen seye, der, als Schwager des einen vom Herzoge gedungenen Meuchelmörders, solchen, bey einer Zusammenkunft mit demselben in seinem Hause, davon habe sprechen hören. Er habe solches dem Minister angezeigt, der ihn sogleich in Verwahrung nehmen laßen, damit die Sache nicht vor der Zeit auskäme. Andere vermuthen, der dritte Bediente des Herzogs habe die Schuldigen verrathen, weil zwar, nach den Acten, drey derselben bey dem Anfalle gegenwärtig gewesen, in dem abgesprochenen Urtheile aber nur von zweyen geredet wird.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so ließ sich doch der Minister noch nichts merken; er wollte zuvor von den Mitschuldigen genau unterrichtet seyn, damit ihm keiner entweichen könnte, und daher wurde denn die Krankheit des Königes für immer gefährlicher ausgegeben, ohngeachtet die Genesung von seiner Verwundung täglich zunahm. Der Graf Oeiras stellte sich vor, an einer solchen Verschwörung müßten nothwendig viele Personen Theil haben, und diese würden nicht ermangeln, ihren auswärtigen Freunden Nachricht davon zu ertheilen.

Daher

Daher erhielt denn der Capitain eines nach Brasilien bestimmten Jachtschiffes, am Tage seiner Abreise eine versiegelte Ordre, welche er erst am dritten Tag nach seiner Abfahrt erbrechen sollte. Es wurde ihm darinne befohlen, alle Paßagiers zu durchsuchen, ihnen alle bey sich habenden Papiere abzunehmen und unverzüglich wieder nach Lißabon zurückzukehren. Er befolgte diesen Befehl, und der Minister fand sowohl unter diesen Papieren, als im Felleisen in einigen Briefen solche Nachrichten, welche ihm hinreichendes Licht verschaften.

Als hierauf alle in der Nähe gelegenen Truppen nach Lißabon zusammengezogen worden waren, unter dem Vorwande, als ob man sie Waffenübungen anstellen laßen wollte; so wurden am 13. Dezember ganz frühe zu Jedermanns Erstaunen plötzlich alle, welche zu den Familien von Aveiro und Tavora gehörten, sowohl in Lißabon, als im ganzen Königreiche, nebst den obgedachten drey Jesuiten und einigen andern Personen, in Verhaft genommen, alle Clöster, Häuser und Collegien, so dem Orden dieser Geistlichen gehörig waren, mit Wachen und Soldaten besetzt, die niemand ohne specielle Erlaubniß und Paß ein- und auslaßen durften, und durch königliche Commißarien alle Bücher, Rechnungen, Briefe und andere Papiere dieser Väter versiegelt. Zu gleicher Zeit wurde auch eine, alle Menschen in Verwunderung setzende Erklärung, bekannt gemacht, in welcher von dem vorgewesenem verruchten Meuchelmorde öffentliche Nach-

Nachrichten ertheilet, allgemeine Ermunterungen, von diesem abscheulichen Vorhaben nähere Entdekungen zu machen, und sich von solcher Anzeige nicht einmal das genaueste Band der Blutsverwandschaft zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, abhalten zu laßen, gegeben; und allen, die wirklich dergleichen Entdeckungen verschaffen würden, sogar den Mitschuldigen, ansehnliche Belohnungen, besonders aber den Unedlen der Adelstand, und den Edelleuten die Würde eines Fidalgo versprochen wurden; Versprechungen, von welchen niemand ausgenommen war, als das Haupt der Verschwörung selbst.

Der König stand indeßen eine der schmerzlichsten Curen aus, die aber wirklich so glücklich für ihn ablief, daß der Arm vollkommen uud ohne Lähmung wieder hergestellt wurde. Hierauf begab er sich mit großer Feyerlichkeit im Gefolge des ganzen königlichen Hauses, unter dem lauten Jubel des Volks, nach der Hauptkirche, wo wegen seiner Errettung und Genesung ein solennes Dankopfer dargebracht wurde.

Von allen Mitschuldigen entkam nur ein Bedienter des Herzogs von Aveiro, einer von den beeden, welche auf den König geschossen hatten. Man konnte, aller angewendeten Mühe ohngeachtet, nichts mehr von ihm erfahren. Die übrigen wurden zu Belem in fürchterliche Kerker geworfen, besonders aber der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora und der Graf von Antigoua

tigoua an dem Hals und an den Füßen gefeßelt. Man gab ihnen blos elende Decken, auf denen sie liegen mußten. Auch alle andere Gefängniße steckten voll von Leuten, von welchen man noch nicht wußte, ob sie schuldig, oder unschuldig waren.

Man arbeitete hierauf an dem Prozeße der Gefangenen, die man zuvor aller bürgerlichen und Nationalrechte der Portugiesen für beraubt erklärt hatte. Da sie den vorgehabten Königsmord nicht gutwillig eingestunden, so wurden sie am 20. Dezember auf die Folter gebracht. Der Herzog von Aveiro konnte bey dem Uebergewichte der Pein, so ihm die Tortur verursachte, nichts als brüllen, und Geständniße ablegen, die er nachher widerrief. Als aber der Marquis von Tavora gefoltert werden sollte, so sagte er zu seinen Richtern: "Meine Herren, ich bin ein alter Mann, der einen Bruch und ein Asthma hat; der erste Zug würde mir das Leben kosten. Und warum soll ich mich martern laßen? So bald ein Mann von meiner Bedeutung in Ketten geschmiedet und so unedel behandelt wird, so ist sein Urtheil schon gesprochen. Er muß verdammt werden, wenn diejenigen, die ihn in diesen Zustand gebracht haben, ihres Lebens wegen sicher seyn wollen. Schreiben Sie daher auf, was ich bekennen soll, alles was Sie nur wollen, soll zugestanden seyn, in keinem Puncte werde ich meine Unterschrift versagen." Sein Sohn, Graf Joseph von Tavora hingegen, konnte auf keine Weise zu irgend einem

Geständ-

Geständniße gebracht werden, so viele Martern man auch an ihm versuchte. Auch eine Erfindung des Alterthums soll man an ihm probirt und ihn auf einem todten, in Verwesung gehenden Cörper, Kopf gegen Kopf, und Leib gegen Leib gebunden, einige Tage lang haben liegen laßen, allein es war alles vergeblich. Man brachte seinen Vater zu ihm, der sich seinem Schicksal unterworfen und das Verlangte bekannt hatte, in der Hofnung, er würde den jungen Grafen überreden, ein Gleiches zu thun. Er wiederhohlte ihm das, was er oben zu seinen Richtern gesagt hatte: er sollte nicht unnöthige Martern leiden, sein und der Seinigen Schicksal wäre unabänderlich entschieden, und hienge nicht von seinen Aussagen ab, er möchte daher bekennen, was man von ihm verlangte. Der Graf hatte sich von der Folterbank, worauf er eben lag, in die Höhe gerichtet, als er seines Vaters war ansichtig geworden, und als dieser zu reden aufgehört hatte, wandte er sich zu den Gerichts-Personen und sagte: "Ich habe sehr viel ausgestanden und Sie wißen es, meine Herren, daß es sehr viel ist. Was ich aber in diesem Augenblick empfinde, übertrift alle vorhergehende Leiden, da ich sehen muß, daß mein armer, alter Vater seinen Verstand verlohren hat." Er warf sich hierauf zurück, und rief: "Fangen Sie nur ihre Martern wieder an; von nun an können Sie mir keine härtere mehr fühlen laßen!"

Man säumte hierauf nicht lang mit Endigung des Prozeßes dieser sämtlichen Unglücklichen, fällte

ihnen am 12ten Januar das schrecklichste Todesurtheil und machte ihnen solches am Tage vor ihrer Hinrichtung bekannt. Als besonders der Marquisin von Tavora die ihr gesprochene Sentenz eröfnet wurde, so fügte die Gerichtsperson hinzu: "Der König erlaube ihr aus besonderer Gnade, sich an ihn zu wenden, wenn sie noch etwas an ihn zu gelangen für nöthig fände." Dieses wollte soviel sagen: wenn sie den König darum anflehen würde, so könnte das Urtheil gemildert werden. Doch sie erwiederte hierauf mit heroischem Tone: Ich habe dem Könige nichts zu schreiben und ihn um nichts zu bitten. Ich habe meinen Mann nie verlaßen. Als er nach Indien gieng, folgte ich ihm. Dieß kann dem Könige nicht unwißend seyn, da es ihm gefallen hat, uns eine ganze Strecke in die See zu begleiten, als wir dahin abgiengen. Es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich ihn diesen letzten Schritt allein wollte thun laßen. Noch einmahl, ich habe dem Könige nichts zu sagen." Da bald hernach ein paar Mönche zu ihr kamen, und sie ermahnten, die kurze Zeit, so sie noch zu leben hätte, auf Gebet und Betrachtungen zu wenden, so sagte sie zu ihnen: "Sie kommen zu frühzeitig, meine Väter, gehen Sie, bis ich Sie rufen laße; ich habe vorher noch einige andere Dinge auszurichten, ehe ich mich der Betrachtung einer andern Welt gänzlich überlaßen kann." Nun wurde sie mit ihrer Kammerfrau allein gelaßen, der sie verschiedene Aufträge an einige vornehme Bekannte und Verwandte machte und häusliche Angelegenheiten

zu

zu besorgen auftrug. Hierauf nahm sie ihre Armbänder ab, die einzige Kostbarkeit, so man ihr noch gelaßen hatte, und gab sie derselbigen zur Belohnung für ihre Dienste. Alsdann erlaubte sie den Mönchen, zu ihr zu kommen und überließ sich mit allem Eifer unter ihrer Anleitung der feyerlichen Zubereitung zu ihrem Tode.

Am Morgen vor ihrer Hinrichtung, die den 19. Jenner 1759. geschahe, ließ sie sich ihre Haare, wie gewöhnlich, zu recht machen, und da die Patres wider eine solche, zur Unzeit vorgenommene Eitelkeit, eifern wollten, so sagte sie: "Widerspricht wohl die Religion dem Wohlstande? Wie sollte ich in einem unsaubern Anzuge öffentlich erscheinen?" Sie forderte hierauf Thee, bedachte sich aber nachgehends anders, und begehrte etwas Caffee. Als ihr die Mönche neue Vorwürfe wegen ihres großen Verlangens machten, ihren Appetit zu stillen, so erwiederte sie ihnen: "Ich verlange nur das, verehrungswürdige Väter, woran ich gewöhnt bin. Uebrigens bin ich überzeugt, daß mein künftiges Schicksal von so gleichgültigen Handlungen keinesweges abhangen werde."

An gedachtem Executionstage, am 19. Januar 1759. nemlich, früh um halb 8. Uhr fieng bereits die Hinrichtung der sämtlich Verurtheilten an. Um sie vollziehen zu können, war auf einem breiten Damme am Tagofluß zu Belem, vor einem der königlichen Schlösser, in welchem sich gerade der König aufhielt, und in welchem sich auch der ganze

hohe Adel versammlet hatte, ein Blutgerüste aufgerichtet. Es waren mehrere Telescope an den Fenstern dieses Palastes angebracht, damit ja die zahlreichen Anwesenden in selbigem alle Scenen dieses fürchterlichen Trauerspieles recht deutlich möchten übersehen können. Die Verurtheilten wurden nun in Tragseßeln herbeygebracht und durch zwey Reihen Fußvolk zu dem Schaffot getragen. Dieses war ebenfalls mit Soldaten umgeben, welche innerhalb ein Viereck ausmachten. Und um diese herum stand Reuterey, um den Pöbel abzuhalten. Die bürgerlichen obrigkeitlichen Personen waren zu Pferd in dem innern Viereck, das vom Fußvolk gemacht wurde.

Die **Marquisin von Tavora** wurde zuerst herbey gebracht, um mit ihr den Anfang der Execution zu machen. Diese Ordnung war auch wirklich die natürlichste, da man bey derselben die genaueste Gradation zu beobachten suchte. Sie trat, zwar nicht ohne Beschämung, aber doch mit noch ziemlich gefaßtem Muthe, auf das Blutgerüste, nahm ein Schnupftuch aus ihrer Tasche, gab es dem Scharfrichter, und verlangte ihr Gesicht damit zuzubinden. Da dieß geschehen war, setzte sie sich, ohne eine Bestürzung von sich merken zu laßen, auf dem Stuhle nieder, der mitten auf dem Schaffot für sie hingestellet war, und hielt ihre Arme gerade aus, damit sie gebunden werden könnten. Der Scharfrichter trennte hierauf sogleich mit einem breiten Schwerdte auf einen Hieb ihren Kopf vom Leibe,

Leibe, der ihr alsdann in den Schoos fiel. Nun wurde ihr Rumpf und Kopf auf dem Boden des Schaffots niedergelegt, und mit einem leinenen Tuche zugedecket.

Zunächst nach ihr mußte ihr zweyter und jüngster Sohn, Joseph Maria von Tavora, ein junger 21. Jahre alter, und, sein Verbrechen abgerechnet, wirklich liebenswürdiger Herr, das Blutgerüste besteigen. Kaum war er auf selbigen angelanget, als er die Decke von dem Leichnam seiner Mutter aufhob, ihren Kopf in die Hände nahm und selbigen mit der innigsten Zärtlichkeit küßte. Er wurde hierauf entkleidet, nackend auf eine Bresche in Form eines Andreas Creuzes ausgespannet, und ein Rieme, der durch ein Brett gieng, das hinter dem Creuze lag, wurde um seinen Hals gelegt, um ihn durch festes Aufwinden zu erdrosseln. Allein da die Maschine nicht tüchtig gemacht war, so schlug der erste Versuch fehl, und dieser junge Herr muste von dem Creuze solange abgenommen werden, bis jene beßer zurecht gemachet wurde. Nach einer kurzen Zwischenzeit wurde er wieder darauf geleget, und befestiget, und sodann von einem Henkersknechte mit dem vorhin erwähnten Riemen erdroßelt, während daß von einem andern seine Glieder mit einem eisernen Kolben durch 18. Schläge zerschmettert wurden. Als er todt war, bedeckte man ihn gleichfalls mit einem Tuche.

Nun traf die Reihe den Graf **Atouguia**, seinen Schwager, und nach selbigem den andern jungen **Marquis von Tavora, Braz Joseph Rameiro**, Capitain der Reuterey. Beede wurden gleichermaßen entkleidet, durch Erdroßelung und damit verknüpfter Zerschlagung ihrer Glieder getödtet, nachher auf dem Boden ausgestreckt, und mit einem Tuche verhüllet. Der leztere hatte noch vor seiner Hinrichtung sprechen wollen, und man hörte ihn sagen, daß er dem Könige und seinen Feinden verzeihe; als einer von den obrigkeitlichen Personen hinritte und zu ihm sagte: wo er nicht schwiege, so sollte er geknebelt werden, das ihn denn sogleich zum Stillesexn brachte.

Unmittelbar nach diesen beeden wurden der Cammerdiener, **Manuel Alvarez Ferreira**, und der Bediente **Johann Miguel**, auf gleiche Weise umgebracht.

Alsdann mußte der alte Marquis von **Tavora**, der Feldherr der Reuterey gewesen war, auf das Schaffot, und sobald er auf selbigem stand, kehrten ihm die beeden um die Infanterie herumstehenden Regimenter Reuterey den Rücken, zum Zeichen der an ihrem General erlebten Schande. Dieser wurde nun lebendig, und folglich, ohne zugleich erdroßelt zu werden, gerädert, und zwar so, daß ihm zuerst der rechte Arm und Schenkel mit einer eisernen Keule zerschlagen, sodann zwey Stöße auf die Brust gegeben und nachher auch noch der linke Arm und Schenkel zerschmettert wurden,

den, welche Stöße alle er, ohne einen Laut von sich zu geben, ausstand.

Hierauf wurde der Herzog von Aveiro auf die Blutbühne gebracht, den man, als das Haupt der ganzen Verschwörung zu desto größerer Beschimpfung mit bloßem Kopfe zum Richtplatze hingeführet hatte. Er wurde auf die nemliche Art, wie der alte Marquis von **Tavora**, hingerichtet, und als man ihm die Glieder zerschmetterte, so brüllete er fürchterlich und schrie aus allen Kräften: "O Gott ich sterbe!" Sein, so wie des alten **Tavora** Cörper wurden sodann auf das Rad gelegt.

Endlich wurde der Bediente **Antonio Alvarez Ferreira**, der auf den König geschoßen hatte, deßen Urtheil dahin lautete, lebendig verbrannt zu werden, zu dem, an der einen Ecke des Gerüstes befindlichen Pfahl hingebracht und angebunden, und sodann auch das Bildniß seines Cameraden, **Joseph Policarpo von Azevedo**, der gleichfalls nach dem König geschoßen, aber sich durch die Flucht gerettet hatte, an dem andern Pfahl angeheftet, welcher am andern Ecke, jenem gegen über, aufgerichtet war. Zuletzt wurden vor dem noch lebenden, am Pfahle angeketteten Mißethäter, alle auf dem Schaffot bisher verhüllete Leichname aufgedeckt, und sodann der unter dem Gerüste befindliche, mit Pech und Theer durchmischte Holzstoß, angezündet, der augenblicklich in Flammen gerieth. Der Herzog von Aveiro und der alte Marquis

von Tavora hohlten noch Odem und bewegten sich, als das Schaffot zu brennen anfieng. Alvarez Ferreira aber, der mörderische Bediente, schien fast eine Viertelstunde lang noch lebend in den Flammen zu seyn. Als die ganze Blutbühne, nebst allen Cörpern darauf, völlig in Asche verwandelt worden war, so sammleten selbige die Henkersknechte, und warfen sie ins Meer.

Alle Güter dieser so schrecklich hingerichteten Personen wurden hierauf, dem Urtheile gemäß, eingezogen, ihre Häuser niedergerißen, geschleift, die Plätze derselben mit Salz bestreuet, und auf selbigen Schandsäulen errichtet, ihre Kinder und Kindeskinder für infam erkläret und bey Lebensstrafe verbotten, daß niemand ihren Geschlechtsnamen führen sollte. Von allen so unglücklich des Lebens beraubten Personen, wurde der Herzog von Aveiro am wenigsten bemitleidet, und daran war sein Caracter schuld, vermöge deßen er sich im Glück stolz, großsprechend und schlechtdenkend, im Unglück aber niederträchtig bezeigte. Ganz anders hingegen verhielt sichs mit dem Marquis von Tavora, der sich, so wie seine liebenswürdigen Söhne, allgemeine Achtung und Zuneigung in ganz Portugall erworben hatte, und daher auch bey seinem schrecklichen Tode durchgehends bedauert wurde.

Die drey Jesuiten, Malagrida, Alexander und Mator, wurden noch einige Monate im Gefängniße behalten, hernach aber hingerichtet, ohngeachtet sich der Papst alle Mühe gab, sie in seine

Hände zu bekommen, und ihr Urtheil zu sprechen. Man hat nicht gewiß erfahren können, auf was für eine Art sie gerade hingerichtet worden sind. Die gemeinste Meinung ist, sie seyen im Gefängniße erwürgt worden; allein andere versichern, sie wären der Inquisition übergeben, von selbiger ihrer geistlichen Würden entsetzt, an einem Pfahl erwürgt, und hernach verbrannt worden.

Nachher traf die ganze Gesellschaft der Jesuiten überhaupts in allen portugiesischen Staaten ein hartes Schicksal, und der Unschuldige mußte mit dem Schuldigen leiden. Mehr als zweyhundert Jesuiten wurden in Verhaft genommen und in enge Gefängniße geworfen. Alles, was nur von weiten einen Schein der Verwandschaft oder Freundschaft mit den Häusern Aveiro und Tavora hatte, wurde in Ketten und Bande gelegt. Man erbauete sogar ganz neue Kerker für die wichtigsten Staatsgefangenen, in welchen sie, zwischen vier dicke Mauern eingeschloßen, sich kaum bewegen konnten. Die Personen weiblichen Geschlechtes wurden in abgelegene Clöster geschickt, und in enge Zellen eingesperrt, ohne allen Umgang mit andern, als mit ihren Hüterinnen.

Die Jesuiten, welche frey geblieben waren, befanden sich in elenden Umständen. Ihre Einkünfte waren eingezogen. Von dem allzugeringen Unterhalte, den ihnen der Hof ausgesetzt hatte, bis man weitere Verfügung träfe, konnten sie nicht leben; und auch ihre Freunde mußten sich scheuen,

etwas zu ihrer Erleichterung beyzutragen; denn jetzt beschuldigte man die ganze Gesellschaft, daß sie durch ihre Lehrsätze zu den abscheulichsten Unternehmungen wider das Leben der Regenten verführe. Der König errichtete auch nunmehr ein hohes Gerichtstribunal, unter dem Namen: del Inconfidenza, das in Staatssachen so fürchterlich war, als die Inquisition bey ihrer höchsten Gewalt in Glaubenssachen.

Alle diese übertriebene Strenge darf jedoch keineswegs dem sonst so gütig gesinnten Könige, sondern vielmehr seinem ersten Minister, dem Grafen von Oeiras, zugeschrieben werden. Joseph Emmanuel war von der Treue deßelben ganz überzeugt, und ließ ihm daher freye Macht, gegen die Staatsverbrecher zu verfahren, wie es ihm gut dünkte. Obgleich die Nation über das grausame Verfahren dieses Ministers, der sich allenthalben fürchterlich gemachet hatte, äußerst aufgebracht war, so daß ihm auch wirklich ein paarmahl nach dem Leben getrachtet wurde; so war jedoch der König jederzeit mit seinem gesammten Betragen in so hohem Grade zufrieden, daß er ihn zum Marquis von Pombal ernennte, ihm das Staatsruder völlig anvertraute und ihn mit außerordentlich reichen Einkünften versah.

Ohngeachtet auf dieses Ministers Anstiften, bereits im Jahre 1759. ganze Schiffe voll Jesuiten nach Italien übergeführt worden waren, zu grossem Leidwesen des römischen Hofes, welcher nicht

wußte, wo er mit diesen armen Leuten hin sollte; so ist doch das Jahr 1760. eigentlich die unglückliche Epoche ihres gänzlichen Falles. In diesem Jahre unterzeichnete Joseph Emmanuel ein Edikt, vermöge deßen die Jesuiten, auf ewige Zeiten, aus allen portugiesischen Staaten verbannt seyn sollten. Diesem zufolge wurden alle noch in Portugall befindlichen Jesuiten, auf dazu gemiethete fremde Schiffe gebracht, und, wo man nur am besten zukommen konnte, in Italien ans Land gesetzt. Nach den asiatischen, africanischen und americanischen Besitzungen war der Befehl ergangen, alle Jesuiten nach Portugall zu schicken, und man sah nach und nach ganze Schiffe voll anlangen, die auf gleiche Art nach Italien geschaffet wurden. So mußten diese unglücklichen Leute Länder verlaßen, worinnen sie theils gebohren worden waren, oder in welchen sie wenigstens so lange Jahre gewohnet hatten, daß sie solche für ihr Vaterland ansehen konnten, und das um gewißer Verbrechen willen, woran unstreitig einige von ihnen Theil hatten, die aber dem größten Theil von ihnen nicht zur Last gelegt werden konnten!

Im Jahre 1781. beschäftigte sich das ganze portugiesische Staats-Ministerium mit Untersuchung eines Prozeßes, der den ehemahligen Staatsminister Marquis von Pombal und die so wichtige Frage betraf: ob nach dem am 12. Januar gefällten Urtheile die angesehensten Personen des Königreiches schuldig oder unschuldig wären enthauptet, gerädert oder

oder verbrannt worden? Königin **Maria I.** hatte eine besondere, aus 15. Personen bestehende Commißion dazu ernennet, welche alle zur Aufklärung dieses Rechtshandels gehörige Urkunden untersuchen sollte. Nun kamen auch die Jesuiten mit einer vom Pater **Timotheus Oliveira** aufgesetzten Bittschrift zu dem Thron der Königin, und begehrten als solche, die über 20. Jahre lang grausam behandelt worden wären, und unschuldig Elend und Verfolgung ausgestanden hätten, Ehrenerklärung und Ersatz der ihnen entzogenen Güter. Schon hoften diese für sich bessere Schicksale, als ein von den Exjesuiten in Rom verfertigtes Buch: Memoria Catholica betitelt, in welchem viele gekrönte Häupter, und vorzüglich der König von Spanien sehr gemishandelt werden, nach **Portugall** kam und sich verbreitete, worüber die Königin äußerst misvergnügt wurde. Die Bittschrift der Jesuiten verlohr nach und nach ihren Eindruck, den sie bey der Königin gemacht hatte, und ihre Hofnungen schwanden auf einmal. Die Revision des Prozeßes über die Königsmörder von 1759. war am 23. May 1781. geendigt, allein das Resultat wurde geheim gehalten, und nur bekannt gemacht, daß das in der **Madrider** Zeitung enthaltene Vorgeben: als wenn alle Verurtheilte durch ein Decret unter dem 7. April für unschuldig wären erklärt worden, irrig und ungegründet sey. Das Schicksal **Pombals** wurde bald darauf, im August nemlich, gleichfalls entschieden. Das königl. Decret erklärte ihn nemlich für einen Mißethäter, der exemplarisch gestraft

zu

zu werden verdiene; doch wolle die Königin in Ansehung seines hohen Alters, und weil er mit Verabscheuung seiner verwegenen Ausschweifungen um Vergebung gebeten, das Todesurtheil nicht vollziehen laßen; allein ihr Befehl seye, daß er, bis auf weitere Ordre, 20. Meilen vom Hofe entfernt, sich aufhalten solle.

XVIII.

Marcus Montreal, *)

Johanniterritter und Haupt italienischer Parthey-gänger, zu Rom 1354. enthauptet.

Als der, durch ein sonderbares Glück von der geringsten Volksclasse zur höchsten Würde eines Tribuns in Rom gelangte, und vom Fanatismus ganz beseelte Nicolaus Rienzi bereits um einen großen Theil der Achtung, des Gehorsams, und des Zutrauens des römischen Volkes wieder gekommen war, das in ihm zuvor ihren Erretter von dem Despotismus des hohen Adels verehrte, und ihm allein die Wiederherstellung des glücklichsten Zustandes (wie man sich damahls in Rom ausdrückte,) verdankte; so sahe sich dieser vom blinden Glück auf eine Zeitlang so sehr erhobene Mann genöthigt, aus Mangel eines eigenen Vermögens, um seine Truppen gehörig zu unterhalten, nach dem

*) S. Guthrie und Gray allgem. Weltgeschichte, VIII. B. p. 392. 393. Schillers Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten, I. Band Leipz. 1788. p. 90 — 99. Letzte Gesinnungen zum Tode verurtheilter Standespersonen, Leipz. 1777. I. Band p. 15 — 21. und Archenholzens neue Litteratur und Völkerkunde, 1790. Nro V. May, p. 402 — 404.

dem Beystande reicher und mächtiger Personen sich umzuthun. Er nahm daher in einer so großen Verlegenheit zu dem in den damahligen Zeiten so berühmten Johanniterritter, **Marcus Montreal**, seine Zuflucht. Es bot sich ihm ohnedieß zu **Perugia**, auf welche Stadt der Papst den Rienzi, wegen seiner Einkünfte angewiesen hatte, die beste Gelegenheit dazu dar.

Die beeden Brüder des Ritters, die Arimbaldo und Bertone hießen, waren nemlich im Jahre 1354. eben damit beschäftiget, die unermeßlichen Summen Geldes in **Perugia** unterzubringen, die ihr Bruder erbeutet hatte. **Montreal** war damahls der erste und mächtigste aller Partheygänger, oder **Condottieri**, in Italien. Man hatte ihn schon aus dem **Neapolitanischen** verjagt, und als gerade damahls die **Florentiner** einen Theil ihrer in Sold genommenen ausländischen Truppen abdankten, die aus französischen und deutschen Soldaten oder vielmehr aus Räubern bestanden, so begaben sich diese Leute alle, die über 1000. Mann stark waren, zum **Montreal** und wählten sich ihn zum Anführer, um durch ihre Räubereyen und Plünderungen ganz **Toscana** zu brandmarken und zu verheeren. Ja ganz Italien war schon vor **Montreals** Namen mit Schrecken erfüllt.

Der Tribun Rienzi lernte damahls gerade **Montreals** Brüder in **Perugia** kennen, und als er ihr Geschäfte erfuhr, so suchte er sie so sehr auf seine Seite zu bringen, daß sie bey ihrem Bruder

Mon-

Montreal die Erlaubniß auswirken möchten, einen Theil seiner Gelder, die in ihren Händen waren, ihm überlaßen zu dürfen, damit er sich deßelbigen zur Wiederherstellung seines Ansehens und seiner Macht bedienen könnte. Es gelang auch wirklich dem Rienzi, von Montreal Vorschuß zu erhalten, mit selbigem sich in gehörige Verfaßung zu setzen und zugleich dritthalbhundert Mann Soldaten, meistens Deutsche, die Montreal entlaßen hatte, und die in Perugia unbeschäftigt gestanden waren, in Sold zu bekommen, mit denen er auch im Junio 1354. nach Vorausbezahlung eines monatlichen Soldes an sie, ungesäumt nach Rom eilte, und da vom Volk aufs neue mit innigstem Entzücken aufgenommen, ja gleichsam auf den Händen nach dem Capitol getragen wurde.

Bald nachher unternahm Rienzi mit diesen Söldnern und einigen andern Truppen die Belagerung der Stadt Palestrina, wo sich die meisten über ihn Misvergnügten unter Colonna als ihrem Anführer befanden. Doch bald gab es große Unruhen bey den Belagerern, weil der zurückbleibende Sold sie äußerst unzufrieden machte. Rienzi, der die ganze Zeit über Montreals Brüder bey sich behalten und sie durch Ehrenstellen, die ihm nichts kosteten, an seine Person gefeßelt hatte, brachte es bey denenselbigen durch seine große Ueberredungskunst aufs neue dahin, daß sie ihm aus seiner grossen Verlegenheit halfen und ihm zum zweytenmahle eine ziemliche Summe vom Gelde ihres Bruders vor-

vorstreckten, das er sogleich unter die fremden Soldaten austheilte, und dadurch den Aufruhr dämpfte.

Montreal, der den Rienzi nicht persönlich kannte, und also von seiner Beredsamkeit nicht eingenommen war, wie seine Brüder, war gleich im ersten Anfange mit ihrer großmüthigen Unterstützung des Tribuns gar nicht zufrieden gewesen, und hatte sehr ungern in eine solche Anwendung eines Theils seiner Schätze gewilliget. Er hielt seinen Schuldner für einen elenden Abentheurer, der sein Wort niemahls würde erfüllen können oder wollen. Doch nun verlohr er gar alle Gedult bey der neuen unvorsichtigen Nachgiebigkeit seiner Brüder gegen den Rienzi. Er eilte daher selbst nach Rom, um sich von der nähern Beschaffenheit der Sachen persönlich zu unterrichten.

Montreals Ankunft und die Absicht, warum er in Rom erschien, vergrößerte das ohnedieß schon große Murren des Volks über Rienzi noch mehr. Die Verachtung, mit welcher der Ritter vom Tribun redete, machte bey den Römern grossen Eindruck und seine Drohungen überzeugten dieselbigen gar bald, daß sein Arm ihn eben so leicht stürzen würde als ihn sein vorgestrecktes Geld empor gehoben hätte.

Die Wuth und Bestürzung des Rienzi, als er diesen unternommenen Schritt Montreals erfuhr, war unbeschreiblich groß, und zwar vergrösserte sich solche durch eine Weibsperson aus dem

Gefolge des Ritters noch mehr, die, weil sie sich von Montreal beleidigt zu seyn glaubte, zu dem Tribun floh. Da Rienzi von dieser vernahm, die Gefahr, welche ihm Montreal drohe, seye äusserst, so opferte er alles auf, um einen so heftigen Sturm abzuwenden und ließ sogar die Belagerung von Palestrina unvollendet, um eilends nach Rom zu kommen. Als er, von des Ritters beeden Brüdern begleitet, daselbst angekommen war, so ließ er sogleich seinen ungestümen Gläubiger, Montreal, vorfordern.

Montreal, der nicht das mindeste davon wußte, daß ihn ein ihm untreu gewordenes Weib an Rienzi verrathen habe, erschien ganz unerschrocken auf so eine Einladung bey dem Tribun. Doch kaum hatte er die Schwelle des Palastes betreten, als man ihm schon eiserne Ketten anlegte, und ihn in einen Kerker warf. Zu gleicher Zeit wurden auch Arimbaldo und Bertone, die beeden Brüder Montreals, unter dem Vorwande gefangen gesetzt, als ob sie Mitschuldige einer gefährlichen Verschwörung wären, von der Rienzi hie und da Gerüchte verbreiten ließ.

Montreal fürchtete sich vor Rienzi eben so sehr nicht, weil er in seinen Reichthümern und der großen Bedürfniß des Tribuns das sicherste Mittel zu finden glaubte, sich in Freyheit setzen zu können. Er bot ihm daher große Schätze an, wenn er seine Gefangenschaft aufheben würde, und machte sich anheischig, ihm seine beeden Brüder

zurück-

zurückzulaßen, die er als Geiseln so lang behalten könne, bis er ihm die versprochenen Summen ausgezahlt hätte. Allein Rienzis Absicht war, auf eine weit sicherere Art mehr zu erlangen, als ihm Montreal versprechen konnte. Die Verbindlichkeit, die er gegen den Ritter hatte, machte ihn unversöhnlich, und daher war er denn fest entschloßen, seine ziemlich angewachsenen Geldschulden in dem Blute seines Gläubigers gänzlich zu tilgen; und alle Anerbietungen des Ritters waren nicht im Stande, ihn von seinem eben so undankbaren als grausamen Vorsatze abwendig zu machen.

Rienzi ließ hierauf dem unglücklichen Montreal förmlich den Prozeß machen. Man suchte alles hervor, was ihn zu einem Verbrecher qualificiren konnte. Alle gemachte Beute, alle Verheerungen, alle bey den Plünderungen seiner Söldner in Florenz und Italien zu schulden gekommenen Grausamkeiten wurden ihm nun aufgebürdet. Um ihn aus seinen Aussagen verdammen zu können, riß man ihn schon in der unmittelbar auf seine Gefangennehmung folgenden Nacht aus seinem Bette, um ihn zur Folter zu führen. Als der Ritter die Anstalten und Werkzeuge seiner Peinigung erblickte, so konnte er sich nicht enthalten in Scheltworte auszubrechen. "Ihr Schurken" sagte er zu den Henkersknechten, die sich anschickten, ihn zu martern, "wollt ihr euch wohl unterstehen, einem Manne von meinem Stande so zu begegnen?" Man brachte ihn, seiner Einwen-

dung ohngeachtet doch auf den Wippgalgen, und als er bereits von der Erde aufgehoben war, so rief er wehmüthig aus: "Ach, bin ich denn nicht mehr der Feldherr eines furchtbarn Heeres? Ist es möglich, daß ich mich in einem solchen Zustande erblicken muß, nachdem ich ganz Italien zittern gemacht habe?" Rienzi erreichte durch diese veranstaltete Tortur seinen Endzweck, denn der unglückliche Montreal wurde durch die ihm unerträgliche Marter zum Geständniß einer Menge von Schandthaten gebracht, um welcher willen er ihn verurtheilen konnte, öffentlich vor den Augen des Volkes gehenkt zu werden.

Montreal gerieth über dieses Urtheil in die äußerste Wuth. "Wie?" – rief er einmahl über das anderemahl aus, – ein General, vor dem ganz Italien gezittert hat, soll sein Leben auf eine so schimpfliche Art verlieren?" Nach und nach schien er zwar mehr Faßung anzunehmen, und verglich oft sein Schicksal mit dem traurigen Loos des heiligen Petrus und Paulus, die in eben dieser Stadt durch die Hand des Henkers hätten sterben müßen. Aber auch dieser erkünstelte Trostgrund konnte nur auf wenige Augenblicke seiner Verzweiflung Einhalt thun. Unaufhörlich stand seine entehrende Strafe, der Galgen, vor seinen Augen, und das Beyspiel jener beeden Heiligen war viel zu unvermögend, ihm Gedult und Gelaßenheit im Leiden einzuflößen.

Unter dergleichen beständigen Abwechselungen von scheinbarer Geistesruhe, und banger Verzweiflung, brachte er seine zeitlichen Angelegenheiten einigermaßen in Ordnung und nahm von seinen beeden Brüdern, die über sein trauriges Schicksal in Thränen zerfloßen, rührenden Abschied. Er verzieh es ihnen, daß sie durch ihr unvorsichtiges Geldvorschießen sich und ihm so sehr geschadet hätten, ermunterte sie, daß sie beede lebenslang unzertrennlich, als treue Brüder, vereinigt bleiben sollten, um dadurch sich glücklich zu machen, und gab ihnen die Versicherung, daß es ihn bey seinem schmählichen Tode beruhige, sie von der Todesstrafe frey zu erblicken.

Bey seiner Hinführung zur Execution hub er die Augen unaufhörlich zum Himmel empor und verfluchte bald sein trauriges Geschick, bald aber küßte er wieder das Crucifix, welches er in seinen Händen trug. Zu dem zahlreich versammleten Volke sagte er unter andern: "Wie könnt ihr wohl, gute Leute, den Tod eines Mannes zugeben, der euch niemahls beleidiget hat? Ach, ich sehe es nur gar zu gut ein, mein Reichthum und eure Armuth sind schuld an meinem Untergange! Glaubet es jedoch sicherlich, der Tyrann, der mich zum Tode verurtheilet hat, wird von meinem Tode lange nicht den Vortheil haben, den er sich davon verspricht; er wird vielmehr sein eigenes Verderben beschleunigen!"

Als man ihm sein Urtheil zum zweytenmahle vorlas, gerieth er über das Wort Galgen, das er zu hören geglaubt hatte, so ganz außer sich, daß er auf einmahl mit Ausbrüchen der äußersten Wuth auffuhr. Er beruhigte sich jedoch wieder, so bald man ihm die Versicherung gegeben hatte, daß Rienzi die ihm gesprochene richterliche Sentenz gemildert und befohlen habe, daß ihm bloß neben dem Galgen der Kopf abgeschlagen werden solle. "Ach!" rief er aus, als er bereits an dem Platze seiner Hinrichtung stand, "ach! ich stand nur vor weniger Zeit noch an der Spitze eines zahlreichen Heeres, und hatte die größten Anschläge zum Ruhme der Stadt Rom, und das alles soll mit mir umkommen? Ach! so muß ich denn sterben?"

Unter dergleichen für ihn äußerst qualvollen Abwechselungen von Schwachheit und Standhaftigkeit sah er seinen letzten Augenblick herannahen. Er machte sich selbigen zu Nutz, empfahl Gott im Gebet seine Seele, und warf sich neben dem Galgen auf die Kniee nieder, wie man ihm solches zu thun, zuvor vorgeschrieben hatte. Als er fühlte, daß man das Beil an seinem Hals ansetzte, um die Gelenke der Wirbelbeine zu treffen, so sagte er zu dem Scharfrichter: "Du legest es nicht an, wo es sich gehört." Darauf wieß sein Kammerdiener, der ein Wundarzt war, dem Scharfrichter den rechten Ort; und im Augenblicke darauf war der Kopf vom Rumpfe getrennt.

Ein solches Ende nahm im Jahre 1354. Montreal, der zwar sein Wort ritterlich gehalten und die dem Rienzi zugesicherten Summen völlig abgetragen haben würde; von dem es jedoch aber auch wahrscheinlich war, daß er sich in der Folge von aller Verbindlichkeit los geglaubt hätte, und an der Spitze seiner Bande vor Rom erschienen wäre, um auf einmahl seine Rachsucht am Tribun, und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Nichts war leichter, als daß Montreal, der schon längstens Absichten auf Rom hatte, und dem es bekannt war, mit welcher Leichtigkeit Rienzi selbst zum Glück gelanget seye, in Rom den Herrn spielen zu dürfen, nun auf den Gedanken hätte gerathen müßen, von seiner natürlichen Kühnheit sowohl als von einer großen Menge der verwegensten Leute unterstützt, einen Angriff auf Rom zu wagen. Von jeher hatten die Römer selbst so was von dem Ritter gefürchtet, und ihn daher gehaßt, doch jetzt bey seinem schmählichen Tode, von welchem sie Augenzeugen abgaben, war alles dies vergeßen und sie bemitleideten ihn sogar als einen Unglücklichen, der bloß dem schändlichsten Eigennuze des Tribuns, aufgeopfert worden wäre.

Rienzi erreichte jedoch seine Absichten keineswegs ganz. Arimbaldo, der Bruder Montreals, machte mit dem Cardinal Alborno, der dem Tribun todtfeind war, gemeinschaftliche Sache, und traf solche Anstalten, daß Montreals Vermögen außerhalb Rom nicht in seine Gewalt kam, sondern viel-

mehr unter die verschiedenen Unglücklichen vertheilt wurde, die Montreals blutige Streifereyen durch Italien um Güter, Häuser, Ehre, Kinder und Weiber gebracht hatten. Blos dasjenige, was Montreal in Rom besaß, konnte Rienzis Nachsuchungen nicht entzogen werden. Und eben dieß an sich gerißene Vermögen des Ritters half ihm noch auf eine kurze Zeit, um den Ungestüm seiner deutschen Soldaten abzuhelfen. Doch in die Länge hinaus rettete ihn nichts mehr und am 8ten October 1354. verlohr er selbst in einem wider ihn entstandenen Volksaufruhr, vor dem Thore seines Palastes, aus dem er sich in Bettlerskleidern flüchten wollte, sein Leben, ward noch im Tode schrecklich zerstümmelt und zuletzt von den Juden verbrannt, so daß also Montreals Ausspruch richtig eintraf: sein Tod würde für ihn mehr schädlich als nützlich seyn.

XIX. Jacob

XIX.

Jacob von Armagnac,*)

Herzog von Nemours, und Graf von la Marsche, zu Paris 1477. enthauptet.

Er war ein Sohn Bernhards von Armagnac, Hofmeisters Ludiwgs des XI. und fand, eben dieser Würde seines Vaters wegen, Gelegenheit von Jugend auf um den König zu seyn und folglich mit ihm auferzogen zu werden. Daher rührte die ausserordentliche Gunst, die er in der Folge bey dem Könige eine ziemliche Zeit genoß. Daher kam es, daß Ludwig ihm, als seinem Lieblinge, die Würde eines Herzogs und Pairs von Frankreich beylegte, ohngeachtet in den damahligen Zeiten, blos die Prinzen von Geblüt sich dieser Ehre rühmen durften.

Diese Huld seines Königs hätte ihm freylich der stärkste Reiz zur lebenslangen Treue gegen denselben seyn sollen; allein er war in der Folge so undankbar, in die Streitigkeiten sich verwickeln zu

 laßen,

*) S. Allgemeine Welthistorie, 38sten Band, p. 135. rc. Guthrie und Gray allgemeine Weltgesch. X. Bandes I. Abtheil. p. 733 — 776. Historischen Bildersaal, IV. Band pag. 255. 256.

laßen, die damahls Ludwigs Reich beunruhigten, und der vorzüglichste Beförderer der sogenannten Liga, oder des Bündnißes für das gemeine Beste, zu seyn. Besonders aber begünstigte er alle Vergehungen des Grafen Johann von Armagnac, dieses Oberhauptes seines ganzen uralten Hauses, der sich seiner Begnadigung ohngeachtet, die ihm Ludwig gleich bey seiner Thronbesteigung angedeihen ließ, doch wider eben denselbigen in der Folge zum öftern empört, den König in England wider ihn zur Wegnahme der Provinz Guyenne heimlich gereizt, selbigen mit 15000. Mann wider Ludwig unterstützen zu wollen versprochen, und sonst allerhand Unruhen in dem Innern Frankreichs erreget hatte. Als nun derselbe, vor der, unter dem Grafen Dammartin wider seine besoldete Truppen anrückenden königlichen Armee, die Flucht zu seinem Bundesgenoßen, dem König von Arragonien ergriff, so sah sich Jacob von Armagnac allein dem gerechten Zorne seines Oberherrn ausgesetzt, der ihn wegen der zuvor an ihn verschwendeten Gnade, um so viel schwerer traf.

König Ludwig erklärte ihn nemlich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig und trug dem Grafen Dammartin den Befehl auf, ihn als einen solchen zu behandeln. Dieß geschahe im Jahre 1469. Doch der Herzog von Nemours bat um Gnade, und erlangte sie auch wirklich auf die Fürbitte des Hauses Bourbon, mit welchem er in Verbindung stand, und auf die Vorstellungen Dammartins

martins bey dem Könige selbst, nachdem man ihn zuvor durch die stärksten Eydschwüre sowohl, als durch andere Maasregeln außer Stand zu setzen gesuchet hatte, neue Treulosigkeiten zu begehen. Uebrigens wurde nicht nur seine Begnadigung in soweit eingeschränkt, daß ihm, wofern er in der Folge des Meineyds in Absicht dieser zugeschwornen Treue überwiesen werden könne, alle, izo zwar verziehenen Verbrechen, aufs neue angerechnet, und die verdienten Strafen dafür zuerkennt werden sollten; sondern man nöthigte ihn auch, daß er in einige ihm zugehörige feste Orte, königliche Truppen als Besatzung einnehmen, und selbige auf seine Kosten unterhalten mußte.

Unterdeßen hatte der König den nach Arragonien geflohenen Grafen Johann von Armagnac vor Gericht fordern lassen. Da er sich jedoch nicht stellte, so wurde er ein Jahr darauf, im Jahre 1470. nemlich, für einen Verbrecher der beleidigten Majestät erkläret, und aller seiner Güter verlustig, die man unter Ludwigs Befehlshaber vertheilte, und von welchen besonders den Herzog von Guyenne der feste Platz Lectoure eingeräumt wurde. Drey Jahre darauf, nachdem er wieder in den Besitz einiger, vorher ihm angehörigen Güter, durch den Herzog von Guyenne gelangt war, wagte er eine neue Empörung wider den König, der damahls mit der Demüthigung des Herzogs von Burgund und Bretagne, alle Hände voll zu thun hatte. Ja es gelang ihm sogar, sich des Platzes

tzes Lectoure wieder zu bemächtigen und zugleich den königlichen Stadthalter in Guyenne Herrn von Beaujeu, als Gefangenen in seine Gewalt zu bekommen.

Als hierauf König Ludwig wider den rebellischen Grafen Johann von Armagnac Truppen schickte, so rieth ihm Jacob von Armagnac, er sollte mit seinem Gefangenen, dem Herrn von Beaujeu, nach Arragonien fliehen, wo er am besten gesichert wäre. Doch der Graf verwarf diesen Vorschlag und wagte es, eine Belagerung in Lectoure auszuhalten. Sie hatte schon 2. Monate gedauert als man Unterhandlungen anfieng. Nachdem man ihm einige Bedingungen bereits zugestanden hatte*) und er sich für ganz sicher hielt, drangen die königlichen Truppen unversehens in die Stadt. Nun überfieleu die Sieger den Grafen in seiner Wohnung und ermordeten ihn mit vielen Dolchstichen, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß der so rachgierige König Ludwig diese niederträchtige That veranstaltet habe, weil nachher Gorgias, der Mörder des Grafen, ein silbernes mit Thalern angefülltes Gefäß zur Vergeltung erhielt, und Schütze unter der Leibwache wurde. Auch an der Gemahlin des Grafen, an ihren Bedienten, und an allen Ein-

*) Man erzählt sogar, der Cardinalbischof Joffredi von Albi, der die Belagerer commandirte, habe, um den Grafen desto sicherer zum Glauben an die eingewilligten Puncte zu bewegen, eine geweihete Hostie mit dem Grafen getheilet.

Einwohnern der Stadt, wurden von den Truppen des Königs die schrecklichsten und die Menschheit im höchsten Grade entehrenden Grausamkeiten und Schandthaten verübet. Beynahe die ganze Stadt wurde von den Flammen in einen Steinhaufen verwandelt, und verschiedene Herren von der Parthey des Grafen wurden mit dem Schwerde, oder mit dem Rade hingerichtet. Zuletzt begieng man noch die allerschwärzeste, wahrhaft henkermäßige That, denn man zwang die schwangere Gräfin einen Trank einzunehmen, der nicht nur das Kind in ihrem Leibe tödtete, sondern auch Ursache war, daß sie 3. Tage darauf elendiglich ihren Geist aufgab.

Ein solches trauriges Ende nahm **Johann von Armagnac** mit den Seinigen! So übel bekam ihm sein aufrührisches Betragen gegen **Ludwig**, der kein Bedenken trug, die größten Grausamkeiten auszuüben, ja den man sogar in Verdacht hatte, Urheber an dem Tode seines leiblichen Bruders, Herzog **Carls von Guyenne**, gewesen zu seyn, der Gift bekommen hatte.

Jacob von Armagnac hätte sich billig an diesem Exempel spiegeln sollen. Die schrecklichen Wirkungen der königlichen Rache, die ein so naher Verwandter von ihm ausstehen mußte, hätten ihm, der ohnedieß schon einmahl in Gefahr war, von **Ludwigs** Zorn zu Grunde gerichtet zu werden, und mit genauer Noth noch Begnadigung erhielt, die stärkste Warnung vor neuer Untreue wider den König abgeben können. Allein, statt sich mit größter

Sorg-

Sorgfalt vor neuen Meutereyen zu hüten, ließ er sich thörichter Weise überreden, bey den kühnen Unternehmungen, die der damahlige Connetable Ludwig von Luxemburg, Graf von St. Paul, aufs neue wider den König wagte, Theil zu nehmen. Dieser eben so feine Staatsmann, als unerschrockene Krieger, der ehehin schon zu seinem Vortheile die zwischen dem Könige und seinem Bruder Carl entstandene Unruhe immer beßer angefacht hatte, und als ein äußerst verschmitzter und unternehmender Kopf den damahligen Großen des Reichs in ihrem Bündniße (Liga) mit Rath und That an die Hand gieng, fieng im Jahre 1475. neue Ränke an. Er ermahnte nemlich die Herzoge von Bourbon und Nemours auf das lebhafteste, sie möchten ihre Vasallen aufbieten, und sich mit den Truppen der übrigen wider den König verbündeten Großen, vereinigen. Der Herzog von Bourbon that hierauf gerade das Gegentheil und fiel sogar in Burgund ein, schlug das Heer des Grafen von Roußi, dieses Sohns des Connetabels, und bekam ihn als Gefangenen in seine Hände; allein der so leichtsinnige Herzog Jacob von Armagnac gab den Vorstellungen des Connetabels Gehör. Als nun des Connetables Unternehmungen dem Könige berichtet wurden, und derselbe sich bey dem Bruder des Königs, Carl, durch listige Vorspiegelungen, Schutz verschaft zu haben glaubte, so wendete sich Ludwig an seinen Bruder, und brachte es durch große, ihm gemachte Versprechungen, dahin, daß selbiger, den zu ihm geflüchteten Grafen von St.

Paul

Paul ihm auslieferte, welchem alsdann bald nachher der Proceß gemacht wurde. Da dieser Connetable durch seine eigene Briefe und Siegel, seiner vornehmsten Verbrechen leicht überführt war, so wurde ihm das Urtheil gesprochen, enthauptet zu werden, das auch wirklich am 23. Decemb. 1475. auf einem, vor dem Rathhause der Stadt Paris errichteten Schaffot öffentlich vollzogen wurde.

Bey den Verhören, die man mit selbigem vorgenommen hatte, bezog er sich in seinen Aussagen auch auf Jacob von Armagnac, und beschuldigte ihn, daß selbiger in einem geheimen Verständniße mit ihm sich befunden habe. Auf diese Anklage ließ der König daher diesen öfters schon treulos gewesenen Herzog sogleich in Verhaft nehmen, und trug dieß Geschäfte dem Herrn von Beaujeu auf, der sich seiner auch wirklich in Carlat bemächtigte, und ihn nach Vienne brachte. Von da aus wurde er nach Pierre-Encise, in ein feuchtes und kaltes Gefängniß geschaft, das für ihn äusserst schauderhaft gewesen seyn mußte, weil seine Haare, als er kaum einige wenige Tage in selbigem eingekerkert war, schneeweiß wurden. Nachher kam er in die Bastille, wo man ihn im Anfange ein ganz leidliches Gefängnißzimmer bewohnen ließ: als er aber die ihm gegebene Wache zu bestechen suchte, sperrte man ihn in einen eisernen Käfig.

Bey dem Anfange dieses Prozeßes, so traurig in der Folge auch der Ausgang deßelben für den unglück-

unglücklichen Armagnac war, fanden sich keine offenbare und überführende Beweise: es widersprachen sich vielmehr die wider ihn aufgestellten Zeugen zum öftern selbst, so wie er für seine eigene Person es keineswegs an nachdrücklicher Vertheidigung ermangeln ließ, die er lang mit vieler Gegenwart des Geistes führte. Doch da man ihn zuletzt mit der Folter bedrohete, so gestand er aus Furcht vor einer ihm so grausenvoll dünkenden Behandlung sogar mehr, als man von ihm zu wissen verlangt hatte. Es sey nun, daß er seiner Sache eine für ihm günstige Wendung zu geben glaubte, wenn er die angesehensten Männer des Staats darein verwickelte; oder daß er sich nur an denen, die ihn schlecht unterstützt hatten, und denen er sein Unglück Schuld geben mochte, dadurch rächen wollte; genug, er entdeckte oder ersann vielmehr eine neue Verschwörung, in welche Johann von Bourbon, die Prinzen des Hauses Anjou, der Graf von Dammartin und fast alle Capitaine der Ordonanzcompagnien verwickelt seyn sollten.

Nachdem eben hiedurch und durch viele andere Ausflüchte mehr, der Prozeß bereits über zwey Jahre lang gedauert hatte, wurde endlich in dem Jahre 1477. unter dem Vorsitze des Herrn von Beaujeu das Urtheil gefällt, nach welchem "Jacob von Armagnac, Herzog von Nemours und Graf von la Marche, als ein Verbrecher der beleidigten Majestät enthauptet werden, und was er an Gütern besaß, dem König anheim fallen sollte." Die

Güter

Güter wurden zuerst eingezogen und unter die Herren vertheilt, welche der König belohnen wollte: wobey man sich wundern muß, theils daß unter den Erben dieses unglücklichen Mannes, diejenigen, die ihm den Prozeß machten, oben an standen und besonders Herr von Beaujeu die Grafschaft la Marche bekam, theils daß die 3. Söhne und die 3. Töchter des beklagenswürdigen Herzogs, die noch alle Kinder, folglich ganz schuldlos waren, mit dem Verlust aller dieser, ihnen von Rechtswegen gehörigen Güter, auf die gewißenloseste Weise gestrafet wurden.

Hierauf befahl der König, daß das Urtheil ohne weitere Säumniß vollstreckt werden sollte, und zwar vor den Kaufmannshallen zu Paris. Das Zimmer, wohin der Gefangene zur Anhörung seines Urtheils gebracht werden sollte, und in welchen sich deshalben das Parlament versammelt hatte, wurde mit schwarzem Tuche behängt, und das Pferd, auf das man ihn setzte, um ihn theils dahin, theils zum Hinrichtungsplatze zu bringen, war mit einer schwarzen Schabracke beleget. Als er in das schwarzbekleidete Zimmer vor seine Richter getreten war, so sagte er, daß er zur Befreyung seines Gewißens genöthiget wäre, feyerlich zu erklären, alles dasjenige, was er von einer Verschwörung gegen den König und den Dauphin angegeben habe, und in welche die vorhin genannten hohen Personen verwickelt seyn sollten, seye ohne allen Grund und stütze sich bloß auf ungewiße

Gerüchte und leere Muthmaßungen. Uebrigens bekannte er noch verschiedene, an Privatpersonen verübte Erpreßungen, und verlangte, daß man selbige von seinen Gütern entschädigen sollte.

Endlich wurde am 4. August 1477. das Urtheil selbst vollstrecket, und obgleich vor den Kaufmannshallen ein beständig bleibendes Schaffot sich befand, so errichtete man doch ein neues und bedeckte daßelbe gleichfalls mit schwarzem Tuche. Alsdann wurden die sechs jungen unschuldigen Kinder des Herzogs, wovon das älteste 12. Jahre alt war, mit bloßem Haupte, gefaltenen Händen, und in weißen Kleidern, unter selbiges gestellt; der tödtliche Streich geschahe, und das Blut des hingerichteten Vaters besprützte, dem königlichen Befehle gemäß, die zarten Kleinen.

Einer so barbarischen That, konnte nur die blutdürstige und aller Gefühle der Menschlichkeit beraubte Seele Ludwigs des eilften, fähig seyn. Im Anfang war es Labung für sein Herz, an einem Feinde dieser Art, seine Rache befriedigt zu haben und deßen Kinder sogar mit seinem Blute gefärbt, erblicken zu können; doch in der Folge verursachte ihm eine so grausam veranstaltete Hinrichtung die quälendsten Gewißensbiße, die ihn besonders noch in seiner Todesstunde auf das schrecklichste peinigten. Besonders hatten ihn die letzten Außagen des unglücklichen Armagnacs so unruhig und argwöhnisch gemacht, daß er das

bekannte

bekannte Gesetz gab, nach welchem alle diejenigen, die von einer Verschwörung wider die Person des Königs, der Königin und des Dauphins, auch nur die geringste Wißenschaft haben und sie verschweigen als Theilnehmer an der Verschwörung selbst angesehen und bestrafet werden sollten.

XX.

Thomas Armstrong,*)

Ritter, Lieutenant bey der Leibwache und Stallmeister des Königs Carls des II. wegen Hochverraths zu London 1684. hingerichtet.

Dieser vornehme Engländer stammte von einer alten und angesehenen Familie ab, und wurde, weil sich sein Vater in königlichen Diensten außer Landes befand, zu Nimwegen in Holland gebohren, die Zeit seiner Geburt aber kann nicht mit Gewisheit entdeckt werden. Er ließ schon in jungen Jahren eine lebhafte und kriegerische Gemüthsart von sich blicken, wodurch er sich bey vielen Leuten von Stande Bekanntschaft und Hochachtung erwarb. Während der Landesverweisung des Königs Carls des II. war er ein sehr eifriger und geschäftiger Anhänger der königlichen Parthey, wodurch er sich die Feindschaft des Protector Cromwells zuzog, der ihn gefangen setzen ließ. Da sich die übrigen Anhänger der königlichen Parthey seiner kräftig anzunehmen, zu unvermögend waren, so mußte er in solcher

*) S. Sammlung von merkwürdigen Lebensbeschreibungen größtentheils aus der britanischen Biographie rc. IV. Th. Halle, 1757. p. 493 — 524.

solcher Gefangenschaft viel ausstehen, ja beynahe wäre er unter seinem Unglück ganz versunken, wenn ihm nicht ein ungefährer Zufall zu seiner Freyheit verholfen hätte.

So hart das Schicksal gewesen war, in das ihn seine Treue gegen den vertriebenen König gestürzt hatte, so ließ er durch selbiges doch keineswegeges seinen Muth schwächen, noch seine pflichtmäßige Treue gegen Carl den II. mindern. Dieß bewog die vornehmsten Freunde, die der König in seinen Ländern hatte, daß sie ihn erwählten, zu dem Könige, der sich damahls zu Brüßel befand, mit Wechselbriefen von großem Werth und andern Papieren von noch größerer Wichtigkeit zu reisen, welchen Auftrag er auch pünktlich ausrichtete, persönlich alles dem Könige übergab, und deßen Antworten darauf, sicher und glücklich nach England zurückbrachte. Da der Protector hievon die genauesten Nachrichten durch seine Kundschafter eingezogen hatte, so ließ er den Armstrong in den ersten Tagen nach seiner Zurückkunft in Verhaft nehmen, und in das Gatehaus bringen, wo er eine zweyte schwere Gefangenschaft auszustehen hatte, und in großer Gefahr, sein Leben zu verlieren, schwebte. Er kam hierauf als Gefangener in den Tower, und erhielt seine Freyheit nicht eher, als durch den Tod des Protectors.

Nachdem er den Kerker verlaßen hatte, so kehrte er wieder zu dem Dienste seines Herrn, des Königs Carls des II. zurück, der ihn bereits vor-

vorher aus Dankbarkeit für seine wichtigen, mit der größten Treue ihm geleisteten Dienste, besonders aber für die seinetwegen nach Brüßel gewagte Reise, dadurch belohnet hatte, daß er ihn in den Ritterstand erhob. Er war hierauf einer der vornehmsten unter den Freunden des Königes, welche die vortrefliche Addreße an den Lord General Monk unterzeichneten, um dadurch die Wiederherstellung des Königes zu bewirken, das auch in der That geschah.

Nach der Zurückkunft Carls II. in sein Reich, wurde Armstrong von selbigem mit mehrern Beweisen vorzüglicher Gnade überhäufet, und zu vielen Diensten von großer Wichtigkeit gebraucht. Der König beförderte ihn nicht nur zu dem Posten eines Lieutenants bey einem von den Haufen der Leibwache zu Pferde, sondern machte ihn auch zu seinem Stallmeister. Die Hitze und Heftigkeit seines Temperaments verleitete ihn jedoch zu einigen Ausschweifungen, insonderheit zu einer, die für seinen Ruhm nicht nur nachtheilig war, sondern ihm auch sogar sein Leben hätte kosten können, wenn solches nicht die besondere Gunst des Königs hintertrieben hätte. Dieses war die Ermordung eines gewißen Herrn Scroop in einer Streitigkeit vom Comödienhause; welcher Unglücksfall es für ihn nothwendig oder doch wenigstens zuträglich machte, das Königreich zu verlassen. Er that dieß auf eine anständige Weise und als ein Begleiter von dem natürlichen Sohne

des Königs, Jacob Crofts, der nachher unter dem Titel eines Herzogs von Monmouth in der Welt so bekannt geworden ist. Er diente nebst ihm in Flandern mit großem Ruhm, erwarb sich die besten Kenntniße und Erfahrungen in der Kriegskunst, und machte sich als ein eifriger und tapferer Officier bey allen kriegerischgesinnten Edelleuten, die diesem Herzoge anhiengen, von Tag zu Tage beliebter.

Da der Krieg zu Ende war, kehrte Sir Thomas Armstrong nach England zurück, und stand, allem Vermuthen nach, bey dem Könige in eben so hohen Gnaden und eben so großem Ansehen, als sonst jemahls. Dieß dauerte aber nicht lange. Denn da bald darauf allerley Unruhen entstanden und sich sowohl bey Hofe als auf dem Lande Partheyen aufwarfen, so hatte er das Unglück auf solche Anschläge zu gerathen, die dem Könige sehr misfallen mußten. Anfangs ließ Carl II. gegen Armstrong bloß Kaltsinn und Unwillen blicken, in der Folge aber nahm er ihm alle ihm zuvor beygelegten Ehrenämter wieder und entfernte ihn gänzlich von seinem Hofe. Sein langer freundschaftlicher Umgang, den er mit dem zuletzt so unglücklichen Herzog von Monmouth gepflogen hatte, und seine noch immer fortdauernde Anhänglichkeit an demselbigen, gab die erste Ursache zur Ungnade des Hofes gegen ihn ab, und zog ihm zuletzt auch seinen gänzlichen Untergang zu. Er war von Natur hitzig und eifrig in einer jeden Sache, in

welche er sich einmahl einließ; und da der Hof dem Herzog stark anlag, von der einmahl ergriffenen Parthey sich loszumachen, so war Armstrong in den Diensten deßelbigen sc unermüdet, so eifrig, so standhaft, daß er als einer seiner vornehmsten Rathgeber betrachtet wurde.

Bey den geheimen Unterredungen, welche nachher zwischen diesem unglücklichen Herzog von Monmouth, dem Grafen von Shaftesbury, dem Lord Howard, Lord Grey und andern vorfielen, war Sir Thomas Armstrong sehr geschäftig und eifrig, wie aus allen, das damahls sogenannte Complot betreffenden Verhören, erhellet; welches in der That ein Anschlag wider die Regierung war, an dem verschiedene Monate hindurch geschmiedet wurde, von welchem aber nicht klar genug ist, ob er mit Gewalt ausgeführt werden sollte, oder nicht. Die Theilnehmung Armstrongs daran, betraf, wie man glaubte, hauptsächlich die Leibwache, mit der er ja, als Officier bey derselben, am besten bekannt war, daher er denn, wenn der Anschlag, sich derselbigen zu bemächtigen, aufs Tapet kam, vorzüglich zu Rath gezogen wurde. Man hatte einen klaren Beweis, daß er bey der sträflichen Zusammenkunft in Sheppords Hause, welche im October 1682. gehalten, und in der ein in Dorsetshire zu erregender Aufruhr verabredet wurde, zugegen gewesen seye. Die Entdecker des Complots sagten auch aus, daß Armstrong die Leibwache anzugreifen in Vorschlag gebracht, selbige

dige nebst Monmouth und Lord Grey insgeheim in Augenschein genommen, und bey der Zurückkunft erzählt habe, die Leibwache seye auf ihrem Posten sehr nachläßig und sicher, folglich würde sie bey Anwendung erforderlicher Gewalt, leicht zu überwältigen seyn.

Kaum hatte der Hof dergleichen für Armstrong höchst nachtheilige Nachrichten eingezogen, als man sich schon alle Mühe gab, sich seiner zu bemächtigen. Weil er von den wider ihn gemachten Entdeckungen bey Zeiten Nachricht erhalten hatte, so entwischte er, hielt sich einige Zeit in England verborgen auf, und schwebte dabey immer in der größten Unruhe und Furcht entdeckt zu werden, so unerschrocken und muthig er auch vorhin jederzeit sich bewiesen hatte. Da er in der Folge nicht länger in England sicher zu seyn glaubte, so entwich er nach Holland, legte sich den Namen Heinrich Lawrence bey, und glaubte daselbst ganz unerkannt leben zu können. Weil aber Herr Chudleigh, der Abgesandte des Königs Carls daselbst, von den Staaten eine Vollmacht erhielt, diejenigen von den Complotmachern, welche aus England entflohen waren, in Verhaft zu nehmen; so wurde er zu Leyden von dem dasigen Schout oder Polizeybeamten, gefänglich eingezogen und an den Abgesandten des Königs, gegen ein Geschenk von 5000. holländischen Gulden, ausgeliefert.

Er wurde hierauf auf das königliche Jachtschiff, Catharina, gebracht, um ihn nach England

 hin-

hinüber zu schicken. Armstrong muß sich damahls wirklich in der größesten Verwirrung befunden haben, denn außerdem würde er gewiß sein Leben haben retten können. Er war ja in Holland gebohren, daher würden ihm denn die Staaten, wenn er sich ohne Zeitverlust an sie gewendet hätte, ohne Zweifel durch Verleihung ihres Schutzes, Sicherheit verschaffet haben. Allein die Eilfertigkeit des englischen Abgesandten verhinderte solches, denn dieser ließ ihn über Hals und Kopf an Bord schleppen, um sich durch Ueberlieferung eines Verbrechers, an dem er dem König soviel gelegen zu seyn glaubte, in England beliebt zu machen.

Schon damahls, als sich dieser unglückliche Ritter noch in Holland aufhielt, wurde zu London eine Anklage wegen des Hochverraths wider ihn angebracht und er in die Acht erkläret. Da er aber wirklich als Gefangener nach England hinübergeschickt worden war, so wurde beschloßen, vermöge dieser Achtserklärung wider ihn zu verfahren, ohne ihm die Wohlthat eines Verhörs angedeihen zu laßen. Sobald er daher in England ankam, so wurde von dem Staatssekretair eine Vollmacht bewilliget, ihn in Newgate gefangen zu setzen, die am 10. Junii 1684. datiret war. Vier Tage darauf wurde er vor die Schranken von des Königs Bank zu Westmünster geführet; woselbst der Generalanwald dem Gerichtshofe in Vorschlag brachte, daß er vermöge der Achtserklärung zur Hinrichtung möchte verurtheilet werden. Der Lord Oberrichter

befahl

befahl auf diesen Vorschlag, Thomas Armstrong auf die Achtserklärung anzuklagen, und fragte ihn, was er vorbringen könnte, um die Sprechung seines Todesurtheils zu hintertreiben? Alsdann berief sich der unglückliche Armstrong auf das Statut Eduards des VI. in welchem verordnet worden, daß wenn eine in die Acht erklärte Person, welche sich jenseit des Meers befände, sich in Zeit von einem Jahre, dem Oberrichter von England darstellte, dieselbe die Anklage umstoßen, oder appelliren, und die Wohlthat eines Verhörs genießen könnte: auf welche Wohlthat auch er aus dem Grunde Anspruch mache, weil er sich ja binnen Jahresfrist vor den Gerichtsschranken persönlich gestellet hätte. Der Lord Oberrichter erwiederte hierauf, daß sich dieses angezogene Statut nicht auf seine Umstände schicke, da er sich ja nicht freywillig dargestellet habe, sondern in Verhaft vor die Gerichtsschranken gebracht worden wäre. Nun verlangte Armstrong einen Advokaten wegen dessen, was Rechtens wäre, und da ihm solches abgeschlagen wurde, so führte er den Umstand an, daß der König dem Halloway, der sich mit ihm in vollkommen einerley Umständen befunden, die Wohlthat eines Verhörs angedeihen zu laßen, geruhet habe. Auf dieß versetzte der Oberrichter, daß dasjenige, was mit dem Halloway geschehen, aus bloßer Gnade und Barmherzigkeit des Königs hergerühret, welcher auch ihm, wenn es ihm gefiele, eben diese Gnade könne widerfahren laßen, das aber freylich eine Sache wäre, die den Gerichts-

richtshof nichts angienge. Alsdann trat der Generalanwald auf, und sagte, daß Armstrong keine Nachsicht oder Barmherzigkeit vom Könige verdiene, weil es aus den, wegen des neulichen Complots abgelegten Zeugnißen, bekannt geworden wäre, daß nachdem die Feuersbrunst zu Newmarket den Anschlag des Ryehauses, den König zu ermorden, vereitelt, er, Armstrong, einer von den Personen gewesen, welche sich wirklich anheischig gemacht, bey der plötzlichen Abreise des Königs von Newmarket nach der Stadt zu gehen, und ihn unterweges umzubringen. Hierauf unterbrach der Lord Oberrichter den Anwald und sagte zu ihm, daß sich der Gerichtshof nicht auf Zeugniße, sondern auf die Achtserklärung gründen müßte. Alsdann setzte er seine Hinrichtung auf den nächstfolgenden 20. Junii fest, so daß also augenscheinlich recht damit geeilt wurde, den unglücklichen Ritter aus dem Leben zu schaffen.

Von diesem, am 14. Junii gehaltenen Verhöre aus, wurde der zum Tod ohne Gnade verdammte Armstrong, nach Newgate zurückgebracht, in ein engers Gefängniß gesetzt, mit Feßeln beladen und äußerst hart behandelt. Die Strenge dehnte man auch sogar auf seine Verwandten aus, denn die eine Tochter von ihm, Miß Catharina Armstrong, die zu ihrem unglücklichen Vater ins Gefängniß kam, und ihn auf ihren Knieen liegend, um seinen letzten Seegen bat, hatte die Kränkung, vom Kerkermeister geschlagen zu werden, die andere aber,

Mat-

Matthews Armstrong, wurde von dem Lord Oberrichter in dem Gerichtshofe gefangen gesetzt, weil sie über die harte Begegnung, welche ihrem Vater wiederfuhr, sich einige Ungedult hatte merken lassen; sie wurde aber hernach, ohne Gerichtsunkosten zu bezahlen, wieder losgelaßen.

Freytags, den 20. Junii 1684. um 9. Uhr des Morgens kamen die Sherifs von London und Midlesex nach Newgate, und forderten den unglücklichen Armstrong ab, welcher sogleich auf eine Schleife gesetzt und unter Begleitung einer zahlreichen Wache an den Ort der Hinrichtung geschleppet wurde. Er brachte die Zeit, indem er so nach Tyburn gebracht wurde, damit zu, daß er in dem Buche: the whole duty of Man,*) las, bis er den Galgen zu Gesichte bekam. Sodann legte er das Buch bey Seite, kehrete sich mit aufgehabenen Händen und Augen gegen den Himmel zu, bis er unter den Galgen kam, wo er ohngefähr eine Viertelstunde auf der Schleife blieb. Ehe er auf den Karren stieg, welcher für ihn in Bereitschaft stand, bat er den Sherif, dem Dr. Tennison zu erlauben, daß er zu ihm kommen dürfte. Nachdem hierauf Armstrong dem Sherif ein Papier

*) Diese vortrefliche Abhandlung, von der ganzen Pflicht des Menschen, ist allem Vermuthen nach ein Werk des eben so gelehrten als frommen Bischofs Chappel und kam zuerst 1658. im Drucke heraus.

Papier *) eingehändiget hatte, so knieete der Doctor mit ihm nieder und betete mit ihm ohngefähr eine Viertelstunde, während welcher ganzen Zeit Armstrong eine anständige und heroische Mine beybehielt und alle Todesfurcht besiegt zu haben schien.

Nachdem er von seinem Gebete aufgestanden war, zog er sich das Halstuch und den Hut ab, und gab beedes seinem Bedienten, der ihn begleitet hatte, und ihm neben der Schleife her immer treulich gefolget war. Hierauf knieete er selber nieder, betete eine kurze Zeit mit Inbrunst und Andacht, so daß er Gott wegen seiner manchfaltigen und himmelschreyenden Sünden, die er nur gar zu oft began=

*) Der Inhalt dieses Papiers war, daß er sich vor allem in Absicht des ihm geziehenen Vorhabens, den König zu ermorden, entschuldigte, und vor Gott betheuerte, weder auf Cromwells Anstiften in Brüßel, noch nachher auf dem Weg von Newmarket bis London dem König nach dem Leben getrachtet zu haben. Ferner beschwerte er sich in dieser Schrift, daß man ihn im Gefängniße so hart gehalten, und die Gnade, die man doch dem Halloway angedeihen ließ, ihm versagt habe. Zulezt versicherte er noch, daß er sein Todesurtheil zwar für sehr hart und unverdient halte, aber doch reuevoll über seine Sünden, als wahrer Protestant, mit allen Menschen ausgesöhnt, sterbe, und dem Könige, so wie der ganzen englischen Nation noch in den lezten Lebensaugenblicken, Segen von Gott erbitte.

begangen habe, um Verzeihung anflehete, und mit einer Uebergebung seiner selbst an den Gott des Himmels und der Erden, vor deßen Richterstuhl er sogleich erscheinen sollte, den Beschluß machte; wobey er die ganze Welt, mit welcher er in Friede und Liebe zu sterben hoffte, bat, daß sie ihm vergeben möchte. Als er dieß Gebet geendiget hatte, stand er wieder auf, und legte seine Perücke ab, worauf ihm eine weiße Mütze gereicht wurde, die er aufsetzte. Da man kurz darauf den Strick an ihm fest machte, richtete er seine Reden hauptsächlich an einen Edelmann, welcher neben ihm stand; und nach einer kurzen Weile hub er seine Hände auf und fieng von neuem an zu beten, so daß sich sein Gesicht während der ganzen Zeit, bis auf den Augenblick, da der Karren fortgezogen wurde, wenig veränderte. Da nemlich der Scharfrichter ihm die Mütze über die Augen gezogen hatte, fuhr er die ganze Zeit über, auch sogar da er schon hieng, so lange noch Leben in ihm war und er seine Lippen regen konnte, mit Beten fort. Nachdem er ohngefähr eine halbe Stunde gehangen und der Scharfrichter ihm seine Kleider ausgezogen hatte, wurde er, dem Urtheil gemäß abgeschnitten, sein Kopf abgehauen, und dem Volk als der Kopf eines Verräthers vorgezeigt, sein Herz und Eingeweide aus dem Leibe gerißen und den Flammen aufgeopfert, sein Körper aber in 4. Theile zerhauen, welche, nebst seinem Kopf nach Newgate geführet wurden, daß der König nach seinem Gutbefinden damit schalten möchte. Diese wurden hernach öffentlich

fentlich zur Schau ausgestellet, indem man seinen Kopf in der Westmünsterhalle zwischen die Köpfe des Cromwell und Bradshaw, eines von seinen Viertheilen auf Templebar, zween andere bey Aldersgate und Aldgate aufsteckte, und das vierte nach Stafford hinabschickte, für welche Stadt er in dem Parlamente Dienste geleistet hatte.

Als nach der Revolution überhaupt das gesammte rechtliche Verfahren wegen des Rye Complots mit großem Eifer wieder vorgenommen, und eine Untersuchung angefangen wurde, um zu entdecken, welche die Beförderer der Hinrichtungen des Lord Rußel, des Obersten Sidney und des Thomas Armstrongs gewesen, die man nun ohne Scheu Mordthaten hieß, so bewies auch die Wittwe Armstrongs, die eine Nichte des Grafen von Clarendon war, vielen Eifer, diejenigen rechtlich zu verfolgen, die daran Antheil gehabt, daß ihr unglücklicher Ehemann zu einem so schmählichen Tod verurtheilt und mit demselbigen beleget worden war. Sie reichte zu dem Ende im November 1689. eine Bittschrift an das Haus der Gemeinen in ihrem eigenen und ihrer Töchter Namen ein, worauf eine Committee ernannt wurde, die Sache zu untersuchen und dem Hause ihre Berichte abzustatten. Man trieb die Sache im Anfang mit vielem Eifer, und auf die Entschließungen, so die Committee gefaßt hatte, befahl das Unterhaus, "daß Erlaubniß ertheilt werden sollte, eine Bille einzubringen, das Urtheil Sir Thomas Armstrongs umzustoßen, und seine

seine Wittwe und Kinder aus dem Vermögen der Richter und Verfolger schadlos zu halten." Man verhörte die Wittwe und beeden Töchter, und sodann beschloß das Haus, daß der Name des besonders verklagten Generalanwalds den Namen der übrigen Verfolger Armstrongs beygefügt, und aus dem Hause vertrieben, ja daß die Richter und übrigen Verfolger deßelbigen, seiner Wittwe und Kindern, zu einer Erstattung des Verlusts, den sie durch seine Verurtheilung erlitten, eine Summe von 5000. Pfund Sterling bezahlen sollten.

Aller dieser nachdrücklichen Entschließungen ohngeachtet, erfolgte doch nichts aus denenselbigen, denn die Sitzung des Parlaments endigte sich bald darauf, und also gieng die Bille verlohren. Folglich blieb die geschehene Verurtheilung Armstrongs in ihrer völligen Kraft und die Familie dieses unglücklichen Edelmannes unter den traurigen Schicksalen, welche selbiger seine schmähliche Hinrichtung verursachte, bis endlich, im sechsten Jahre der Regierung Wilhelms und Mariens, seine Verurtheilung durch eine Schrift, wegen Ungültigkeit des Verfahrens in der Königsbank, umgestoßen wurde.

XXI.

Johann Fischer *)

Cardinal und Bischof von Rochester, im J. 1535. zu London enthauptet.

Es ist von seiner Geburt weiter nichts bekannt, als daß er ohngefähr ums Jahr 1455. in dem Kirchensprengel von York zur Welt gekommen seye. Er gieng auf die Universität Cambridge, und sammelte sich daselbst die gründliche Gelehrsamkeit, die man von ihm rühmte, so wie er eben daselbst auch die theologische Doctorwürde überkam. Nach der Zeit wurde er zum Beichtvater der Margaretha, Gräfin von Richmond, der Mutter König Heinrichs des siebenden, bestimmt, bey der er so viel galt, daß sie auf sein Anstiften, die Collegia des heiligen Johannis und Christi, zur Verbeßerung der Universität Cambridge, daselbst erbauen ließ, und die dasigen Lehrer der Gottesgelehrsamkeit, so wie die Doctores der Theologie zu Oxford mit ziemlichen Einkünften versorgte, ja auch überdieß noch große Geldsummen an Prediger so wohl, als an dürftige Personen, austheilte. Nicht

*) S. Schröks Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten, I. B. II. Abtheil. p. 162. — 169. Burnet histoire de la reformat. d' Angleterre Tom. I. p. 819 — 822. Guthrie und Gray allgem. Weltgesch. XIII. Bandes I. Abtheil. p. 785. 786. du Pin nouvelle Biblioth. des autheurs eccles. T. XIV.

Nicht weniger war es auch seinen rastlosen Bemühungen, der Kirche und Gelehrsamkeit in England aufzuhelfen, geglückt, heilsame Wirkungen zu haben, wie denn wirklich auf seinen Rath mehrere auswärtige berühmte Theologen, Sprachgelehrte und in andern Fächern große Männer berufen worden sind. Wegen dieser so ausgebreiteten Verdienste gelangte er denn mit Rechte zu dem ehrenvollen Amte eines Canzlers der hohen Schule zu Cambridge, und im Anfange des 16ten Jahrhunderts trug ihm König Heinrich VII. sogar das Bisthum Rochester ohne sein Gesuch auf. Diesen Posten bekleidete er bis an seinen Tod, und ob man ihm gleich in der Folge etlichemahl ein größeres und einträglicheres Bisthum ertheilen wollte, so begnügte er sich doch an dem, das er bereits hatte, und verwendete alle seine Kräfte darauf, daßelbe würdig und mit Segen zu verwalten. Ja seine Wachsamkeit, Sorgfalt und Treue war so groß, daß er jährlich alle Kirchen seines ganzen Bisthums visitirte und in denselben predigte.

Als nach dem Tode Heinrichs des VII. Heinrich der VIII. auf den englischen Thron kam, — ein König bey dem so viele schlimme Eigenschaften mit guten vermischt waren, der den wankelmüthigsten Character besaß, und nicht bloß seine Staatsbediente und Gemahlinnen gar oft verwechselte, sondern auch selbst in seinem Reiche die so wichtige Religionsänderung anfieng — so erwieß er in den ersten Jahren seiner Regierung gegen Fischern eine große Vorliebe, ja überhäufte ihn an seinem Hofe mit Beweisen königlicher Huld und be-

diente sich nicht selten bey wichtigen Vorfällen seines Raths mit gewünschtem Erfolge. Allein Fischer taugte ganz und gar nicht an einen Hof, und zum nähern Umgang mit einem Könige, der sich im mindesten nicht widersprechen ließ. Er hatte nie das Schmeicheln gelernt und war nicht genug Herr über sich selbst, bey solchen Gelegenheiten, wo er sich hätte mäßigen, und seinem Könige in wichtigen Dingen gegründete Einwürfe, auf bescheidene Art machen sollen.

Es währte nicht lange, so brachte er sich durch heftige Vertheidigung der bekannten Gemahlin Heinrichs VIII. Catharinä von Arragonien, und durch Misbilligung der Ehescheidung von ihr, die der König vornahm, um einen ziemlichen Theil seiner vorigen Gunst. Fischer nahm sich dieser unschuldigen Königin mit ziemlichem Eifer an, und sein Ansehen machte bey dem Volke wirklich einen solchen Eindruck, der dem Könige nicht anders als mißfällig seyn mußte. Doch da er einmahl durch seine, wider den Willen des Papstes durchgesetzte Ehescheidung, eben denselben, so wie den Kaiser zu beleidigen kein Bedenken trug, so machte er sich noch weniger aus den Einwendungen eines Bischofs, und strafte ihn blos mit seinem Unwillen, ohne weiter einige Gewaltthätigkeiten gegen ihn auszuüben.

Da Fischer von Jugend an vielen Eifer für die catholische Religion, in der er erzogen worden war, bewies, so ist leicht zu erachten, daß er nachher im Alter, als die so bekannte Veränderung der Religion in England ihren Anfang nahm, die nemliche Denkungsart beybehalten und sich den,

vom

vom Könige deshalb getroffenen Anstalten widersetzt haben werde, so viel nur immer in seinem Vermögen stund. Als dieser König aus Rache wegen der versagten Ehescheidung alle Gemeinschaft zwischen dem Papste und zwischen der englischen Kirche aufhub, sich selbst hingegen zum Haupt dieser Kirche machte, ohne jedoch für seine Person den catholischen Glauben zu verlaßen, so ließ Fischer, dieser so treue Anhänger des Papstes, von der Zeit an, den feindseligsten Gesinnungen gegen den König in seinem Herzen Raum, ja erweckte sogar durch sein unvorsichtiges Bezeigen, bey dem Könige einen starken Verdacht der Untreue gegen ihn. Ein Mädchen in der Grafschaft Kent, mit Namen Elisabeth Barton *) gab nemlich im Jahre 1534. vor, daß sie Offenbarungen vom Himmel bekäme, und eine davon war sogar des Inhalts, daß der König in kurzem würde umgebracht werden. Fischer erfuhr solches alles gar bald, und ließ alsdann die vermeynte Prophetin deshalben näher befragen, zeigte aber am Hofe nichts von dem allen an, was er ausgekundschaftet hatte. Ganz natürlicher Weise mußte es ihm nun vom Könige, der bald darauf doch dahinter kam, sehr übel ausgeleget werden, daß er sich mit solchen Dingen einließ, und sein dadurch bewiesener Mangel an Ergebenheit gegen den König zog ihm dessen Ungnade in ziemlich hohen Grade zu. Doch bald nachher wurde sein Unglück vollends zur Reife gebracht.

Das Parlament hatte nemlich den König wirklich als das Haupt der Kirche erkannt und es

*) Siehe ihre Biographie im dritten Theile.

wurde bey Lebensstrafe befohlen, daß ihn jedermann in dieser Würde verehren sollte, ja man setzte zugleich auch einen Succeßionseid auf, welcher zur Befestigung dieses Rechts, und der Folge auf dem königlichen Thron, von der hohen Geistlichkeit sowohl, als von weltlichen vornehmen Gliedern des Parlaments, geleistet werden sollte. Fischer war einer von denjenigen, welche sich weigerten, diesen Eid zu schwören. Zwar hatte er gegen die Thronfolge überhaupts nichts einzuwenden; aber die Eidesformel, in welcher unter andern auch folgende Puncte vorkamen: daß die Vermählung des Königs mit der Anna von Boley, oder Bullen, welche an die Stelle der verstoßenen Königin Catharina von Arragonien gekommen war, rechtmäßig sey; daß die Kinder, welche aus dieser Ehe gebohren werden würden, eben so, wie ihr Vater befugt seyn sollten, die Würde eines Haupts der englischen Kirche zu bekleiden; und daß dem Papste nicht mehr Gewalt zukomme, als jedem andern Bischofe — diese Eidesformel misfiel ihm.

Da er nun dieselbe zu beschwören standhaft und sogar hartnäckig abschlug, so ließ ihn Heinrich VIII. im Jahre 1534. in den Tower setzen und seine Einkerkerung, die ein Jahr lang währte, war hart und grausam, denn es wurde ihm nicht nur Dinte und Feder genommen, aus Besorgniß, er möchte etwas wider die Ehescheidung des Königs und seine höchste Gewalt in kirchlichen Sachen schreiben, sondern es wurden ihm auch kaum einige Lumpen zur Bedeckung seines Cörpers gestattet,

und die Heizung seines Zimmers unterblieb beynahe gänzlich, auch bey der heftigsten Kälte. Der Papst glaubte nun, den Bischof Fischer für den Eifer, den er für ihn und seine höchsten Rechte jederzeit so thätig bewiesen hatte, dadurch einigermaßen zu belohnen, daß er ihn zum Cardinal ernennte. Er ließ ihm diese Standeserhöhung gerade zu der Zeit, als er im Gefängniße lag, bekannt machen, und glaubte vielleicht, daß der König, um dieser neuen Würde willen, mit Fischern schonend verfahren würde. Allein eben dieser Umstand beschleunigte vielmehr deßen blutiges Ende; denn König Heinrich achtete diese Erhebung Fischers, seines Gefangenen, für einen Schimpf, den ihm der Papst hätte anthun wollen; daher wurde denn sein Bisthum im Jahre 1535. den 2. Januar für vacant erkläret, und er selbst in der Folge verurtheilet, daß er durchs Schwerdt sterben sollte, obgleich der Groskanzler, Herzog von Suffolk und die übrigen Richter ihm eine noch schimpflichere Lebensstrafe zuerkannten. Fischern wurde also dadurch das nemliche Todesurtheil gesprochen, das König Heinrich ohngefähr 14. Tage nachher, wegen der nemlichen Verweigerung in Absicht der Eidesformel, dem gleichermassen für den catholischen Glauben in England sich so eifrig verwendenden großen Gelehrten, und berühmten Staatskanzler, dem Thomas Morus fällte und an ihm vollziehen ließ — ein Urtheil endlich, das sogleich im folgenden Jahr, der auch in seiner Liebe so wankelmüthige König, selbst der Anna Bullen,

seiner Gemahlin, dieser Ursache der Hinrichtung des Fischers und Morus, sprach und unerbittlich an ihr vollführen ließ. Fischers Enthauptung geschah am 22. Junii 1535. zu Towerhill, und er bezeigte sich sowohl in Absicht auf seine Vorbereitung zum Sterben, als auf die Erduldung des Todes selbst, ganz würdig. Er kleidete sich nemlich an diesem seinem letzten Lebenstage beßer als gewöhnlich, und da ihm sein Bedienter deswegen seine Verwunderung zu erkennen gab, so versicherte er gegen selbigen, daß dieser Tag in seinen Augen sein Hochzeittag wäre. Als die große Volksmenge bey seiner Hinausführung durch starkes Zudringen Ursache abgab, daß man nur ganz langsam gehen konnte, so ergriff er das neue Testament, und bat Gott, daß er ihm in diesem Buche, das sein Trost in der beschwerlichen Gefangenschaft gewesen wäre, und ihn bey seinen vielen Leiden jederzeit so kräftig aufgerichtet hätte, eine Stelle finden laßen möchte, die ihn auch jezt bey seinem Verscheiden göttlich erquicken könnte. Nun öfnete er das Buch und sein erster Blick fiel zufälliger Weise auf die Worte des Erlösers im 17. Cap. Joh. v. 3. Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. Ganz erfreut, diese vortrefliche Stelle unvermuthet gefunden zu haben, schloß er das Buch zu, wiederhohlte sie etliche Mahle laut im Gehen, und stellte darüber andächtige, stille Betrachtungen an. Als er auf dem Schaffot war, so sagte er das Te Deum her, und stand nach geschloßenem

Gebete den Schwerdtstreich muthig aus. Sein Kopf wurde auf eine Stange auf der Brücke gesteckt, sein Cörper aber wurde zuerst in der, in Towerstreet befindlichen Kirche, All Hallows-Barking, beygesetzt, einige Zeit darauf aber nach der Kapelle im Tower *) gebracht, um neben seinem Freunde Thomas Morus zu ruhen. Doch er blieb nicht lang in der Gesellschaft seines Leidensgefährten, so wie sein Kopf nicht lang auf der Londner Brücke. Denn des Thomå Mori zärtliche Tochter, Margaretha Ropes ließ den Leichnam ihres Vaters nach Chelsea bringen, und seinen Kopf, der zufälliger Weise in die Themse geworfen ward, sich zustellen. Sie bewahrte ihn, so lang sie lebte, als eine Reliquie auf, und befahl, daß er ihr, nach ihrem Tode in die Arme gegeben und mit ihr begraben werden sollte. So starb Fischer, dieser alte achtzigjährige Greis. Er war ein eben so kluger als frommer Mann — nur ist es zu bedauern, daß er durch die damahls herrschenden Vorurtheile sich hinreißen ließ, und äußerst aufgebracht gegen alle diejenigen war, die der påpstlichen Gewalt zu nahe treten wollten! Er ward ein Opfer der Treulosigkeit des Generalfiscals Rich, der unter dem Scheine, ihn zu Rathe zu ziehen,

*) Die ehemahlige alte Kirche innerhalb des Towers, St. Petrus ad Vincula, war weit prächtiger als die jetzige Kapelle, denn sie war der Ort, wo die Könige von England gelegenheitlich ihre Andacht verrichteten, prangte mit einem zwiefachen Chor dem Petrus und der Maria gewidmet, hatte ein schönes Creuz, und schöne Gemählde, besonders aber viele gemahlte Fenster.

Bayerische Staatsbibliothek München

hen, sein Vertrauen gewann und ihn verrieth. Von seiner in den damahligen Zeiten wirklich großen Gelehrsamkeit zeugen seine Schriften, die einzeln nach und nach herauskamen, aber auch in einem Bande in den Jahren 1557. und 1597. zu **Würzburg** edirt wurden.

Druckfehler.

Seite 1. Zeile 7. lies: Armandi statt Armondi. S. 2. Z. 26. l. Diensten st. Dienste. S. 9. Z. 20. l. Jeannin st. Jeamim. S. 9. Z. 22. l. selbigem st. selbigen. S. 15. Z. 21. l. Cavalier st. Cavallier. S. 18. Z. 9. l. neuem st. neuen. S. 18. Z. 11. l. Julii st. Juli. S. 27. Z. 3. l. D'arry st. Dorry. S. 48. Z. 22. l. selbigem st. selbigen. S. 65. Z. 21. l. ihn st. ihm. S. 90. Z. 2. und 5. wie auch S. 91. Z. 7. lies Mandarinen st. Mandarinnen. S. 91. Z. 22. l. Gefängnis st. Gefängnuß. S. 91. Z. 24. l. wurden st. worden. S. 97. in der Anmerkung l. ungeändert st. umgeändert. S. 107. Z. 7. l. den st. dem S. 107. Z. 17. ist nach Staatsrath — nicht mehr — einzuschalten. S. 110. Z. 18. l. Kuilemburgischen st. Kuibemburgischen. S. 130. Z. 5. l. Dinte st. Diente. S. 131. Z. 11. l. den st. dem. S. 135. Z. 12. l. Lincolnscollegium st. Lincolnscollegium. S. 140. Z. 25. l. Usher st. Uscher. S. 145. letzte Z. l. dünnem st. dünnen. S. 146. Z. 11. und S. 147. Z. 12. l. Sherif st. Scherif. S. 154. Z. 21. l. Stil st. Stiel. S. 156. Z. 13. l. Shakespeare st. Schakespeare. S. 158. Z. 19. 167. Z. 13. und 171. Z. 1. l. Dodds st. Doods. S. 167. Z. 27. ist nach: gegeben ward, mit einem Puncte die Periode zu endigen. S. 174. Z. 13. l. willfahret st. willsahret. S. 179. Z. 21. l. quälender st. quällender. S. 190. Z. 21. l. nähmen st. nehmen. S. 194. letzte Z. l. Billette st. Billete. S. 224. Z. 21. l. sehen, st. sahen. S. 239. Z. 25. l. seinem st. seinen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

× 5/2002

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilder, Georg Christoph, 1748-1814

Biographien hingerichteter Personen die sich durch ihre hohe Würde, Gelehrsamkeit, Verbrechen, Unschuld oder Martern auszeichneten aus den besten Schriften gesammlet
Bd.: 2

Nürnberg (1791)

Biogr.c. 344 g-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071214-5
VD18 80036694